

RIS FLECTING

Grundlagen, statements und Modelle
zur Rausch- und Risikopädagogik

Ein Studien- und Lesebuch



RISFLECTING – EIN ÜBERBLICK IN KÜRZE:

Risflecting ist ein pädagogisches Handlungsmodell in der Jugend- und Präventionsarbeit, das den Umgang mit Rauscherfahrungen und Risikoerlebnissen verbessern möchte. Denn erhöhte Kompetenzen im Umgang mit dem Außeralltäglichen seitens des Individuums insbesondere aber der sozialen Gruppe und des gesellschaftlichen Umfelds sichern primär-präventiv die Übernahme von Verantwortung und verringern sekundär-präventiv die Wahrscheinlichkeit, dass aus Risiko Gefahr wird.

Die Optimierung folgender Handlungsressourcen hat risflecting zum **Ziel**:

X SOZIALE KOMPETENZEN

Auf individueller wie sozialer Ebene sind damit folgende 3 Kultivierungs-instrumente gemeint:

- die offene Diskussion, über Rausch- und Risikoerfahrungen, -sehnsüchte und -strategien
- soziale Wahrnehmung, wie sie das dänische Präventionsprogramm „look at your friends“ auf zweifache Weise fokussiert: „Schau, wer deine Freunde sind – und schaut aufeinander, wenn ihr gemeinsam unterwegs seid.“
- Entwicklung stabiler nachhaltiger sozialer Netze und Strukturen in allen gesellschaftlichen Settings, die Begleitung und Lernraum anbieten können.

X BREAK

Die Kompetenz, vor dem Eingehen auf eine Risikosituation kurz inne zu halten und innere Bereitschaft, psychische und physische Verfassung sowie soziale und Umweltfaktoren miteinander in Abstimmung zu bringen, bevor die Entscheidung zur Handlung getroffen wird, wird break genannt. Dieser – mitunter durchaus kurze – Wahrnehmungs- und Entscheidungsprozess ist weniger kognitiver als emotionaler Natur – zumal auch ein Zugang zur Wahrnehmung des eigenen Körpers wichtige Voraussetzung für diese Kompetenz ist.

X REFLEXION

Ein notwendiges Instrument zur Vorbereitung auf Rausch- und Risikoerfahrungen ist, so deutet bereits das Kompositum „Risflecting“ darauf hin, dass außeralltägliche Erfahrungen Reflexion auf individueller und sozialer Ebene brauchen, um nachhaltig wirken zu können, d.h. für den Alltag nutzbar zu sein. Erst die Integration in das alltägliche Leben – auch im Sinne einer gesundheitsfördernden „Kultur der Balance“ – beugt Fluchttendenzen und moralische Bewusstseinspaltungen (wie sie beispielsweise den gesellschaftlichen Umgang mit Alkohol bestimmen) vor.

Grundlagen des risflecting-Ansatzes ist der empowerment-Ansatz der WHO, die flow-Forschung, Erkenntnisse der Psychoanalyse, der Gehirnforschung sowie sozial-ethnologischer Studien.

Zielgruppen von risflecting sind nicht Problemkonsumenten von Substanzen und Missbraucher, nicht Personen und Gruppen mit exzessivem Risikoverhalten. Solche Personengruppen bedürfen sekundärpräventiver Hilfestellung und Maßnahmen der harm reduction.

Risflecting zielt darauf ab, jener großen Gruppe von Personen, die Risikosituationen unbewusst eingehen und Rauscherfahrungen konsumieren, bewusste Kultivierungsmöglichkeiten durch Projekte und Beziehungsarbeit anzubieten (siehe in dieser Studie: 7.1. – Risikotyp III).

Da Risikoverhalten je nach persönlicher Vorliebe und sozialem Setting variiert, sind Risikotypen als durchgängige Handlungsstrategie nicht eindeutig diagnostizierbar – wir haben es in unserem pädagogischen Handeln also immer mit einer Melange verschiedener Handlungsdynamiken und Einflussfaktoren zu tun. Hier strebt risflecting **Balance** an: So brauchen in mancher Situation die einen mehr Risikobereitschaft, die anderen wiederum Hilfestellung durch Begrenzung derselben.

Methoden und Modelle, die im Rahmen von risflecting entwickelt werden, sind denn auch solche, die auf ein breiteres Kompetenzbündel zielen, als den Umgang mit einer Substanz oder Verhaltensweise. Wenn diese allgemeinen Fähigkeiten: Risikowahrnehmung, soziale Kompetenzen und Netze und Ritualisierung von Lebenserfahrungen auch den Anschein erwecken, wiederum nur allgemeinpräventiver Natur zu sein, so sind sich die im Sinne von risflecting Handelnden bewusst, damit die Grundlage für spezielle skills im Umgang mit Sehnsüchten nach dem Außeralltäglichen und der Dynamik seiner Erfahrung zu entwickeln.

INHALT

VORWORT

1. **VERSUCH EINER BEGRIFFSKLÄRUNG**

1.1. *Hilde Scheickl*: Risiko und Wagnis

1.2. *Luis Töchterle*: Risikoverhalten von Gruppen

1.3. *Luis Töchterle*: Flow und Kick

1.4. *Gerald Koller*: Rausch

1.5. *Jürgen Einwanger*: Risikooptimierung

2. **DAS DILEMMA DER BEWAHRUNGSPÄDAGOGIK**

2.1. *Hans-A. Hüsgen*: Kommunikation mit Konsumenten psychisch wirksamer Mittel

2.2. *Werner Lindner/Thomas Freund*: Der Prävention vorbeugen

2.3. *Gerald Koller*: Pädagogik: Wege aus der Neurose?

2.4. *Luis Töchterle*: Risiko – ja bitte!

3. **GERALD KOLLER: DAS RISFLECTING KONZEPT**

3.1. Gesellschaftliche Polaritäten

3.2. Ein neues pädagogisches Kommunikationsmodell

3.3. Ziele

3.3.1. Lebenskompetenzen als Voraussetzung für die Entwicklung von risflecting

3.3.2. Strukturelle Grundlagen als Voraussetzung für den Einsatz von risflecting

3.4. Die Praxis

4. **LITERATURANALYSEN: JUGEND, RAUSCH UND RISIKO**

4.1. *Dr. Joachim Willfahrt*: Genussfähigkeit als präventive Lebenskompetenz in der Gegenwartsgesellschaft – Bricolage zum jugendlichen Hedonismus

4.2. *Cand.phil. Annemarie Rettenwander*: Risiko und Extremsport fokussiert auf den Bereich „Risikoverhalten Jugendlicher“

4.2.1. Einleitung

4.2.2. Risiko und Extremsport

4.2.3. Risikoverhalten Jugendlicher

4.3. *Mag. Christoph Strieder*: Rausch und Rauschmittelkonsum

4.3.1. Rausch im gesellschaftlichen Kontext

4.3.2. Psychologische und soziologische Theorien zum Thema Rausch

4.3.3. Kontrollierter Rauschmittelkonsum als psychosozialer und kultureller Lernprozess

4.3.4. Neue Konzepte für den Umgang mit Rausch

4.3.5. Exkurs: Das Fest – Funktion und Bedeutung im gesellschaftlichen Wandel

4.3.6. Zusammenfassende Betrachtungen und Schlussfolgerungen

4.4. *Mag. Andrea Baldemair*: Rausch, Trance und Ekstase – erläutert am Beispiel der Techno-Tanz-Bewegung unter Berücksichtigung körpereigener, psychoaktiver Substanzen

5. **GERALD KOLLER: PÄDAGOGISCHE KONSEQUENZEN**



- 6. **METHODEN**
- 6.1. *Michael Guzei*: Die Life Check-Methode: Risikotypen
- 6.2. *Gerald Koller*: Gruppenreflexion: Rausch- und Risikodynamiken in Gruppen
- 6.3. *Gerald Koller*: Festkultur
- 6.4. *Gerald Koller*: Rituale
- 6.5. Geschlechtsspezifische Prävention
- 6.5.1. *Manuela Steger*: Mädchenarbeit und Risiko
- 7.5.2. *Gerald Koller*: Schwache Stärke – der Weg zum Mann-sein
- 7. Models of good practice
- 7.1. *Mag. Gerald Brandtner*: Vom Verbot zum Genuss – Auf dem Weg zur Bewährungspädagogik für beeinträchtigte Jugendliche
- 7.2. *Hermann Hauer*: break the shake & mix your drink – Ein Barmixworkshop im Rahmen des Mega-Event „Vienna in Motion“ im Rathaus Wien
- 7.3. *Ingrid Höchtler/Christa Preining*: Quadratmeter zu verschenken – Ein Projekt im öffentlichen Raum
- 7.4. *Wolfgang Schöngruber*: „Wagnis Leben“ – Ein Empowerment-Konzept für Jugendliche am Übergang zum Erwachsen-werden
- 7.5. *Doris Stein-Wagner*: Wegsuche in der Wildnis – Übergangsrituale für Jugendliche
- 7.6. *Christine Zauner*: Brauch oder Missbrauch? Die Neudefinition des Krampuslaufens durch die Landjugend Vorderstoder
- 7.7. *Hubert Fischer*: Spiele das Spiel – Eine Heldenreise als Rausch- und Risiko-Abenteuer junger Männer
- 7.8. *Bernhard Santjer*: in flow – Alltägliches nicht alltäglich erfahren
- 7.9. *Martin Morawetz*: Erlebendes Theater

ANHANG: DIE AUTORINNEN



VORWORT

Rausch und Risiko – sie scheinen die großen Dämonen in unserem Leben zu sein: Begierig sehen wir uns nach ihnen – und wenden uns dann wieder ab, voll von Furcht. Die ambivalente Haltung zu diesen Randbereichen unseres Bewusstseins äußert sich auch im ambivalenten Umgang unserer Gesellschaft mit Rausch- und Risikoverhalten: Auf der einen Seite pädagogisch bekämpft, moralisiert und minimiert – auf der anderen Seite in Fußballstadien, Fernsehshows, Zelt-festen und Börsen umsatzträchtig gefördert.

In dieser schizophrenen Spaltung werden Jugendliche allein gelassen. Auf diese Weise aber kann keine Kultivierung von Rauscherfahrungen, keine Optimierung von Risikoverhalten erreicht werden. Die **Integration** von Rausch- und Risikoverhalten ist also erste Voraussetzung dafür, sich reflektiv damit auseinanderzusetzen – und damit Verantwortung für jene Bereiche des Lebens zu übernehmen, die nicht der Vernunft gehorchen.

„Risflecting“ ist ein pädagogischer Ansatz, der seit nunmehr 2 Jahren kommunikative, wissenschaftliche und methodische Grundlagen für eine fundierte Weiterentwicklung des pädagogischen Umgangs mit Rausch und Risiko entwickelt. In den 80-er Jahren des 20. Jahrhunderts war eine erste Abkehr der vorherrschenden Bewahrungsstrategie hin zur Bewährungspädagogik zu beobachten – abschreckende Maßnahmen machten ursachenorientierten Präventionsansätzen Platz, deren Kern life-skills-Programme darstellten. Mitte der 90-er begann die harm-reduction Risiko nicht mehr zu bekämpfen oder zu umgehen, sondern ernst zu nehmen: allerdings mit dem ausschließlichen Ziel, es zu minimieren. Damit aber stellten diese Ansätze letztlich einen abgeschwächten Ansatz der Bewahrungspädagogik dar. Erst neuere Ansätze, die „risflecting“ zusammenfasst, beachten auch die gesundheits- und entwicklungsfördernden Anteile von Rausch- und Risikoerfahrungen und suchen nach Wegen, sie durch bewusste Kultivierung zu optimieren. Damit wird ein Weg zu und mit den Menschen begangen, die Rausch- und Risikoerfahrungen ungeachtet pädagogischer und politischer Interventionen immer schon suchten und auch weiter aufsuchen werden.

Die vorliegende Studie fasst theoretische Konzepte, Analysen relevanter theoretischer Literatur und Praxiserfahrungen aus der Arbeit mit Jugendlichen in begleiteten Pilotprojekten zu einem ersten Überblick über rausch- und risikointegrative Pädagogik zusammen.

Allen, die dazu Beiträge geleistet haben und weiter leisten, danke ich herzlich für ihr Engagement im gemeinsamen Pool.

Gerald Koller
Koordinator „risflecting“

1. VERSUCH EINER BEGRIFFSKLÄRUNG

Dieses Kapitel zitiert einige Kontexte, die die dynamischen Phänomene Rausch und Risiko beschreiben.

Bei Rausch und Risiko handelt es sich um emotional vielfach besetzte Begriffe, die auch ihrerseits ein multiples, emotionales Geschehen umschreiben. Hier wird daher der Versuch einer Annäherung unternommen.

1.1. HILDE SCHEIKL: RISIKO UND WAGNIS

Der Begriff des Risikos ist in den italienischen Städten des 12./13. Jahrhunderts im Kontext des Fern- und Seehandels aufgetaucht.

Bonß¹ schreibt von zwei wesentlichen Unterscheidungen:

- x „Gefahren“ bestehen unabhängig von den Handelnden, sind subjekt- und situationsabhängig und beinhalten unbeherrschbare Unsicherheit.
- x „Risiko“ bedeutet, dass Handlungsabsichten und deren Umsetzung subjektbezogene Entscheidungen für Unsicherheiten enthalten und ein bewusstes „Wagnis“ darstellen.

Warwitz² unterscheidet Risikosituationen differenzierter in Risiko und Wagnis.

Risiko (lat. Risicare) – etwas Gefahr laufen, von der Schifffahrt kommend – Klippen umschieben;

Wagnis (von Wagan) – etymologisch verwandt mit „Waage“, sich etwas getrauen, den Mut haben etwas zu tun, abwägen; ein bewusstes Entscheiden.

Das Wagnis als Prozess der Bewusstwerdung:

Wagnis setzt seinen Bedeutungsschwerpunkt auf die Vorgänge innerhalb der sich gefährdenden Person, der bewussten und der freiwilligen Einstellung und Haltung des Akteurs. Das Bewusstsein bedingt kognitive Kenntnisse über Risikosituationen und eine reflektierte Haltung gegenüber der eigenen Person.

M. Apter stellte die Theorie auf, dass der Wagnisbereite einen schützenden Rahmen schafft, in dessen Spielräumen er zu Risikohandlungen bereit ist. Er dringt von seiner Sicherheitszone in die Gefahrenzone ein und erweitert seine Erlebnisräume.³

Der Wagende verlässt seinen sicheren Standort, begibt sich in die Zone des Ungewissen und der Gefährdungen, um Wertschöpfung und Zuwachs an Kompetenzen zu erhalten.

Der Wertgewinn im Wagnis, neue Sicherheit, die aus dem Eingehen von Unsicherheit resultiert, stellt eine neue Erlebnisdimension und Lebensräume dar, die mit innerem Wachstum parallel erfolgen. Er baut auf bereits vorhandene Kompetenzen neue auf, schafft intensives Leben und Erlebnistiefe, die einem raschen Konsumrausch widerstreben, vollzieht Identitätsfindung und Charakterbildung in nicht ein-maligen Ereignissen und nicht ohne aktiver Beteiligung.⁴

„Im Gegenzug veranlassen extreme Bewegungen (beim Sportklettern) ein Umdenken. Wenn ein Fuß über einem zu liegen kommt, unter den Beinen die Bäume schrumpfen und der Abstand zum letzten Sicherungshaken immer größer wird, dann verschieben sich auch gewohnte Wahrnehmungsweisen.⁵

Handlungsabhängige Risiken bedeuten damit für die Menschen nicht nur Bedrohung, sondern auch Chance und Weiterentwicklung.

Vorbeugung von Risiko beinhaltet eine exakte Darstellung von Gefahrenpotentialen. Ausdrucksformen des Erlebens und der jeweiligen Risikohandlung sind personen- und sachspezifisch bedingt. Risikoaffinität wird laut Balint dem „Philobat“, einem Menschentyp der Wagnisse genießt, ein hohes Selbstvertrauen aufweist, aber auch der Illusion unterliegt, aus eigener Kraft Probleme lösen zu können, zugesprochen. Der Onkophile stellt demnach das Gegenstück dar – ein Menschentyp, der sich vor Wagnissen fürchtet, Gefahren lieber ausweicht, sich durch Anhänglichkeit ausweist und in naiver Zuversicht lebt.

Personen, die Risiko schätzen, suchen es auf vielen Gebieten, nicht nur im Sport, sondern auch in der Partnerschaft, im Beruf – generell im Lebensstil.⁶

Laut Antonovsky geht niemand sicher am Ufer des Lebensstroms entlang; wer sich in absoluter Sicherheit wiegt, versucht dem Risiko nicht ins Auge zu sehen. Erst wer sich in den Strom des Lebens wagt, wird Kompetenzen im Umgang mit Risiko erlernen, folglich auf den gesundheitlichen Zustand Einfluss nehmen und Handlungs-vielfalt gewinnen.

Prävention bewegt sich laut Koller im Feld der Primär- und Sekundärprävention, die einen fließenden Übergang zu den Zwischenräumen, einerseits zur Risikominimierung und andererseits zur Kompetenzentwicklung, beinhaltet.

Allgemeine Ziele von Risikoprävention finden sich in der Optimierung von Risiko und der Entwicklung einer verfeinerten Risikowahrnehmung, die der genannten Kompetenzentwicklung entspricht. Der Risikobereite benötigt die Fähigkeit, objektive

1 Wolfgang Bonß, „Vom Risiko – Unsicherheiten und Ungewissheiten“ 1995

2 Siegbert Warwitz „Sinnsuche im Wagnis“ 2001

3 Siegbert Warwitz „Sinnsuche im Wagnis“ 2001

4 Siegbert Warwitz „Sinnsuche im Wagnis“ 2001

5 Helga Peskoller „extrem“ 2001

6 Bernhard Heinzlmaier und Manfred Zentner im Trendpaket 2 / 1998 „Lust auf mehr“



und subjektive Risikofaktoren abzuklären und gleichzeitig das Restrisiko möglichst gering zu halten, um sich in einer vertretbaren Risikobelastung zu bewegen.

(Quelle: Reader zum Projekt: Risk + Fun – peer group education bei: OEAV (Hrsg.): Risk+Fun, Risikoprävention für jugendliche SnowboarderInnen/SportkletterInnen, Manual+Reader, Innsbruck, 2002.)

1.2. LUIS TÖCHTERLE: RISIKOVERHALTEN VON GRUPPEN

Die Sozialpsychologie hat sich intensiv mit der Frage beschäftigt, wie in Gruppen Entscheidungen zustande kommen, wenn damit Risiken verbunden sind. Es gibt dazu eine Reihe von interessanten Untersuchungsergebnissen, Experimenten und Theorien. Angesichts der Sportausübung von Jugendlichen scheint es angeraten, sich mit dieser Frage genauer zu beschäftigen. Fast immer sind die Akteure zu zweit oder in kleinen Gruppen unterwegs und müssen ihre Entscheidungen autonom treffen.

Das Risikoschub-Phänomen

Der Begriff (im englischen Original: risky-shift-phenomenon) stammt von J.A.F. STONER (1961), der mehreren Gruppen von Versuchspersonen zwei Entscheidungsmöglichkeiten zu verschiedenen Alltagssituationen vorlegte. Eine der Möglichkeiten war jeweils mit einem höheren Risiko behaftet als die andere. Nachdem alle Versuchspersonen zuerst einzeln ihre persönliche Entscheidung abgegeben hatten, wurde in der Gruppe darüber diskutiert und eine Gruppenentscheidung gefällt.

Dabei zeigte sich ein statistisch signifikanter Trend zur riskanteren Entscheidung nach der Gruppendiskussion. Dieser Trend („Risikoschub“) trat in männlichen und weiblichen Gruppen gleichermaßen auf. Bei einer Kontrollgruppe, die außer der Gruppendiskussion alle Teile des Versuchs parallel absolvierte, blieb das Phänomen gänzlich aus.

Das Experiment von STONER erregte in der Fachwelt hohe Aufmerksamkeit und wurde in zahlreichen Variationen wiederholt, wobei sich die Ergebnisse im Wesentlichen bestätigten. Als Erklärung für das auffällige Phänomen werden vier Faktoren genannt:

- x Diffusion der Verantwortung: Der/die Einzelne „versteckt“ sich hinter der Gruppe, „alle“ hätten diese Entscheidung mitverantwortet. Auch die Folgen der Entscheidung haben schließlich alle zu tragen.
- x Höheres Informationsniveau: Durch die vielen Argumente und Sichtweisen, die in die Gruppendiskussion eingebracht wurden, entsteht der Eindruck, man habe nun „alles bedacht“.
- x Führerschaft: Ein risikofreudiger Führer/Leiter lässt die pro-Risiko-Argumente eher zu und verstärkt diese noch.
- x Risiko als sozialer Wert: Gezeigte Risikobereitschaft kann den Status innerhalb der Gruppe heben und zu einem Verlassen gewohnter Positionen verführen („wilder Hund“).

Kritik und Bedenken

Von Beginn an (HOLZKAMP 1964) wurden die Publikationen zum Risikoschub-Phänomen von Kritik begleitet. Hauptangriffspunkt ist die rein fiktive Realität der Versuche. Die Versuchspersonen mussten sich ja nur in theoretische Situationen hinein-denken, das gesamte Risiko blieb hypothetisch. Niemand war von den Folgen der Entscheidungen wirklich betroffen.

Darüber hinaus scheint die Übertragbarkeit der Ergebnisse (Repräsentanz) frag-würdig. Die soziale Realität einer nur zum Versuchszweck zusammen gestellten Studenten-Gruppe kann nicht ohne weiteres mit einer tatsächlich gemeinsam agierenden Gruppe mit gemeinsamer Vergangenheit und gemeinsamen Zukunftsperspektiven verglichen werden.

Interessant ist auch die Tatsache, dass in manchen Versuchen ein genau entgegen gesetzter Trend („Vorsichtsschub - Cautious shift“) festgestellt wurde. Daher spricht man heute eher von einer polarisierenden Wirkung durch Gruppendiskussionen.

Groupthink-Symptom

Spektakuläre politische Fehlentscheidungen (z. B. die amerikanische Invasion in der Schweinebucht, Watergate-Affäre) und irritierende menschliche Verhaltensweisen (Massaker in Kriegen und Konzentrationslagern) haben Sozialpsychologen heraus-gefordert, zugrunde liegende Verhaltensprinzipien zu erforschen. Vor allem die Wahrnehmungs-Versuche von ASCH und das schaurige Bestrafungs-Experiment von MILGRAM haben die Existenz von Konformitätsprozessen in bestimmten sozialen Situationen nachgewiesen.

Mit dem Groupthink-Symptom erklärt JANIS (1982) die Tatsache, dass sogar Gruppen von hochkarätigen Experten krasse Fehler begehen können. Demnach schieben oder lassen Gruppen mit ausgeprägtem Zusammengehörigkeitsgefühl („Kohäsion“) alle Bedenken und Argumente beiseite, wenn sie das Streben nach Einmütigkeit stören könnten.

Wie mit Groupthink umgehen?

Wie kann man als Gruppenmitglied das Groupthink-Symptom wahrnehmen, Sensibilität dafür entwickeln? Es gibt Stimmungen und Aussagen, die vor dieser Falle warnen können:

- x **Selbstüberschätzung der Gruppe:** Zeigt sich als Illusion der Unverwundbarkeit der Gruppe und in der Überzeugung, moralische Standards zu vertreten – „we are the champions“, „uns kann nichts passieren“, „wir schaffen alles“, „so was gibt’s bei uns nicht“
- x **Geschlossene Ansichten:** Warnungen werden abgewertet oder ignoriert, andere (konkurrierende) Gruppen diffamiert – „wir haben hundertprozentig Recht“, „alle anderen sind ...“
- x **Druck in Richtung Einheitlichkeit:** Man ertappt sich selbst dabei, Widerspruch zu vermeiden, tut so, als ob alles eindeutig sei, und übt auf abweichende Meinungen Druck aus – „wir sind total einer Meinung“, „wer nicht für uns ist, ist gegen uns“

Was kann eine Gruppe vorbeugend gegen die Gefahr von Groupthink tun? Besonders sinnvoll scheint die Zuziehung von Experten, mit denen man fachliche Fragen und die Art, wie Entscheidungen in der Gruppe zustande kommen, offen bespricht. Daraus sollte sich eine Diskussions-Kultur entwickeln, die Widerspruch aufwertet, Alternativen ernsthaft prüft und nach Möglichkeit ausreichend Zeit für Entscheidungen einräumt.

(Quelle: Reader zum Projekt: Risk + Fun – peer group education bei: OEAV (Hrsg.): Risk+Fun, Risikoprävention für jugendliche SnowboarderInnen/SportkletterInnen, Manual+Reader, Innsbruck, 2002.)

LITERATURSAMMLUNG ZUM THEMA:

- Antons, Klaus. u.a. (2001): Gruppenprozesse verstehen. Gruppendynamische Forschung und Praxis. Leske u. B., Verlag
- Bierbaumer, Niels (Hg.) (1998): Enzyklopädie der Psychologie, Bd.7, Vergleichende Psychobiologie. Hogrefe Verlag, Göttingen
- Forgas, Joseph P. (1999): Soziale Interaktion und Kommunikation. Eine Einführung in die Sozialpsychologie, Psychologie Verlagsunion
- Frey, Dieter. Irle, Martin (2000): Theorien der Sozialpsychologie, Bd.2, Soziales Lernen, Interaktion und Gruppenprozesse. H. Huber, Göttingen (2000)
- Frey, Dieter. Irle, Martin (2002): Theorien der Sozialpsychologie, Bd.3, Motivation und Informationsverarbeitung. H. Huber, Göttingen (2002)
- Herek, G., Janis, I., and Huth, P.,(1987): Decision Making during international crisis. Journal of Conflict Resolution 2, June 1987
- Holzkamp K. (1964): Theorie und Experiment in der Psychologie, Berlin
- Holzkamp, Klaus. (1978): Gesellschaftlichkeit des Individuums. Aufsätze 1974 - 1977. Köln, Pahl- Rugenstein
- Holzkamp, Klaus (1985): Grundlegung der Psychologie. Studienausgabe. Campus Fachbuch
- Janis, I.L. (1982): Groupthink -psychological studies of policy decisions and fiascoes, Boston
- Keupp, Heiner. Bilden, Helga (1989): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Münchener Beiträge zur Sozialpsychologie. Hogrefe Verlag, Göttingen
- Kogan, N.; Wallach, M.A. (1964): Risk taking. A study in cognition and personality, New York
- Lüthgens C. (1997): Wo Janis irrte - eine kritische Betrachtung zentraler Randbedingungen für Groupthink unter besonderer Berücksichtigung der Dissonanztheorie, Regensburg 1997
- Moorhead, G., Ference, R., & Neck, C.P.(1991): Group Decision Fiascoes:
Space Shuttle Challenger and a Revised Groupthink Framework. Human Relations. 44(6), 539-550
- Sader, M. (1976): Psychologie der Gruppe, München
- Schulz-Hardt S. (1997): Realitätsflucht in Entscheidungsprozessen - von Groupthink zum Entscheidungsautismus, Bern u.a.
- Thomas, Alexander. (1992): Grundriß der Sozialpsychologie, in 2 Bdn., Bd.2, Individuum, Gruppe, Gesellschaft. Hogrefe Verlag, Göttingen



1.3. LUIS TÖCHTERLE: FLOW UND KICK

Was ist Flow?

Der Begriff stammt von M. Csikszentmihalyi⁷, der einen bestimmten, gleichartigen Bewusstseinszustand bei Kletterern, Schachspielern und Chirurgen beschrieben und so bezeichnet hat. Dieser Zustand ist ein „Aufgehen im Tun“, ein „Gleichgewicht zwischen Aufgabenschwierigkeit und Problemlösekompetenz“. Flow gibt's auch als Alltagsphänomen bis hin zum Geschirrspülen oder Rasenmähen. Flow kann sich einstellen, wenn ich eine Aufgabe gern tue und sie mein kompetentes Handeln fordert.

Eine Aufzählung von Merkmalen dieses Glück und Lebensfreude spendenden Zustands:

- x stimmiges Verhältnis von (steigerbaren) Anforderungen und Fähigkeiten
- x klare Struktur der Aufgabe und eindeutige Ziele
- x unmittelbares Feedback an den Handelnden
- x Kontrolle der Situation
- x Konzentration und Aufmerksamkeit
- x Verschmelzen von Handlung und Bewusstsein
- x Selbstvergessenheit, Verlust des Zeitgefühls⁸

Im Gegensatz dazu der Kick:

„Der Kick ist ein kurzer Anstoß, im Wortsinne ein Tritt. Der Kick schleudert mich in ein Erlebnis, wie der Ball nach dem Tritt ballistisch (d.h. ohne Eigenlenkung) fliegt. Im Flow handle ich alles andere als ballistisch: Ich bin hellwach, nehme klar wahr, prüfe, vergleiche, entscheide, setze die Entscheidung um, genieße den Erfolg, wäge den nächsten Schritt ab, etc. der ‚arme‘ Mensch, der hingegen seinen Kick erlebt, fliegt immer noch ballistisch ... (Interessanterweise werden Kick-Erlebnisse häufig mit Flug-Handlungen in Verbindung gebracht: die Seilrutsche, die Achterbahn, der Bungee-Sprung, etc.) ... Wer den Kick sucht, wird den Flow nicht finden. Wer hin-gegen den Flow hat, braucht den Kick nicht mehr.“⁹

7 Mihaly Csikszentmihalyi, Das flow-Erlebnis: Jenseits von Angst und Langeweile im Tun aufgehen, Stuttgart 1985

8 Inken Plöhn: Flow-Erleben – Eine erlebnispädagogische Anleitung zum Motivationstraining für Jugendliche, Neuwied 1998, S 15 f.

9 Martin Schwiersch „Was ist Flow?“, in (wie Anm. 9), S 14 ff.



1.4. GERALD KOLLER: RAUSCH

Rausch ist von variabler Bedeutung: Schon der Unterschied zwischen den Worten „Liebesrausch“ und „Blutrausch“ macht dies deutlich. Rausch als Verlangsamung unserer Befindlichkeit (dadurch tritt eine Veränderung unseres Spannungszustandes ein) als Verlagerung der Gehirnaktivität ins bilderreiche Alpha-Niveau (die Alpha-Wellen sind u.a. für Entspannung und Traumschlaf verantwortlich und bewegen als Botschaft Bilder statt Worte), Rausch also als Umstieg in andere Bewusstseins-ebenen, zu denen der rationale Zugriff unseres Willens nicht möglich ist: Alle haben wir ihn erlebt – und manche von uns haben dabei Erinnerungen an das bilderreiche Kind-sein gehabt: unser erster Rausch. So ist Berauschung oftmals der Versuch, die Geborgenheit der Mutterbrust wiederzugewinnen; wohliges Beharren im entspannten weichgewordenen Raum, Zurückkriechen in den Uterus der Freiheit von Gedanken, Zwängen und der Alltagshetze. „Wenn ich drei Wochen hart, auch erfolgreich und mit Spaß arbeite, betrinke ich mich eines Abends – beinahe ohne es zu wollen – und fühle mich wieder entspannt“, sagt mir ein Manager. Und ein Arbeiter: „Die ganze Woche buckle ich in einem Scheiß-Job. Am Wochenende belohne ich mich dafür mit Bier“. Rausch ist Kompensation, Weltflucht und der Versuch, zu neuen Ufern aufzu-brechen, also geistiges Wagnis. Diesen letzten Aspekt hat die LSD-Bewegung der 60er in den Vordergrund gestellt. Die Bücher von Carlos Castaneda haben Tausende zu neuen Wirklichkeiten aufbrechen lassen und damit die Allmacht unserer als einzig real erlebten Wirklichkeit gebrochen. Sie haben auch einen Psycho-Boom entstehen lassen, der heute viele tausend Menschen in die Arme einer Seelen-industrie mit ihren Seminar- und Gruppenangeboten treibt. Aber auch die ökologische Bewegung mit ihrem starken Natur- und Umweltbewusstsein ist aus der Hippie-Szene der 60er entstanden. Je nach Motivation und Hintergrundgeschichte wird daher Verdrängung oder Wissensdurst der Einstieg in ein Rauscherlebnis sein. Wer also eine rauschfreie Menschheit fordert, geht nicht nur an der Alltagswirklichkeit vorbei, sondern übersieht auch, dass die Menschheit freudlos, ohne Fest und Ausnahmesituationen kollektiv deprimiert. Wer das Ventil Rausch bekämpft, muss vielmehr jene Ursache angehen, die Ventile nötig macht: eine rationalisierte, moralische Welt, in der Leistungsgedanke vor dem Menschsein steht. Wer Rausch als hedonistische Selbstbefriedigung anprangert, ist angehalten, den Blick auf eine Konsumgesellschaft zu richten, die vielerlei Werte veräußerlicht hat, denn in Wahrheit ist nicht der Rausch das Problem, sondern der Verlust seiner Verankerung in einem Kultursystem – was zu Unkontrolliertheit, Vermassung und Verflachung führt. Die Geschichte gibt uns Beispiele: Rauscherfahrungen werden immer im rituellen Gesamtzusammenhang gemacht und hatten schon früh Ventil- wie auch religiösen Charakter. Jäger und Sammler(innen) der Frühzeit bissen auf ihren Wanderungen vermutlich einmal auf eine alkaloidhaltige Pflanze und begriffen bald, dass dies der Entspannung wie auch der Gottesschau dienlich war. Diese Pflanzen wurden fortan unter das Kuratel des Schamanen/der weisen Frau gestellt. Entweder berauschten sich diese stellvertretend für den Stamm und nahmen Kontakt mit der Gottheit auf (heute tun das noch die Priester symbolisch im Messopfer mit dem Wein, oftmals begleitet von Weihrauch, der Wirkstoffe ähnlich dem Haschisch enthält) – oder der ganze Stamm berauschte sich nach streng rituellen Vorschriften: Reinigung, Vorbereitung, Disziplinierung gingen der Drogeneinnahme voraus. Ein Stammesmitglied, oft der/die Schamane(in), blieb nüchtern, um den Kontakt mit der Alltagsrealität zu halten. Die Huichol, ein niemals christianisierter Indianerstamm in der mexikanischen Sierra Madre, wandert heute noch einmal jährlich zu den 400km entfernten heiligen Jagdgründen des Peyote, wo sie sich be-rauschen und – nachdem sie ihre Rauscherleb-nisse in Garnbilder geknüpft und verarbeitet haben – wieder zurückwandern. Für den Rest des Jahres gibt es keine Drogen. In Afrika wiederum gehen den Drogenritualen strenge Zeremonien voraus, bei denen jede Bewegung festgelegt ist. Erst das Durchgehen durch diese Disziplinierung ermöglicht das anschließende Freilassen aller Triebkräfte. Auch in Ceylon wird ein Tanz geübt, bei dem Männer stundenlang die Fußballen belasten, was im Gehirn eine chemische Reaktion, die den Folgen der Einnahme von Lysergsäure-diäthylamid (LSD) ähnlich ist, hervorruft. Alle diese Rituale sind also mit so hohem Einsatz und enormer Disziplin verbunden, dass sie gemeinsam mit der sie umgebenden Abgrenzung vom Alltagsleben leichtfertiges Umgehen mit Drogen verhindern und die Suchtgefahr bannen. Ähnlich die Drogenrituale im europäischen Großraum: Die ersten, die uns bekannt sind, spielten sich in eigens dafür errichteten zeremoniellen Räumen ab: dem dreifüßigen Dampfzelt, in dem Handdämpfe eingeatmet wurden. Parallelen dazu finden wir bei den Griechen, die als erste eine Unterscheidung zwischen animalischem und seherischem Rausch kennen – für den einen ist Gott Dionisos, für den anderen Apoll zuständig. Die Römer wiederum halten uns in der Spätphase ihrer Kultur den Spiegel vor: Untergang ruft nach Blindheit, nach Exzess. Niemals sonst waren Opium und Haschisch so billig und leicht zu haben, und mit Brot und Spielen wurde das Volk bei Laune und ruhig gehalten. Nicht zufällig war es gerade diese Kultur, die ihre Götter aus dem Gesamtzusammenhang gerissen und zweckdienlich funktionalisiert hat.

Die nachfolgenden Kulturen brachten wieder strengere Bräuche mit. Gerade im Mittelalter zeigt sich ihre sozio- und psychohygienische Funktion, am deutlichsten wohl in der Fasnacht. Während der hohen Fasnacht war alles erlaubt, was sonst verboten war (die Welt auf den Kopf zu stellen, kennen wir auch bei den heiligen Clowns der Lakotha-Völker, deren Umkehrung der sozialen Rangordnung, ähnlich der des europäischen Harlekins, als Ventillfunktion eben gerade für deren Bestand sorgte). So gab es bis ins 12. Jahrhundert Missae asinariae (Eselmessen), bei denen an Stelle des Bischofs, sehr wohl aber mit seinem Wissen und Einverständnis ein Esel auf den Bischofsstuhl gesetzt wurde. In der Kirche wurde gevöllert, getrunken und getanzt, um danach die Macht der kirchlichen Rituale im Jahreskreis erneut und erneuert auf sich zu nehmen.

Erst die Aufklärung und ihr Streben nach anthropozentrischer Klarheit verlor – oft gewaltsam – die „Unklarheit“ des Rausches aus dem Auge. Und wie es so ist: Verdrängtes schafft sich um so heftiger neue Bahn. Mit der Industrialisierung und dem damit verbundenen Identitätsschock (Trennung von Arbeits- und Wohnwelt, differenzierte soziale Abhängigkeitsstrukturen) begann die Frustverdrängung durch Alkohol sich epidemisch auszubreiten.

Das 20. Jahrhundert tat – wie auf anderen Gebieten auch hier die Epoche rasender Entwicklung – das Übrige dazu: Der Rausch wurde als wirtschaftlicher und politischer Marktwert entdeckt und ausgebaut; neue Drogen erfunden (Heroin durch ein deutsches Pharmaunternehmen für die Helden an der Front); Kriege mit ihm geführt (Vietnam); Konzerne voll undurchsichtiger Beziehungen errichtet. Und heute nimmt die illegale Drogenindustrie den dritten Platz in der Weltwirtschaftsstatistik ein. Die Berauschung ist – entheiligt und ihrer psychosozialen Bedeutung enthoben – zum berechenbaren Planungsfaktor geworden.

Und wenn – wie es ein islamischer Heiliger sagt – der höchste Rausch die Nüchternheit ist, so müssen wir uns doch fragen, ob wir überhaupt noch wissen, was das ist: inmitten von Überfressenheit an Speisen, Lautstärke und Informationen nüchtern zu sein.

(Quelle: ZuMutungen – ein Leitfaden zur Suchtvorbeugung für Theorie und Praxis, herausgegeben vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, 3. Auflage 1999)

RAUSCH - EINE ERHEBUNG ZUM THEMA

durchgeführt von:

Lydia Walcher, Regionalstelle für Suchtprävention, pro mente Kärnten

Zielgruppe: 67 HauptschülerInnen Alter: 13 – 15 Jahre

Befragungszeitraum: März 2002 Ort: Spittal/Drau

A) Einstellung zu Rauscherleben:

Rauscherleben in Zusammenhang mit Alkohol ist Lebensrealität vieler Jugendlicher. 95 % der Jugendlichen sagen „jeder Mensch hat ein Recht auf Rausch“, über 80 % meinen, dass „hin und wieder ein Rausch nicht schaden kann“. Die Feststellung „was ich mit meinem Körper tu, geht niemanden was an“ befürworten über 80 %. Erst im Gesprächsverlauf sehen Jugendliche ein, dass die Feststellung aus unterschiedlichen Gründen nur eingeschränkt gültig sein kann. Fast alle assoziieren Rausch mit Alkoholrausch, obwohl nicht explizit danach gefragt wurde. Andere Formen nicht stoffbezogenen rauschhaften Erlebens werden erst nach längerem Nachfragen in Erwägung gezogen. Hier steht an erster Stelle im Bekanntheitsgrad der „Adrenalin-kick“, gefolgt von Geschwindigkeitsrausch, Geld- bzw. Goldrausch, Liebesrausch und Blutausch. Bekannt ist auch rauschhaftes Erleben bei Massenveranstaltungen (Sport, Popkonzerten). Rauschhaftes Erleben bei Fussballspielen wird oft (wieder) in Zusammenhang mit Alkohol gesehen und - als Folge davon - mit Gewalt in Verbindung gebracht.

B) Erfahrungen mit Alkoholkonsum und Rausch

Über eigene Erfahrungen in Zusammenhang mit Alkohol sagen 100 % der 13 – 14-jährigen, dass sie bereits Alkohol probiert haben, 85 % davon sagen, sie **haben schon oft Alkohol probiert**.

50 % der Mädchen und sagen, sie wären noch nie berauscht gewesen

50 % der Mädchen haben **schon mehrmals** – einige davon sagen, sie haben schon sehr oft – einen Rausch gehabt.

46 % der Burschen haben **noch nie**

54 % der Burschen haben **schon mehrmals** – einige davon sagen, sie haben schon sehr oft – **einen Rausch gehabt**.

C) Risikokompetenz:

Auf die Frage „was bedeutet für dich Rausch“, die in schriftlicher Einzelarbeit erarbeitet wurde, antworten die meisten Jugendlichen mit einer Beschreibung der Folgen von Alkoholrausch. Die Antworten zeigen, dass Jugendliche erstaunlich gut über schädliche Auswirkungen von Alkohol Bescheid wissen (körperliche Schädigungen, Wahrnehmungsstörungen, Herabsetzung der Hemmschwelle, Gewaltbereitschaft, eingeschränkte Koordinationsfähigkeit und Denkleistung, erhöhtes Unfallrisiko, psychosoziale Folgen usw.)

In der nachfolgenden offenen Gesprächsrunde wird die Frage, was denn Alkoholrausch so interessant mache, mit „weil es verboten ist“, „weil man sich frei fühlt“, „weil man keine Probleme mehr hat“, „weil alles viel lustiger ist“, „weil man sich viel mehr traut“, „weil man sich erwachsen fühlt“, „weil man viel besser miteinander reden kann“, „weil man viel besser flirten kann“ beantwortet (Anm.: dies sind die am häufigsten genannten Antworten).

Über Alkoholkonsum & Straßenverkehr wissen die meisten zwar, dass man nicht Auto oder Moped fahren darf. Vielen ist jedoch nicht bekannt, dass sogar Radfahren verboten ist und Fußgänger ebenso Verkehrsteilnehmer sind, die Pflichten haben.

Im Zusammenhang mit Alkohol und Sexualität werden eher die „lustigen“ Aspekte wahrgenommen („ich bin weniger schüchtern“, „ich traue mich viel mehr“, „ich erlebe meinen Körper anders – alles ist viel leichter und freier“), - an Vergewaltigung, ungewollte Schwangerschaft, an die Gefahr, eine ansteckende Krankheit zu bekommen (weil man auf das Benutzen von Kondomen vergisst), denken nur die wenigsten bzw. sie denken erst darüber nach, wenn sie darauf angesprochen werden.

D) Die „Vorbildwirkung“ der Eltern

Fast alle Jugendlichen (Ausnahme: 2) sagen, dass sie ihre Eltern schon „beschwipst“ gesehen haben. Viele erzählen, dass ihre Eltern dann viel lustiger sind, dass sie (die Jugendlichen) „viel mehr dürfen“ und dass sie von den Eltern leichter etwas bekommen (z.B. Geld, längeren Ausgang, Fernsehen).

Fast alle Jugendlichen dürfen bei Feiern (z. B. zu Silvester) ein Glas Sekt oder Sekt-Orange mittrinken. Einige Jugendliche trinken auch schon Schnaps im Beisein der Eltern (Zitat: „Wenn wir auf der Alm sind, bekommen wir alle einen Schnaps – damit uns nicht kalt ist“).

Mehrere Jugendliche (ca. 20 %) haben ihre Eltern (vor allem die Väter) schon „rauschig“ gesehen. Wenn das Gespräch auf dieses Thema kommt, werden die Informationen darüber nicht so leicht „offiziell“ weitergegeben. Man erfährt beispielsweise von nicht betroffenen Jugendlichen, dass der Vater von XY jeden Tag eine Kiste Bier „obehaut“.

E) Das Jugendschutzgesetz

Das Jugendschutzgesetz wird größtenteils als „totes Recht“ eingestuft, weil sich ohnedies keiner daran hält. Die Jugendlichen sagen, dass sie selber entscheiden können wie lange sie ausbleiben und wieviel sie dabei trinken – da haben höchstens die Eltern was zu sagen (Tenor: Wenn meine Eltern mir erlauben, dass ich länger als erlaubt unterwegs sein darf, ist mir das Gesetz egal“). Es ist schwierig zu argumentieren, dass es sich beim Gesetz um Bestimmungen zum Schutz von Jugendlichen handelt. Der Wert der Eigenverantwortlichkeit steht weit über dem Wert möglichen Schutzes (durch ein Gesetz) vor Gefahren/Gefährdungen. Die Schutzwirkung des Gesetzes wird allgemein angezweifelt. Die Jugendlichen sagen, dass sie, wenn sie das wollen, überall Alkohol verkauft bekommen. Mädchen werden oft eingeladen, d. h. sie kriegen den Alkohol gratis. Aus den Gesprächen erfährt man auch, dass oft gar nicht in Lokalen, sondern auf öffentlichen Plätzen (Bahnhof, Park) getrunken wird (der Alkohol wird in Geschäften, wo er billiger als in Lokalen ist, erworben und dann konsumiert). Falls die Jugendlichen den Alkohol nicht verkauft bekommen, dann erledigt das eben ein älterer Freund für sie.

Auf die Frage ob das Jugendschutzgesetz auf jüngere Kinder/Jugendliche (z.B. 10 – 12-jährige) auch nicht angewendet werden soll, protestieren die Jugendlichen. Tenor: „Die Kleineren sollen keinen Alkohol bekommen, - die können damit noch nicht umgehen, für sie ist das gefährlich usw.“ Diese Aussage zeigt einerseits, dass sie sich um jüngere Sorgen machen, andererseits, dass sie ihre eigene Kompetenz im Umgang mit Alkohol (Anm. der Autorin: zu) hoch einschätzen.

Konsequenzen für eine rauschintegrative Pädagogik und Begleitung:

1. Es soll von der tatsächlichen Ausgangslage ausgegangen werden - und die ist: Jugendliche wollen Rausch. Das Gesundheitsrisiko, das sie dabei möglicherweise eingehen, und das Erwachsene mit unterschiedlichen Bemühungen zu verhindern suchen, ist für Jugendliche ein abstrakter Begriff, der auf kognitiver Ebene nicht erfahrbar und damit nicht nachvollziehbar gemacht werden kann. Angestrebt wird, jugendlichen MultiplikatorInnen mit der Methodik peer-group-education Risikokompetenz als persönlich erfahrbaren Wert zu vermitteln und sie gleichzeitig in die Lage zu versetzen, ihre Kompetenz in den jeweiligen peer-groups weiter zu geben.
2. Eine gesamtgesellschaftlicher, den Realitäten entsprechender, kritisch geführter Dialog über die Thematik Rausch & Risiko ist ein weiterer Baustein. Dieser Dialog wird als Prozess gemeinsamen Lernens verstanden; er soll mutig (kontroverse Diskussionen sind vorprogrammiert) geführt werden. Das heißt also, dass neben Jugendlichen auch Erwachsene - Eltern, LehrerInnen, ErzieherInnen, (Jugend-)SozialarbeiterInnen, Ärzte/Innen und TherapeutInnen, Wirtschaftstreibende, Exekutive und politische VerantwortungsträgerInnen u.a. - eingeladen sind, sich in den Dialog über Rausch & Risiko einzubringen.
3. Vor allem der hier genannte Dialog soll öffentlich sichtbar gemacht und/oder öffentlich geführt werden durch Präsentationen, Festkultur, öffentliche Diskussionen, Bildungsarbeit, Medienarbeit, Net-Base usw.). Zielsetzung ist es, eine kritisch geführte öffentliche Meinungsbildung zur Thematik Rausch und Risiko unter interessierten Menschen (Erwachsenen und Jugendlichen) zu ermöglichen. Weiter Ziel ist, bei Erwachsenen durch die Erweiterung ihres Wissens über das Rausch- & Risikoverhalten Jugendlicher das Verständnis für Jugendliche zu vertiefen bzw. überhaupt erst zu ermöglichen. Auch das Rausch- & Risikoverhalten Erwachsener soll kritisch betrachtet werden. Auch Erwachsene sollen also durch den gemeinsamen Lernprozess zur Erhöhung eigener Reflexionsfähigkeit hingeführt werden.

1.5. JÜRGEN EINWANGER: RISIKOOPTIMIERUNG

„Risiko ist die Verbindung von Ungewissheit und Bedeutsamkeit“¹⁰

Um sich dem Begriff der Risikooptimierung zu nähern, ist es hilfreich, Abgrenzungen und Zuordnungen vorzunehmen, soziale und gesellschaftliche Notwendigkeiten von Risiko zu erwähnen und historische Strömungen aufzuzeigen.

Das Risiko zu optimieren meint nicht, es zu maximieren. Ein Optimum an Risiko zu finden, steht im Gegensatz zur Risikoneugier und akzeptiert das Vorhandensein von Risiko als Bestandteil von Leben und als Reizauslöser für bestimmte Handlungen. Es geht bei der Risikooptimierung also nicht darum, Vermeidung von riskantem Verhalten zu propagieren, sondern darum, einen bewussten, möglichst optimalen Umgang mit dem akzeptierten Risiko und dem kompetenten Ausschließen nicht akzeptabler Risiken zu etablieren.

„Wer ein maximales Risiko sucht, ist dumm und bald tot. Wer maximale Sicherheit sucht, ist scheinot. Denn Risiko gehört zum Leben. Leben ist Risiko!“¹¹

In der pädagogischen Diskussion werden die Notwendigkeit von Risiko als Erfahrungsfaktoren und das Erlernen eines adäquaten Umgangs mit Situationen, die gefährvoll sind, immer hervorgehoben. Das Plädoyer für die Akzeptanz von vorhandenem Risiko im Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen erteilt der „Over-protection“-Haltung in der Erziehung eine klare Absage. Das Eingehen von Risiko, experimentierendes Verhalten, das sich-Ausprobieren birgt Reize und Erfahrungen, die für die Entwicklung einer eigenverantwortlichen Persönlichkeit unabdingbar sind.

„Ohne Zweifel hat Risikoverhalten einen funktionalen Stellenwert im Leben und in der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen. Risikoverhalten hat für Jugendliche wenig mit Gesundheit zu tun. Auch hier wird der starke Gegenwartsbezug sichtbar: Die Jugendlichen sind zumeist nicht bereit, aus Vorsorgegründen auf die psychosoziale Funktionalität von Risikoverhalten zu verzichten. Sollen Jugendliche für die Aufgabe oder Reduzierung von riskanten Verhaltensweisen motiviert werden, dann müssen ihnen Alternativen geboten werden, damit es sich auch für sie lohnt, gesund zu leben. Deshalb kommt allen Ansätzen Bedeutung zu, die Abenteuer, Spaß, Erlebnis und Selbsttherausforderung in gesundheitsverträglicher Form anbieten.“¹²

Das Konzept der Risikooptimierung bietet für den Umgang mit Risiko eine lebensnahe Alternative gegenüber dem „erhobenen Zeigefinger“ auf der einen Seite und dem „blinden Sich-in-Gefahr begeben“ auf der anderen Seite. Es geht um die Erweiterung von Eigenverantwortlichkeit durch Kompetenzsteigerung. Verhalten soll auf eigener Einsicht und erworbenem Wissen basieren, nicht fremdbestimmt sein und somit zu einem gesundheitsverträglicheren Selbstkonzept beitragen.

Es hat sich eine Haltung entwickelt, die versucht, möglichst alle vorhandenen Gefahren im Vorfeld zu erkennen und auszuschalten. Durch Warnschilder, Brückengeländer und Gesetzestexte wird das natürliche Abschätzen und selbständige Wahrnehmen von Gefahren vorweggenommen, das Abwägen von Risiko wird nicht mehr geübt.

Dazu haben sich Verhaltensmuster entwickelt, die Normen brauchen und Strafen, um sich in risikoreichen Situationen richtig zu verhalten. Geschwindigkeitsbeschränkungen und Helmpflicht im Straßenverkehr seien exemplarisch genannt.

Der Umgang mit gefährvollen Situationen hat aber auf der anderen Seite einen so hohen Reiz und in der Sozialisation des Heranwachsenden einen so hohen Stellenwert, dass junge Menschen sich solche Situationen schaffen, sich geradezu ausdenken, welche Bewährungsproben des Erwachsenwerdens, ähnlich Initiationsritualen, sie bestehen können.

„Risikoverhalten ist ganz offensichtlich eine unvermeidliche Begleiterscheinung des Eintritts in das Jugendalter. Es hat psychisch und sozial, möglicherweise auch physiologisch und hormonell derart wichtige Rückmeldungen für das Individuum, dass nur ganz wenige hierauf in ihrer Entwicklung überhaupt verzichten können.“¹³

(aus: Projekt: Risk + Fun – peer group education bei: OEAV (Hrsg.): Risk+Fun, Risikoprävention für jugendliche SnowboarderInnen/SportkletterInnen, Manual+Reader, Innsbruck, 2002.)

10 John J. Benett „Risiko und Freiheit“ Verlag Bruno Martin, Südergellersen S 26

11 Luis Töchterle „Erziehungsprobleme einer sicherheitsorientierten alpinen Jugendbewegung“ Referat zum 18. Kapruner Gespräch, November 1984

12 Klaus Hurrelmann „Lebensphase Jugend“ Weinheim und München (Juventa) 11. Auflage 1997

13 Klaus Hurrelmann „Auf der Suche nach dem Kick“ pro Jugend 3/97

2. DAS DILEMMA DER BEWAHRUNGSPÄDAGOGIK

In diesem Kapitel dienen Ausschnitte aus Werken verschiedener Autoren dazu, sich kritisch mit einer Haltung auseinander zu setzen, die Prävention nicht als Auseinandersetzung, sondern als Vermeidung derselben versteht – und damit die großen Potenziale präventiver Beziehungsarbeit ungenutzt lässt.

Die folgenden Texte versuchen aus verschiedenen Blickwinkeln ein Dilemma aufzuzeigen, aus dem oftmals Auswege gewählt werden, die dazu führen, dass umso verbissener an ihm festgehalten wird. Allein die statistisch signifikante Realität, dass immer mehr Jugendliche Substanz- und Risikoerfahrungen ohne Unrechtsbewusstsein machen, zeigt, wie fern von ihren Zielgruppen pädagogische Ansätze, die auf ausschließliche Abstinenz und Vermeidung zielen – gleichsam im moralisierenden Vakuum – agieren. Damit aber verhindern sie Kommunikation, Reflexion und die Übernahme von Verantwortung. Würde diese z.T. lebensweltfremde Vermeidungsstrategie auch im Bereich der Sexualität noch betrieben, wäre auch hier der Problemstand wohl noch weitaus größer.

In der Folge beschreiben einige Autoren die Problematik einer ausnahmslos prohibitiven Pädagogik:

2.1. HANS-A. HÜSGEN: KOMMUNIKATION MIT KONSUMENTEN PSYCHISCH WIRKSAMER MITTEL

Der Autor dieses Beitrags ist fest davon überzeugt, dass die weitaus größte Gruppe von Konsumenten (von Nikotin, Alkohol und illegalen Drogen) gesund ist; er ist aber ebenso davon überzeugt, dass wir es den Konsumenten schulden, ihnen eine klare Antwort auf ihre eigenen Fragen zu geben.

Fehlerhafte Ausklammerung der Konsumentenebene

Durch die Überbetonung der Substanz wird das Gespräch mit Konsumenten gescheut. Viele Konsumenten aber beginnen sehr jung oder experimentieren im Kontext der Pubertät und Adoleszenz mit Drogen. Es wird übersehen, dass es den Kindern und den Heranwachsenden primär um eines geht: die Findung ihrer selbst unter besonderer Auslotung der Dynamik von polaren Erfahrungen, um *Erfahrungen* eines eigenständigen „Ichs“ – wobei Risiken bewusst eingegangen werden. Intelligente Risikobegleitung findet – sträflicherweise – nicht statt. Gerade auch das Eingehen des Risikos „Drogengebrauch“ hilft manchen, stark zu werden.

Die Mitbeteiligung genetischer Faktoren bei der Entstehung einer Abhängigkeitserkrankung steht grundsätzlich nicht mehr außer Zweifel. Für Dispositionierte stellt sich das mögliche Problem der eigentlichen „Unverträglichkeit“ erst im Augenblick des Konsums. Hierzu schweigt die Prävention weitgehend.

Die Ausklammerung der Konsumentenebene ist in jeder Hinsicht verheerend. Wenn das „Kind“ am Brunnen spielt, ist niemand zugegen, es war ja gewarnt; wenn es in den Brunnen gefallen ist, wird zwar „alles“ zur Rettung getan, aber es wird „teuer“. Der Bruch ist für die Gesamteffektivität von Prävention gravierend. Über die Bedeutung, die ein Konsum für eine bestimmte Person in einer bestimmten Lebensphase hat, wird weder interpersonell noch intrapersonell kommuniziert; im Augenblick der direkten Wechselwirkung von Mittel, Mensch und Milieu – und das ist die einzige reale Situation für die Entstehung einer stofflichen Abhängigkeitserkrankung – wird auf eine aktive Prävention verzichtet. In der frühen Prävention bleibt alles abstrakt und unscharf, erst die scharfe und genaue Erfahrung zeigt, was Drogen „eigentlich“ verändern, wo auch ihre Gefahren liegen.

Kommunikation unter Konsumenten illegaler Drogen

Die wichtigsten Erkenntnisse über die Kommunikation unter KonsumentInnen von illegalen Drogen sind nach der Literatur die folgenden:

- ✗ Der Großteil des Konsums ist erneut in jugendkulturelle Zusammenhänge integriert. Die kulturelle Teilhabe wird erstrebt. Der Drogenkonsum ist Teil der Lösung eigener Entwicklungsziele (Verselbständigung und Beziehungserprobung). Drogengebrauch ist weitgehend Gemeinschaftserleben, weniger Protest oder Provokation wie in den 60er Jahren.
- ✗ Wie vor 30 Jahren kommunizieren die Konsumenten als Gleichaltrige untereinander über Wirkungen und Risiken des Gebrauchs (Mitteilung von Erfahrungen anderer, Beobachtung, eigene Erfahrungen, Lektüre). Die Präventivbotschaften der offiziellen Stellen erreichen sie nur bedingt. Der Aufklärungsstand ist hoch und authentisch vermittelt. Erstrebt wird ein Gebrauch, der Risiken minimiert und die angenehme Wirkung, den Genuss erhöht, Kontrollverlust ist verpönt. Der Drogengebrauch ist ein Lernvorgang, der auch mit riskanten Erfahrungen einhergeht.

- x Es gibt Jugendliche, die auf sehr riskante Weise konsumieren und dabei Gefahr laufen, drogenabhängig zu werden. Die Gleichaltrigenkommunikation reicht für sich allein nicht aus. Das kommunizierte und selbsterfahrene Wissen steht Neu-zugängen zunächst einmal nicht zur Verfügung, besondere Marktrisiken tauchen in der Regel unvermittelt auf, langfristige Risiken werden vernachlässigt, nicht alle Jugendlichen kommunizieren gleich intensiv.
- x Zu den Erwachsenen bestehen Kommunikationshindernisse. Ihre Botschaften sind nicht selbst erfahren und nicht offen. Das Drogenverbot prägt die Haltung der Erwachsenen. Eltern delegieren die Prävention an professionelle Spezialisten, diese sind zahlenmäßig unterlegen und können nicht auf längerfristigen all-täglichen Kontakt setzen. Die heute erreichte Spezialisierung verhindert geradezu das Engagement und die Gesprächsfähigkeit der direkten Bezugspersonen zu diesem Themenbereich.

(Quelle: Prävention – Zeitschrift zur Gesundheitsförderung 1/2000)

2.2. WERNER LINDNER/TOMAS FREUND: DER PRÄVENTION VORBEUGEN

Thesen zur Logik der Prävention und ihrer Umsetzung in der Kinder- und Jugendarbeit

„Eine Fülle von Institutionen haben das Konzept (der Prävention) übernommen und hantieren oder jonglieren mit ihm. Addiert man (...) deren Erkenntnisse, so gelangt man zu dem Schluss, dass der Mensch, der – angeblich zu seinem höchsten Nutzen und Frommen – als Gegenstand von Forschungen und Ausforschungen erhalten muss, auf Grund all der nunmehr wissenschaftlich festgestellten unberechenbaren, normwidrigen, abweichenden, sich selbst und andere gefährdenden Verhaltensweisen, die er von der Wiege bis zur Bahre produziert, nur noch in Gestalt eines wandelnden Risikos adäquat erfassbar ist. (...) Wenn man solche Entwicklungen nicht einfach stillschweigend akzeptieren will, dann muss man zunächst ein Reflexionspotential schaffen, das vorhandene diffuse Skepsis organisiert und damit zu einem wirksamen Mittel der Abwehr macht (...) Es könnte sich dabei durchaus herausstellen, dass künftig die beste Form von Prävention die sein wird, vor Prävention zu warnen.“

Dieses Zitat von M. Wambach, bei dem lediglich eine geringfügige Begriffsverschiebung – „Prävention“ an Stelle von „Risiko“ – erfolgte, mag die aktuellen Verhältnisse zutreffend beschreiben, es entstammt jedoch dem Jahre 1983 und dokumentiert insofern, dass kritische Nachfragen zur Prävention eine Tradition haben. Ein wesentlicher Fokus des aktuellen Präventionsinteresses richtet sich typischerweise auf die Kinder- und Jugendarbeit, deren Klientel prädestiniert scheint für präventive Maßnahmen aller Art. Seit je unter fachlichem, öffentlichem und finanziellem Legitimitätsdruck, ist hier zum einen das bereitwillige Anspringen auf die Präventionsrhetorik zu beobachten, zum anderen wird die Kinder- und Jugendarbeit ordnungs- und sicherheitspolitisch vereinnahmt und dazu verpflichtet, an vielfältigen Präventionsgremien mitzuwirken; flankierend werden – trotz allfälliger Sparzwänge – z.T. erhebliche Finanzmittel für präventive Maßnahmen zur Verfügung gestellt. All dies geschieht, ohne dass die Jugendarbeit ihr Verhältnis zu präventiven Aktivitäten hinreichend geklärt hätte, im Dickicht vielfältiger Präventionsbegriffe und Präventionsansätze entscheidungsfähig wäre oder ein angemessenes eigenes Präventionsverständnis entwickelt hätte, ohne dass hinreichende Erkenntnisse über Qualität und Evaluation präventiver Maßnahmen vorlägen, ja ohne dass auch nur ein ungefähres Einverständnis darüber herrschte, was denn im Einzelfall zu verhindern und somit präventiv zu bearbeiten wäre. Konträr zu ihrem eigenen Professionalisierungsanspruch „Wissen, was man tut“ verfährt die Jugendarbeit lieber nach dem Motto: „Prävention ist das, wofür es Geld (sprich: Fördermittel) gibt.“

Zum Präventionsbegriff

Ungeachtet dessen wird mit steigenden Zahlen bei tatverdächtigen (!) Kindern unter 14 Jahren (z.B. DJI 2000, S. 5) oder Jugendlichen (z.B. Focus v. 17.9.2000) argumentiert, obwohl der unreflektierte bis fahrlässige Umgang mit der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) mittlerweile jedem halbwegs Informierten nur mehr als erbarmungsvoller Stoßseufzer formulierbar scheint. In sogenannten Präventionsprojekten dürfen Schüler über ihre Mitschüler zu Gericht sitzen, anderswo werden eigens eingerichtete legale Graffiti-Flächen von der Polizei observiert; es werden private Sicherheitsdienste eingesetzt, um die Treffpunkte von Jugendlichen zu kontrollieren (Safercity 2000) und nur noch als grotesk erscheint in diesem Kontext die Eröffnung eines „Präventionsfestivals (!) gegen Jugendkriminalität“ (Lausitzer Rundschau v. 27.9.2000). Derartige Vorgänge bedürfen der umgehend einen eigenen spezialisierten Prävenkonzeptionellen Klärung, eines „Reflexionspotenzials“, welches die Präventionsaktivitäten insbesondere der Jugendarbeit analysiert und dazu beiträgt, angemessene fachliche Orientierungen aufzuzeigen.

Die Relevanz des Präventionsbegriffs wurde maßgeblich durch den B. Jugendbericht der Bundesregierung (1990) befördert, der Prävention einerseits als Strukturmaxime der Jugendhilfe etablierte, zugleich aber deutlich vor Überstrapazierungen warnte. In der aktuellen Praxis der Jugendarbeit hingegen gilt Prävention als urhinterfragter Leitsatz, dessen irgend kritische Konnotationen restlos getilgt sind. Ungeachtet skeptischer Stimmen hat sich das Präventionsdenken ausdifferenziert und mittlerweile eine sichtliche Begriffsinflationierung und -verwirrung erzeugt. Nach einer mehr oder minder unbedarften Adaption aus der Medizin (primär, sekundär, tertiär; vgl. Caplan 1964 in BzGA 1998, S. 12) wurden etliche weitere Präventionsansätze kreiert: strukturbezogene und personenbezogene (Herriger 1982), institutionelle und personelle (Voruba 1983), system-

orientierte und personenorientierte (Ernst 1977), kontextzentrierte und personenzentrierte bzw. aktive und passive Maßnahmen (Brandstätter 1982), unspezifische und spezifische bzw. generalisierende und individualisierende (Balzer/Rolli 1981), kollektive und individuumszentrierte (Keupp/Rerrich 1982), soziale und interpersonelle Aktion (Caplan 1964), umweh- und individuumbezogene (Sommer/Ernst 1997), Expositionsprophylaxe und Dispositionsprophylaxe (Kammaus 1983; sämtl. Literatur-Angaben nach Schrottmann 1990, S. 19). Alle diese Ansätze wurden und werden abermals multipliziert in unterschiedliche Spezialpräventionen: gegen sexuellen Missbrauch, gegen Gewalt, gegen Vernachlässigung, gegen Kriminalität, gegen Rechts- und Linksextremismus, gegen Sekten, gegen Medikamente, Drogen, Alkohol, gegen Suizid, gegen Konsum, gegen Medien, gegen Aids, gegen Magersucht, Spielsucht, Überschuldung, gegen Verkehrsunfälle und all dies nochmals kombiniert mit diversen zielgruppen- und geschlechtsspezifischen Varianten. Die Perspektive einer Prävention, die für jede potenzielle Gefahr, die das Leben so bietet, einen Präventionsansatz erzeugt, ließe sich ad infinitum weiterführen.

Als vorläufige Erklärung hierfür ist eine Melange von Motiven und Ursachen anzuführen, die gerade zu Ende der 90er Jahre besondere Relevanz aufweisen:

1. Prävention als das Paradigma eines sich selbst als „Risikogesellschaft“ beschreibenden Gemeinwesens, verbunden
2. mit dem propagierten oder realen Rückzug des Sozialstaates aus vormaligen Aufgaben sozialer Gestaltung und Sicherung sowie
3. einer durch etliche Wahlkämpfe ab Ende der 90er Jahre angeheizten Kriminalitäts- und Unsicherheitsdebatte, die wiederum
4. von Medien dankbar aufgegriffen, intensiviert und dynamisiert wurde; zugleich
5. einer unzureichend ausgeprägten Fachlichkeit in der Sozialpädagogik, die dem öffentlichen Diskurs z.T. hilflos gegenüber stehend, zugleich dessen prestigeträchtige Elemente für die eigene Profession nutzend und
6. schließlich gestützt von der verlockenden Formel, dass Prävention ja auch billiger wäre als eine nachholende Problembearbeitung, Anschluss gewinnt an betriebswirtschaftliche Imperative der Jugendarbeit bzw. Jugendhilfe.

Alle diese Motivfäden bilden ein Knäuel aus Argumenten, Ungenauigkeiten, Schief lagen und (scheinbaren) Lösungsansätzen, die letztlich der Prävention zu ihrer gegenwärtigen Blüte verhelfen. Dabei ist nicht zu verkennen, dass diese Präventionskonjunktur der Kinder- und Jugendarbeit zu einer eminenten Aufwertung verhilft. Bei derartigen Verlockungen aber ist leicht zu übersehen, dass diese Hochachtung bereits die Keimzelle künftiger Abwertungen birgt, sofern die Jugendarbeit den an sie herangetragenen Erwartungen allzu bereitwillig entspricht und leichtfertig Präventionsversprechen gibt, de facto aber in die „präventive“ Sozialpädagogisierung von gesellschaftlichen Problem-Themen eingespannt wird.

Unsere These lautet daher: Prävention ist zum symbolischen Sedativum, ja zum magischen Fantasma unserer immer unübersichtlicheren Gesellschaft erwachsen. Wo Gewissheiten sukzessive schwinden, lässt allein hoffen, dass möglichen Risiken dann doch wenigstens präventive noch einigermaßen zu begegnen wäre. Es ist eben tröstlich zu glauben, was einen beruhigt. Und so verläuft der Präventionsdiskurs in Jugendpolitik und Jugendarbeit innerhalb fester Gleise, die über das Denken auch das Handeln präformieren und zugleich von Nachfragen befreien. Hier wird unverdrossen auf Prävention gesetzt. Hier ist es unwidersprochener Konsens, dass Prävention sinnvoll, wünschenswert und notwendig ist, ja dass es zur Prävention letztlich überhaupt gar keine Alternative gäbe. Entgegen dieser Annahme aber erweist sich Prävention unserer Ansicht nach als Trugbild, als Schimäre – und auch dies ist bereits früh festgestellt, aber bislang erfolgreich verdrängt bzw. ignoriert worden: „Wo wir noch auf Prävention vertrauen, dort herrschen Glaube, Mythos, Konvention, Absichtserklärung, die nur aufrechterhalten werden, solange niemand widerspricht“ (Kupffer 1983, S. 229). Die aktuelle Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass in der Rede von der Prävention niemand mehr genau zu sagen vermag, was damit eigentlich gemeint ist, denn der Präventionsbegriff lebt vornehmlich aus seiner Aura und seinen Versprechen, nicht aber aus seiner Definition und noch weniger aus empirischen Nachweisen. Vor diesem Hintergrund hätte sich die Jugendarbeit in ihrem präventiven Tun mit den nachfolgenden Anmerkungen auseinander zu setzen:

Problematische Orientierungen:

Defensiv- und Defizitorientierung

Das Strukturmuster aller Prävention erweist sich in ihrer notorischen Defensiv- und Defizitorientierung. Der Prävention sind Mängel, Defizite, Devianzen, Gefahren, Abweichungen oder sonstige Beeinträchtigungen immanent. Sie benötigt diese Kategorien geradezu existenziell – nämlich, um ihnen zuvorzukommen (Prä-Vention): Ohne Gefährdungen keine Prävention. Damit aber ist die Logik der Prävention klassifiziert als unausweichlich misstrauens- und verdachtsgeleitete Wirklichkeitskonstruktion. Genau diese Denkhaltung aber ist bereits früh als unvereinbar mit allen Zielen der Sozialpädagogik verurteilt worden: „Jugendwohlfahrtspflege ist ihrem Sinne nach nicht wesentlich Nothilfe. Sie ist es (...) nicht insofern, als das, was auf diesem Gebiet geschieht, nicht negativ, finster oder moros einfach als Verhütung eines Chaos von sozialen Gefahren aufgefasst werden darf, sondern dass es sich um Positives, um die Pflege noch reifender, in ihren Möglichkeiten noch gar nicht festgelegter oder entschiedener Kräfte handelt“ (Bäumer 1930, S. 113).

Misstrauensorientierung

Aus eigenem Begriffsverständnis heraus basiert Prävention – explizit oder implizit – auf einer Haltung der Besorgnis, des Argwohns, der Spekulation, der Vermutung, des Zweifels, des Ahnens und Unglaubens bis hin zu Unterstellungen, Befürchtungen und Bezichtigungen. Und indem diese Haltung auf eine ungewisse Zukunft hin ausgerichtet wird, strukturiert sie deren Erwartungshorizonte, reduziert die Offenheit des Möglichen auf (potentiell) präventive Sachverhalte und folgt damit einer Logik sich selbst erfüllender Prophezeiungen. (Darauf wird noch zurückzukommen sein.)

Zusammen mit der bereits erwähnten Defizitorientierung gründet die Logik der Prävention auf einem Verständnis, welches die Gesundheitsvermutung notorisch durch die Krankheitsvermutung, Kompetenzen durch Inkompetenzvermutungen ersetzt. Ein solch präventives Misstrauen kann nur aufgehen, sofern es einem defizitären Kinder- und Jugendbild aufruft. Denn die Präventionslogik fixiert, was Kinder und Jugendliche (möglicherweise) nicht können – andernfalls machte sie ja keinen Sinn. Damit aber werden die Fähigkeiten und Stärken von Kindern und Jugendlichen notorisch missachtet. Ein auf alle möglichen. Ein auf alle möglichen Abweichungen gerichteter Generalverdacht gegen Kinder und fachlich zu rechtfertigen. (So gerieten etwa in der Kriminalprävention sämtliche zuvor noch nicht straffällig gewordenen Kinder und Jugendliche – also nahezu 95% – ins Visier.) Zugleich stellt jede dieser präventiven Maßnahmen ihrerseits eine neue Investition in Misstrauenspolitik dar.

Nacheilende Prävention

Prävention meint im eigentlichen Wortsinne „vorbeugendes Handeln“. In der Realität aber wird Prävention dann eingefordert, wenn der Zug abgefahren ist, so dass diese ihren eigenen Anspruch mit schöner Regelmäßigkeit verfehlen muss: Nachdem die Jugendgewalt in den neuen Ländern eskalierte, wurde das präventionsorientierte Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt (AgAG) verabschiedet. Nachdem die Kriminalitätsraten für Jugendliche bestimmte Schwellen überschritten hatten, kam das Präventionswesen bundesweit in Schwung. Nachdem im Sommer 2000 Gewalttaten rechtsorientierter Jugendlicher – denen man zehn Jahre lang halbherzig zuge-sehen hatte – erneut Aufmerksamkeit erregten, wurden Gelder und Aktivitäten für präventive Jugendarbeit ausgegeben. Für die Jugendarbeit aber ist ein solches Muster unhintergehbare Existenzbedingung. Denn sie erhält für gewöhnlich die Folgelasten der gesellschaftlichen (Post-)Modernisierung zur Bearbeitung – soll diese dann aber präventiv bearbeiten. Eine solch paradoxe Konstellation führt bestenfalls dazu, dass die Jugendarbeit jeder Entwicklung hinterherläuft und dabei unentwegt „Prävention!“ ruft.

Prävention und Symptome

In der Prävention ist die Jugendarbeit hin- und hergeworfen zwischen zwei Symptomfixierungen: Einerseits muss Prävention – als primäre Prävention – symptomunspezifisch arbeiten. Andererseits muss sich Prävention auf eben diese Symptome einlassen, denn sie muss ja erklären können, welchen konkreten Gefahren sie entgegenarbeiten will. Wo nur noch Prävention als umfassende Strategie der Jugendarbeit akzeptiert wird, tut sich aber alsbald ein zirkuläres Muster auf, sofern sämtliche Aktivitäten der Jugendarbeit a priori ihre Präventionstauglichkeit nach-zuweisen haben. Denn dann erweckt – ohne Rauch kein Feuer! – jedes neue Projekt in der Jugendarbeit die Vermutung, auf die Verhütung irgendwelcher Abweichungen gerichtet zu sein. Und das wiederum impliziert, dass es für Präventionsaktivitäten immer auch einen Anlass geben muss.

Prävention und Evaluation

Wo sich die Jugendarbeit verstärkt mit Wirkungsanalysen auseinander zu setzen hat, wäre zu fragen, wie man evaluiert, was man verhindert hat, oder: wie denn das Nicht-Eintreten eines Ereignisses zu bewerten und empirisch sauber zuzurechnen wäre. Solche Erwägungen aber werden unterlaufen, wo Prävention zur symbolischen Befriedigung öffentlicher Sicherheitsbedürfnisse dient. Denn dort wird mehr oder minder stillschweigend auf die Nicht-Falsifizierbarkeit von Präventionsversprechen gesetzt, die präventives Tun gegen jedwede kritische Nachfrage abschirmen: Sinken nach einer Präventionsmaßnahme die Fallzahlen, wird argumentiert, nun dürfe man aber auf keinen Fall in der Aktivität nachlassen. Steigen sie weiter an, verweist man auf die vielen intervenierenden Variablen, die Rückschlüsse auf ein Scheitern verhindern, und führt zugleich an, dass die Problemraten ja womöglich weitaus prekärer ausgefallen wären, hätte man die Vorbeugung unterlassen. Die hieraus sich aufdrängende Folgerung, wenn man schon nicht wisse, was Prävention bewirke, so könne man doch wenigstens behaupten, dass sie auch nicht schade, lässt sich aber weder im Hinblick auf einen anwachsenden Legitimationsbedarf noch auf kontra-produktive Nebenwirkungen aufrechterhalten. (s.u.)

Prävention und die Inszenierung von Bedrohungen

Da Prävention beansprucht, Probleme zu behandeln, die noch gar nicht existieren, muss sie ihre Zielgruppen auf etwas vorbereiten, was diese weder wissen noch erfahren haben können. Indem Prävention die Aufmerksamkeit auf potenzielle Gefährdungen richtet, erzeugt sie tendenziell erst das Problem, das sie hernach bearbeitet. Eine derartige Präventionslogik ist dazu verurteilt, in „worst-case“-Szenarios zu denken, um ihre Dringlichkeit und Berechtigung entsprechend zu inszenieren. Nicht nur, dass Kinder und Jugendliche zunächst von ihren (potenziellen) Problemen überzeugt werden müssen. Um glaubwürdig zu bleiben, müssen diffuse Bedrohungen auf eine konkrete Gefahr zugespitzt, müssen laufend weitere Gefahren konstruiert



werden, müssen mögliche Gefährdungen immer wieder aufs Neue hervorgekehrt, die zu bekämpfenden Notlagen herausgestellt, bekannt gemacht, interpretiert, inszeniert und wo nötig auch dramatisiert werden. Exemplarisch findet sich diese Haltung in einem Zeitungskommentar nach den Todesschüssen eines Jugendlichen in Bad Reichenhall: „Dennoch sollten wir nicht allzu eifrig Entwarnung geben: Natürlich ist Bad Reichenhall ein Einzelfall, aber einer, der sich wiederholen kann“ (Hannoversche Allg. Zeitung v. 2.11.1999).

Prävention in der Risikogesellschaft

Bis in die unmittelbare Gegenwart hinein gilt die Soziale Arbeit (und mit ihr die Jugendarbeit) als soziale Risikoversorge, als kollektiv geregelte, menschliche Lebensversicherungspolice in Sachen sozialer Risiken, wobei deren Fachkräfte als „soziale RisikoexpertInnen“ (Rauschenbach 1999, S. 264) gelten. Indem nun die Komplexität moderner Gesellschaften ungleich erhöhte Störanfälligkeiten und die Entgrenzung sozialer Risiken zeigt, weitet sich Prävention tendenziell aus auf alle Bereiche durchschnittlicher und alltäglicher Lebensführung (vgl. Lüders/Winkler 1992). Wo vormals geregelte Lebensphasen durch „Sinnflickschusterei ohne Blaupausen“ abgelöst werden und jeder „im Schleudersitz seiner eigenen Biografie“ (U. Beck) sitzt, wo ein wachsendes Bewusstsein drohender Gefahren mit einem steigenden Gefühl der Ohnmacht, diese in irgendeiner Form verhindern, gar verhüten zu können, einhergeht, gilt Prävention als ultima ratio. In der Folge wird eine „umfassende Präventionsnotwendigkeit der Risikogesellschaft“ (Böllert 1992, S. 163) diagnostiziert und die Interventionszentriertheit der Industriegesellschaft geradezu durch den „Zwang zu einer Präventivlogik in der Risikogesellschaft“ abgelöst (ebd. S. 158).

Die strukturelle Zukunftsorientierung der Prävention aber stößt auf Probleme, wo sich Lebensentwürfe und Lebenslagen zusehends unberechenbarer darstellen. Wo es keine zuverlässigen Prädikatoren für künftig erwartbares Handeln mehr gibt, findet die Prävention keine brauchbaren Ankerpunkte mehr in der Zukunft, auf die sie gerichtet ist. Und dies hat Folgen für die Prävention, deren Gewissheiten über die eigenen Folgen brüchig werden. Denn man kann nicht verhüten, was man nicht weiß, und vollends nicht das, was man nicht wissen kann. Schlimmer noch: Das Wissen um die Unsicherheit der Lebensverhältnisse leitet die Präventionslogik graduell über zur Risikophobie. Denn dass keine gesicherten Erkenntnisse vorliegen, ist nicht bloß keine Entschuldigung, sondern muss geradezu als Appell zu noch viel größerer Vorsicht begriffen werden und dazu, jede Handlung von der Annahme des Schlimmsten her zu beurteilen. Denn was ist schließlich nicht alles gefährlich oder schädigend oder potenziell gefährlich bzw. schädigend?! Die – scheinbare – Lösung dieses Problems besteht darin, analog der Versicherungswirtschaft für jede irgend denkbare Gefahr einen spezifischen Präventionsansatz zu erstellen. Damit aber ist zum einen die infinite Ausweitung Präventionsansätzen vorprogrammiert, ohne dass deren Grundprobleme gelöst wären. Auf der anderen Seite entstehen neue Folgeprobleme in segmentierten Präventionskonzepten (s.u.).

Prävention und „Normalität“

Wo gegen drohende Übel angekämpft wird, schwingt stets das Gegenbild eines zu erreichenden Zieles oder Zustandes mit. Jede Prävention führt damit – implizit oder explizit – bestimmte Normalitätsannahmen mit sich. Diese erweisen sich jedoch als Normalitätsfiktionen und müssen zwangsläufig ins Leere laufen, sofern es keine oder zusehends weniger generalisierte und in der Realität der Gesellschaft akzeptierte Normalitätsstandards gibt. (Stichwort „Deutsche Leitkultur“!) Die Funktionsbestimmung der Prävention gründet sich demzufolge auf Annahmen, die der gesellschaftlichen Realität immer weniger entsprechen. Wie sehr die vormals klaren Grenzen zwischen Normalität und Abweichung, Gesundheit und Krankheit, Fall und Nichtfall verschwimmen, wird beispielhaft deutlich am Opus Magnum aller Normalitätsvorstellungen, dem deutschen Strafgesetzbuch: „Zwischen 1987 und 1995 wurde allein das deutsche Strafgesetzbuch sechszwanzigmal geändert. Je öfter und schneller sich die Normen ändern, um so weniger dürften sie sich als Maßstab für Kriminalprävention eignen und um so schwieriger dürfte zu erfassen sein, wer aus welchen Gründen in welchem Umfang gegen Normen verstößt“ (Ebert 1997).

Prävention zwischen Devianz und Innovation

Prävention will negativen Abweichungen von der Normalität vorbeugen. Abgesehen davon, dass verbindliche Normalitätsdefinitionen ausgedient haben, gerät Prävention hier in Konflikt mit gesellschaftlich erwünschten Abweichungen, nämlich mit Innovationen. Zum einen verändern sich hier die Bewertungsmaßstäbe permanent (z.B. historisch), zum anderen finden sich in der Realität beide Varianten der Abweichung in- und nebeneinander: Allein das Phänomen „Graffiti“ umfasst eine Spannbreite, die sich von der Kriminalisierung und Verfolgung durch polizeiliche Sonderkommandos über die Verarbeitung in kommerziellem Design, die Kritik urbaner Lebensverhältnisse bis hin zu Kunstwerken erstreckt, die im Museum hängen. (Wer vermag hier auf welcher Legitimationsbasis welche Interpretation durchzusetzen; und zwar in vorausschauender, d.h. präventiver Absicht?) Zugleich inszeniert unsere „Spaßgesellschaft“ das unersättliche Spiel der Provokationen und Tabubrüche, denn sie erzeugen Aufmerksamkeit – und die wird belohnt. Während auf der einen Seite die Prävention negative Abweichungen bekämpft, werden diese zugleich von der Kultur und Industrie erzeugt und gefördert. Selbst Perversionen sind nicht länger subversiv; „die schockierenden Exzesse sind Teil des Systems selbst geworden“ (Zizek 1999). Die einst so genannte Gegenkultur ist in den Händen professioneller Marketing-Experten, das Spiel mit dem Bösen als letzte Produktivkraft der Popindustrie (vgl. die Benetton-Werbung mit US-Todeskandidaten) verfällt schließlich in Abnutzungseffekte, wohliges Schaudern und Bigotterie, wie es etwa die BILD-Zeitung (Ausgabe Hannover v. 19.12.1999) exemplarisch bedient: „Punk sei Dank – Hannover ist eine Reise wert! Erinnern Sie sich noch an die Chaostage '95? Brennende Barrikaden, Pflastersteine, Straßenschlachten?

Bilder aus Hannover gingen um die ganze Welt. Und, hat es uns geschadet? Nein. Im Gegenteil. (...) Eine schlechte Publicity ist besser als gar keine. Lieber Herr Polizeipräsident (...), bevor Sie weiter mit strenger Hand am neuen Image unserer Stadt kratzen: Lassen Sie die Chaostage nicht ganz sterben – oder wollen Sie Millionen internationaler Touristen enttäuschen, wenn sie eine Hauptattraktion Hannovers vergeblich suchen ...?“

Segmentierte Prävention

Angesichts derartiger Unwägbarkeiten reagiert die Prävention mit Ausdifferenzierung und Spezialisierung in diverse Ein-Punkt-Präventionen, die zumeist isoliert voneinander agieren. Hier geht es nicht mehr um den Blick auf die allgemeinen Lebenszusammenhänge von Kindern und Jugendlichen, sondern um die spezifische Konzentration auf vorwiegend sozial störende (oder als „störend“ etikettierte) Kinder und Jugendliche. Spezialisierte Präventionsprojekte aber fixieren gewöhnlich segmentierte Phänomene, obwohl sattsam bekannt ist, dass die Probleme von Kindern und Jugendlichen selten isoliert auftreten. Damit verstärken solche partikularen Ansätze aber nur die Blindheit für zugrunde liegende Problemursachen und reduzieren sozialpädagogisches Tun auf Symptomkontrolle (s.o.). Wo der Präventionsdiskurs sich in separate Spezialdiskurse aufteilt, sieht sich die Jugendarbeit alsbald präventiven Parallelstrukturen ausgesetzt: Neue Präventionsprojekte, Präventionsbeauftragte, Präventionsräte und Präventionskonzepte führen in der Folge dazu, dass den genuine Jugendhilfe-Strukturen Ressourcen abgezogen bzw. vorenthalten werden. Wo Kinder- und Jugendpolitik nicht mehr in Jugendhilfeausschüssen, sondern in kriminalpräventiven Räten stattfindet, geraten schließlich polizeiliche (oder sicherheitspolitisch- bzw. ordnungsinitiierte) Aktivitäten zum Ersatz für Angebote der Jugendarbeit. Wo etwa Skateranlagen nicht mehr mit fachlichen Zielen der Jugendarbeit, sondern kriminalpräventiven Anliegen begründet werden (weil es dann eher Geld gibt), ist das schön für die Nutzergruppen – im selben Augenblick aber leistet die Jugendarbeit damit einen (vermutlich unfreiwilligen) Beitrag zu ihrer eigenen Selbstabschaffung.

Andererseits wird unter dem fortschrittlich anmutenden Begriff „Ganzheitlichkeit“ Prävention zum Bestandteil jedweden pädagogischen Handelns – allerdings unter folgewidrigen Vorzeichen: Galt Prävention ursprünglich als ein Strukturmoment der Jugendarbeit neben anderen, so verleiht sich der Präventionsdiskurs nun sukzessive sämtliche Handlungsfelder der Jugendarbeit bzw. -hilfe ein. Dieser erstreckt sich nunmehr bis hin zur Herstellung von positiven Lebensbedingungen – die nun aber nicht mehr als eigener Rechtsanspruch für Kinder und Jugendliche gelten, sondern als Mittel zum Zwecke der Prävention instrumentalisiert werden. Wurde Prävention bislang als ein Element der Jugendarbeit dieser untergeordnet, so geschieht nun die Umkehrung der Verhältnisse: Die Jugendarbeit wird der Prävention untergeordnet. In der Konsequenz übernimmt diese sukzessive sämtliche Handlungsmaximen der Jugendarbeit: etwa Vernetzung, Empowerment, Partizipation oder Kooperation, die nun aber unter dem Signum „Prävention“ eine neue und prekäre Aktualität entfalten. Prekär deshalb, weil in Gebilden wie „Prävention durch Partizipation“, „Prävention durch Empowerment“ oder „Prävention durch Vernetzung“ der rhetorische Brückenschlag zu Maximen der Sozialpädagogik vollzogen wird, die das Präventionsdenken sich einverleibt und als Filter vor alles sozialpädagogische Tun schiebt, dabei aber alle problematischen und ungeklärten Aspekte der Präventionslogik durch die Hintertür reimportiert.

Eine weitere kontraproduktive Nebenfolge führt über die Individualisierung von Prävention zur Suche nach Risikopersonlichkeiten und Risikogruppen mit einer in der Konsequenz immer extensiveren Präventionsdiagnostik, die „auf dem systematischen Suchen und Herausfiltern potenzieller Zielgruppen“ beruht (Vlek 1999, S. 210). Der Ansicht, die beste Möglichkeit zur Vorhersage späterer Kriminalität seien bereits im Kindesalter sichtbare Verhaltensweisen, wird dann etwa durch Duivenvoorden (1999, S. 284f) zu entsprechenden Schlussfolgerungen verholten: „Zeigen Kinder frühzeitig eigensinniges Verhalten“, so könnte dies später zu Schulschwänzen führen; offensichtlich unsoziales Verhalten im Kindesalter (z.B. andere Kinder hänseln!) „kann sich zu körperlicher Gewaltanwendung und Vergewaltigung entwickeln“; „verstecktes unsoziales Verhalten“ (Lügen oder Stehlen von Kleinigkeiten) könnte – muss nicht, aber könnte! – später zu „Vandalismus, Feuer legen und (dem Diebstahl) größerer Mengen von Geld führen.“! Strategien, die auf derartigen Annahmen beruhen, können aus Sicht der Sozialpädagogik nur noch als das bezeichnet werden, was sie im Kern sind: haarsträubender Unfug.

Entgrenzung der Prävention

Da Prävention nie breit genug und auch nie früh genug ansetzen kann, ist schließlich nicht mehr klar, wo überhaupt anzusetzen ist. Irgendwann ist dann alles Prävention. In einer solchen Entkopplung von Handlungsbedarf und gesicherten Erkenntnissen liegen alle Zutaten bereit für einen finalen präventionspädagogischen Overkill. Zugleich bereitet das präventive Misstrauen den Boden für kontrafaktische Wirklichkeitsannahmen und Motivunterstellungen: Wo Projektion und wirkliches Verhalten Jugendlicher nicht übereinstimmen, werden diese eben fabriziert; wo Anknüpfungspunkte für präventives Einschreiten nicht auszumachen sind, werden diese geschaffen. Indem Polizei und Pädagogen sich selbst die Voraussetzungen für das eigene Handeln verfertigen, sind sie vornehmlich damit befasst, erst die Realität zu erzeugen oder zu konstruieren, deren vorgeblich bedrohte Ordnung sie durch ihr Tun wieder herstellen wollen. In der Projektion werden Jugendliche zu denen, als die man sie sieht, damit man an ihnen das verhindern kann, was man von ihnen befürchtet – natürlich alles rein präventiv! Und so kann bereits der bloße Aufenthalt Jugendlicher an öffentlichen Plätzen als präventionsorientierter Sachverhalt gelten, sofern damit die unausweichlich sich aufdrängende Vorstellung verbunden ist, dass diese Jugendlichen „bestimmt wieder irgendetwas im Schilde führen“. Und auch ein Jugendlicher, der einen Pädagogen arglos begrüßt, macht sich verdächtig, damit womöglich etwas verbergen zu wollen.

Prävention erzeugt sich selber

Spätestens ab diesem Punkt erweist sich Prävention als sich selbst erzeugendes, autokatalytisches Phänomen. Denn überall, wo die Konstruktion der Wirklichkeit durch Präventionsstrategien erfolgt, gerät schließlich nicht mehr Abweichung, sondern „Normalität“ in den Blickpunkt argwöhnischer Beobachtungen. Wo Eingriff, Zugriff und Registrierung gemäß dem Präventionsdenken bereits im Vorfeld abstrakter Gefährdungslagen geschehen, muss man sich notgedrungen mit den Orten und Zielgruppen beschäftigen, die – etwa in der Kriminalitätsprävention – präkriminogen bzw. „potenziell viktimogen erscheinende Situation(en)“ sind (Heinz 1997, S. 66). Dies aber wirft die Frage auf, inwiefern das Vorbereitungsverhalten, das zu einem Delikt führen könnte, objektiv noch von anderen Episoden im Alltagshandeln von Kindern und Jugendlichen unterscheidbar ist. So wird schließlich der Alltag selbst zu einem präventionsorientierten Sachverhalt in einer Welt, die ihrer Selbstverständlichkeiten beraubt ist. Denn in einer vorgeblich bedrohten (zumindest fragilen) Ordnung kann dann allem und jedem, jeder Geste, jedem Zeichen, jedem Blick, jeder Bewegung präventive Bedeutung zukommen durch die Ahnung, dass es sich hierbei um Verbote möglicher Abweichungen handeln könnte: „Das Vorbeugungsprinzip ermuntert (...) zum Vorgriff auf das, was man noch nicht weiß, zur Berücksichtigung zweifelhafter Hypothesen und bloßer Vermutungen; es lädt nachgerade dazu ein, die abwegigsten Vorhersagen, die Warnungen falscher oder wahrer Propheten erst zu nehmen, die sich im Übrigen nicht leicht voneinander unterscheiden lassen (...) (und gibt die) Bahn frei für die wildesten Spekulationen und verrücktesten Fantasien“ (Ewald 1998, S. 17).

Fazit

Solange auf die genannten Probleme keine befriedigenden Antworten gefunden werden, bleiben alle Versuche, die Präventionslogik aus sich selbst heraus zu optimieren, Stückwerk. Deshalb wäre neu über Prävention nachzudenken. Dabei ist auch der völlige Abschied von der Präventionslogik und jedwedem Präventionsbegriff ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Zudem ist eine Rückbesinnung auf die Ziele der Jugendarbeit angeraten. Statt gegenüber Präventionsgremien in eilfertige Servilität zu verfallen, hat die Jugendarbeit ihren gesetzlichen Auftrag wahrzunehmen und darf es nicht anderen Institutionen überlassen, an ihrer Stelle tätig zu werden. Hier stellt sich – jugendpolitisch gesehen – die Frage nach Koch und Kellner, verbunden mit dem dringenden Erfordernis, die gegenwärtige Präventionspraxis vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen: Statt den sich überall ausbreitenden Präventions-, Sicherheits- und Ordnungsgremien bereitwillig zu assistieren, statt ihrer Kolonisierung durch die Innen- und Sicherheitspolitik wahlweise hilflos oder unbeholfen zuzusehen, hätte die Jugendarbeit selbst die Initiative zu ergreifen und umgekehrt andere Instanzen zur Kooperation zu verpflichten, an der effektiven Verbesserung der Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen mitzuwirken.

Jugendarbeit hat sich eindeutig und in erster Linie am Wohl von Kindern und Jugendlichen zu orientieren – und nicht an öffentlichen Sicherheits- oder Ordnungsbedürfnissen. Jugendarbeit dient nicht vordringlich der Verhinderung von jugendlicher Devianz, sondern der Gestaltung von Lebensverhältnissen und der Förderung positiver Lebensumstände sowie der (sozial)pädagogischen Bearbeitung subjektiver Risikolagen (die immer auch gesellschaftlich mitverursacht sind). Statt der sattsam bekannten Strapazierung immer neuer spezialistisch und filigran ausdifferenzierter und segmentierter präventiver Ansätze, immer neuer präventiver Vernetzungskonzepte und immer weiterer präventiver Parallelprogramme wird dafür plädiert, die Aufmerksamkeit auf die bestehenden Strukturen der Jugendarbeit zu lenken (deren Mindestanforderungen auch zehn Jahre nach Inkrafttreten des SGB VIII noch immer höchst unzureichend eingelöst sind) und eine Fachlichkeit anzustreben, die sich eher am Modell einer begleitenden Nachhaltigkeit orientiert. Eine solche Umorientierung verlangt von der Jugendarbeit, sich dafür zu engagieren, dass das Maß der kulturell bzw. gesellschaftlich produzierten Anforderungen an Kinder und Jugendliche dem Maß ihrer Ressourcen entspricht – und dies alles unter höchstmöglicher Aufmerksamkeit, Kontinuität und Langfristigkeit anzustreben.

Die umfassende Kritik der Präventionslogik ist nicht misszuverstehen als Blindheit oder Indifferenz gegenüber den gleichwohl vorhandenen Problemen und Gefährdungen jugendlichen Aufwachsens. Deren angemessene Bearbeitung aber ist weit eher in Settings offener Beratungen oder intensiver alltagsbezogener Begleitungen zu leisten, in denen Jugendliche als Koproduzenten sozialpädagogischer Dienstleistungen ernst genommen und ihren vermeintlichen Defiziten nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als ihren Fähigkeiten und deren Entfaltung. Statt sich auf die (aussichtslose) Vermeidung unerwünschter Zustände zu konzentrieren, liegen die Aufgaben einer zeitgemäßen Jugendarbeit vielmehr darin, gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen Ungewissheitsstrategien und Sensibilität für deren „Eigensinn“ zu entwickeln, Ressourcen aufzuspüren, Aneignungs-, Bildungs- und Erfahrungshorizonte zu erschließen und daran mitzuwirken, dass Kinder und Jugendliche Risikokompetenzen entwickeln und lernen, mit Unwägbarkeiten zu leben, statt gegen sie.

Der vorliegende Beitrag ist die gekürzte Version folgenden Textes:

Lindner, Werner und Thomas Freund (2001): Der Prävention vorbeugen? Zur Reflexion und kritischen Bewertung von Präventionsaktivitäten in der Sozialpädagogik; in: Freund/Lindner, Prävention: zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen in der Jugendarbeit, Opladen (Leske + Budrich), S. 69-96

2.3. GERALD KOLLER: PÄDAGOGIK: WEGE AUS DER NEUROSE?

Wie viel *Erziehung* mit Beziehung zu tun hat, wird in der deutschen Sprache besonders deutlich: Auch das Begleiten von Menschen ist ein stetiger Spannungs- und Balanceakt.

Gesellschaftlich gibt es in unserer Kultur zwei Modelle, wie Erziehung gesehen werden kann. Sie sind im philosophischen Wettstreit zwischen Sokrates und Plato am deutlichsten hervorgetreten – ich nenne sie daher auch sokratische oder aber platonische Pädagogik.

Plato beruft sich in seiner Philosophie auf einen Weisen, dessen Aufgabe es sei, die weniger Weisen in den Zustand der Weisheit zu erziehen. Das Modell ist philosophisch angreifbar: Wer sagt denn, wer der Weise ist? Und auch praktisch hat es seine Tücken: Wenn ohnedies einer zieht, dann können sich ja wohl alle anderen hängen lassen. Dennoch hat es sich seit 2500 Jahren durchgesetzt, es ist doch hervorragend zum Aufbau und zur Erhaltung von Macht geeignet. Wo wir auch hinsehen – unsere Welt ist platonisch: Der Lehrer weiß angeblich in allen Lebensbereich mehr als die Schüler, der Pfarrer ist dem Himmelreich angeblich näher als die Schäfchen, der Politiker hat für mein Wohlergehen angeblich mehr Verantwortung als ich selbst – und am deutlichsten werden die Schattenseiten dieses hierarchischen Beziehungsmodells dort, wo Menschen zum Arzt gehen und ihn fragen: „Was fehlt mir denn?“ So, als könnte der Arzt die Antwort auf meine wesentlichen Lebensfragen geben, auf die ich eigentlich nur selbst – im Glücksfall von einem guten Arzt begleitet – Antwort finden kann.

Das Beziehungsmodell des Sokrates ist ein partnerschaftliches (und baut daher nicht auf Macht auf). Er sagt: „Du suchst, und ich suche. Gehen wir also gemeinsam suchen!“ und er folgert: Nur in der gemeinsamen Suche von Menschen ist Wahrheit zu finden. Hätte sich die westliche Kultur für dieses Modell entschieden, dann wäre der Lehrer nicht deswegen befugt, SchülerInnen zu begleiten, weil er kraft seiner Funktion weiser ist, sondern weil er schon länger sucht! Übung im Suchen und Erfahrung in Beziehungen wären dann die herausragenden Qualitätsmerkmale für Erziehende.

Die moderne Gesellschaft hat selbst – ohne es zu wollen – in vielen Bereichen der Erziehung das Ende des platonischen Modells eingeläutet: Kinder und Jugendliche wissen heute mehr über Computer, Moden und aktuelle Musiktrends als ihre Eltern, und diese tun gut daran, mit ihren Kindern in partnerschaftlichen Austausch zu stehen, um sich selbst in aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen weiterentwickeln zu können. Erziehung kann also nur dann gelingen, wenn sie in eine Beziehung eingebettet ist, von der beide profitieren.

Aber das Risiko! werden jetzt manche innerlich rufen. Das Risiko einer unsicheren Welt, die voller Gefahren und Verführungen ist. Ist Erziehung nicht auch dafür da, um Kinder zu schützen?

Natürlich – es gilt, Grenzen zu setzen, denn wer für alles offen ist, kann nicht ganz dicht sein, wie ein humorvoller, aber weiser Spruch sagt. Aber wie diese Grenzen gesetzt werden, das macht die Qualität von Erziehung aus. Es stellt sich prinzipiell die Frage, ob es in unserer Welt möglich ist, Kinder vor etwas zu bewahren – oder ob es nicht wesentlich wirksamer ist, sie dabei zu begleiten, sich zu bewähren. Zwei kleine Punkte auf einem Buchstaben nur, und doch ein so großer Unterschied an Haltung zwischen Bewahrungs- und Bewährungspädagogik!

Was passiert, wenn Eltern ihren Kindern keine Chancen geben, sich zu bewähren, sondern sie im streng abgeriegelten Elfenbeinturm der heilen Welt vor allem be-schützen wollen, zeigt uns eines der ältesten Märchen im deutschen Sprachraum (so alt ist das Wissen um hilfreiche Pädagogik schon). Im Märchen „Die Nixe im Weiher“ heißt es:

„Es war einmal ein Müllerpaar, dem fehlte es an nichts. Nur eines wollte sich nicht einstellen: ein Kindlein! Alles hatten die beiden schon versucht, doch nichts hatte gefruchtet.

Da ging der Müller in seiner Not zur Nixe, die im nahen Mühlweiher wohnt. Und als er sie gerufen, tauchte sie bald auf und fragte nach seinem Begehrt. Als sie das nun gehört, meinte sie: „Ein Kindlein? Das könnt' Ihr wohl bekommen, aber vergiss nicht: Es wird einmal mir gehören!“

Den letzten Teil der Botschaft hatte der Müller gar nicht mehr gehört, er war in seiner Freude nach Hause geeilt, und hatte alles seiner Frau erzählt. Und wirklich: Neun Monate später, als er von der Arbeit heim kam, hielt ihm die lachend einen Knaben entgegen.

Da war nun die Freude im Müllerhaus bis zu jenem Tag, als die beiden Eltern wie ein Blitz die Erkenntnis durchfuhr, dass sie dieses, ihr liebes Kind, einmal der Nixe opfern müssten. Von diesem Tag an durfte der Kleine nicht mehr am Mühlweiher spielen, ja jeder Kontakt mit dem Wasser war ihm verboten. Und auch das Schwimmen wurde ihm nie gelehrt.

Die Jahre gingen ins Land, und aus dem Knaben war ein Mann geworden, der schon lange hatte seine Eltern begraben müssen. Er hatte sich ein junges Weib genommen und war in den Wald gezogen. Hatte dort ein Häuslein gebaut und ging nun dem Beruf des Jägers nach. Bis zu jenem Tag, als ihm ein weißes Reh vors Visier kam. Er versuchte, es zu erlegen. Doch immer wieder entzog es sich seinen Schüssen. Den ganzen Tag hastete er ihm durchs Unterholz nach, bis er es endlich im Abenddämmer erlegen konnte. Er lief hin, es auszuweiden, und da er sich dabei die Hände blutig gemacht, wusch er sich die im Wasser des Mühlweihers, an den er in der Hitze der Jagd unbemerkt geraten war. Da tauchte die Nixe auf, und mit einem großen Lachen zog sie ihn hinab in die Tiefe.“

Ein klassisches Beispiel dafür, wie Eltern mit der pädagogischen Methode der Abschreckung und Ausgrenzung – und wie lange haben wir das in der Pädagogik betrieben! – genau das Gegenteil des Erwünschten erreichen.

Ein klassisches Beispiel auch, wie die neurotische Struktur der Elternfamilie auf die nächste Generation übergeht. Erst „in letzter Not“ nützen die Müllerleute die Kraft des Risikos und des Rausches der Nixe, die das triebhaft-Erotische, das tief unten in den Wassern des Unbewussten lebt, verkörpert. Doch bald bekommen sie es wieder mit der Angst zu tun: Ihr Kind könnte doch gerade diesem Rauschhaften zum Opfer fallen. Anstatt aber jetzt den Knaben im geschützten Rahmen experimentieren zu lassen, um eigene Fähigkeiten zu entwickeln und „schwimmen zu lernen“, halten sie ihn von allem fern, und machen ihn somit unmündig. So ist er ein billiges Opfer für die Nixe und geht ihr vollkommen ahnungslos in die Falle.

(Quelle: Gerald Koller, Georg Wögerbauer: *Beziehungen leben. Auf dem Weg zu einem neuen Miteinander.* LIFE-Verlag, 2002)

2.4. LUIS TÖCHTERLE: RISIKO – JA BITTE!

Die Geschichte der kleinen Jaqueline

Stell' Dir bitte eine ganz alltägliche Szene vor, die ich erst vor wenigen Tagen so erlebt habe: Ein paar Familien warten auf einem Parkplatz zusammen, um mit ihren Autos gemeinsam weg zu fahren. Plötzlich ertönt der laute Entsetzensschrei eines Vaters „Jaqueliine – neiii!!!“, und er stürmt schon los. Alle Augen richten sich auf die Zweijährige, um zu sehen, was denn Schreckliches passiert ist: Die Kleine ist auf eine Mauer geklettert. Nur – diese Mauer ist nicht einmal einen halben Meter hoch! Das Kind wird heruntergerissen, geschüttelt, eindringlich verwahrt und wieder auf den sicheren Boden gestellt.

Dieses simple Bild zeigt, wie schon bei einem Kleinkind ein Verhalten negativ sanktioniert wird, das es für eine gesunde Entwicklung notwendig braucht. Es muss irgendwo hinaufklettern, um beispielsweise zu lernen,

- x wie man nach oben kommt
- x und wieder herunter
- x wie sich dadurch die Perspektive verändert (etwa auf den Vater)
- x wie sich durch eigene Initiative Langeweile vertreiben lässt
- x dass man aufpassen muss, nicht hinunterzufallen.

Der besorgte Vater hat dieses Lernen unterbunden und dafür vermutlich anderes vermittelt:

- x hinaufklettern ist schlimm!?
- x hinaufklettern nur, wenn Papa nicht zuschaut!?
- x oder: Hinaufklettern bringt höchste Aufmerksamkeit vom Dad
- x Langeweile muss man aushalten!?
- x oder was immer sonst noch in so einem kleinen Menschlein vorgeht ...

Dabei war dieses unfreiwillige Lernerlebnis für die kleine Jaqueline bestimmt nicht neu. Wer kennt nicht die wieselflinke Oma, die das am Sofa wippende Baby an sich reißt, noch bevor es auf seinen Hintern plumpsen kann. Oft muss uns verwundern, dass die Kleinen einigermaßen ungestört den aufrechten Gang erlernen dürfen. Und dieses eigenartige „Lernen“ dessen, was Erwachsene (nicht) wollen, hört lange nicht auf. Nicht über den umgestürzten Baum balancieren! Nicht durch den Bach waten! Nicht auf den Felsen klettern! Und ja nicht mit dem Snowboard ins freie Gelände gehen – wo finden Jugendliche eigentlich noch wohlwollende Unterstützung durch Erwachsene?

Viele wichtige Entwicklungsaufgaben können Kinder und Jugendliche nur unter Risiko bewältigen: den eigenen Platz in der Gesellschaft finden, Freundeskreis und Partnerschaft aufbauen, Wahl der beruflichen Richtung, Gesundheitsverhalten, gennussvolle Konsummuster, mit Frust und Konflikten zurecht kommen, die körperliche Entwicklung...

Ein alternatives Verhalten für Eltern und andere Erwachsene wäre bei all dem doch zumindest vorstellbar: „Schau, probier's einmal so!“ Eine grundsätzlich akzeptierende Haltung also, die Erfahrungsräume öffnet, statt alles mit Verboten und Brückengeländern zu verbarrikadieren...



3. GERALD KOLLER:

DAS KONZEPT:

«RISFLECTING©» – ENTWICKLUNGSPPOOL FÜR RAUSCH- UND RISIKOKOMPETENZ

In diesem Kapitel werden die Grundlagen für den risflecting-Ansatz zur Erhöhung der Risikowahrnehmung, sozialer und emotionaler Kompetenz sowie der Reflexion zur Bereitschaft dargelegt. Rausch und Risiko werden dabei wie folgt definiert:

*Unter **Rausch** wird hier eine prozesshafte Veränderung sinnlicher und sozialer Wahrnehmung hinsichtlich Eindrücken, Emotionen, Grenzen und Konventionen verstanden.*

***Risiko** meint die Verbindung von Ungewissheit und Bedeutsamkeit, die mit einem Ereignis einhergeht und zur Auseinandersetzung mit ihm und seinen Folgen auffordert.*

3.1. GESELLSCHAFTLICHE POLARITÄTEN...

Rausch und Risiko sind in unserer Gesellschaft höchst ambivalent gebrauchte Begriffe: auf der einen Seite werden sie als mögliche Gefährdung für die menschliche Stabilität und Gesundheit problematisiert bzw. moralisch verworfen – auf der anderen Seite von politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kräften als wichtige Faktoren in p.r. und der Inszenierung von sozialen events erkannt und eingesetzt. So ist insbesondere der Freizeitbereich junger Menschen als rauschhaftes „no risk-no fun“-Patchwork komponiert.

Philosophen und Lernpsychologen fordern überdies vermehrt Risikobereitschaft, die erst Lernen und Wertentwicklungen ermöglicht. Und die globale Wirtschaft erwartet sie als Grundtugend des gegenwärtigen und zukünftigen Arbeitsalltags.

...und pädagogische Konsequenzen

Wie auch immer: Das Bedürfnis nach Risikosituationen und rauschhaften Erfahrungen ist im Menschen verankert, ihm wird täglich millionenfach auf verschiedenste Weise nachgegangen. Dies ruft nach Auseinandersetzung und Kultivierung. Hier steht die präventive Jugendarbeit, die die Negativ-Wirkungen all dieser Sehnsüchte einzuschränken hat, im Dilemma einer Tradition, die seit etwa 200 Jahren das Kind mit dem Bade ausschüttet: Im Kampf gegen problematische Auswirkungen, die keineswegs zwingend sind, werden auch die ihnen zugrundeliegenden Bedürfnisse problematisiert und oftmals bekämpft.

Mit diesem Versuch der Minimierung von Risiko- und Rauschsituationen wird aber Prävention zunehmend als weltfremd erlebt. Pädagogik, die Rausch und Risiko ausschließlich mit der Gefahren- und Todeszone assoziiert, hilft Menschen nicht, Kommunikation zwischen ihrem Lebensalltag und ihren außeralltäglichen Sehnsüchten und Erfahrungen aufzubauen. Sie spaltet vielmehr in zwei Bewusstseins-bereiche: ein von Kontrollmoral besetztes „Über-Ich“ und ein triebhaftes „Es“; für das mit Schuld-gefühlen erlebte „Es“ wird fortan keine Verantwortung übernommen („Ich weiß nicht, was ich gestern gesagt habe – ich war ja betrunken“).

Da Maßnahmen insbesondere im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit nur dann erfolgversprechend sind, wenn sie lebenswelt-orientiert geplant und durchgeführt werden, folgern ExpertInnen in diesem Arbeitsgebiet vermehrt, dass die hier beschriebenen Phänomene aus dem Problemzirkel herausgelöst und als grundlegende menschliche Verhaltens- und Erfahrungsräume betrachtet werden müssen. So ist es für eine effiziente Gesundheitsförderung nicht zuträglich, wenn das Phänomen „Rausch“ mit dem zwangs- und abhängigkeitsorientierten Phänomen „Sucht“ assoziiert wird: Die Verknüpfung zweier unterschiedlicher Phänomene ist weder einem fachlichen Diskurs noch einer differenzierten Umsetzung im Arbeitsalltag von Nutzen.



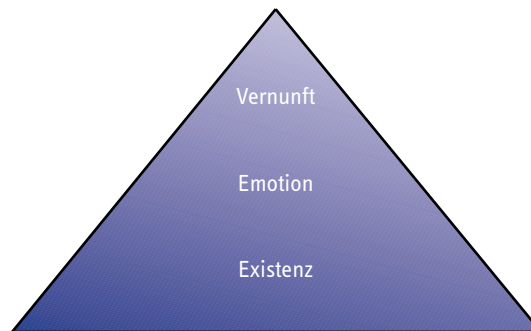
3.2. EIN NEUES PÄDAGOGISCHES KOMMUNIKATIONSMODELL:

Im internationalen Diskurs zeigt sich daher die Tendenz, statt der Minimierung von Rausch- und Risikosituationen eine **Optimierung** des Verhaltens zu erreichen.

Dazu bedarf es der Entwicklung

- ✗ persönlicher Kompetenzen
- ✗ offener Kommunikationsformen über Erfahrungen und Erlebnisse
- ✗ und gesellschaftlicher Integrationsformen sowie der Kultivierung des Diskurses

Der diesbezügliche Forschungs- und Handlungsansatz findet in Europa vermehrt praktische Anwendung und wird mit dem Begriff **RISFLECTING**® beschrieben. Risflecting geht davon aus, dass gemäß den aktuellen Ergebnissen der Bewusstseinsforschung ein optimaler Umgang mit Rausch und Risiko nicht durch die Warnung vor den Gefahren, sondern durch den Aufbau einer kommunikativen Brücke zwischen der alltäglichen Vernunft und dem Risikobereich gewährleistet wird.



Damit werden kulturgeschichtliche Erkenntnisse bestätigt, die besagen, dass Gesellschaften, die Risiko- und Rausch-Erfahrungen integrieren, diese Erfahrungen für das Individuum und die Gesellschaft nutzbar machen können – und damit auch Problementwicklungen vorbeugen: Das Wagnis, ein **RISIKO** einzugehen / Rausch zu erleben, wird durch Vor- und Nachbereitung, also durch **ReFLEKTion**, einschätzbar und in den Alltag integriert.



Die Pfeile deuten die Brückenfunktion von RISFLECTING an.

Die hier dargestellten drei Erfahrungsbereiche menschlichen Lebens entsprechen den drei Entwicklungsstufen und Aufgabenbereichen des menschlichen Gehirns:

- ✗ Überleben in der Gefahren- und Todeszone
- ✗ Aufgehen in emotionalen Prozessen
- ✗ Strukturieren durch Vernunft.

Die gesellschaftlich/pädagogische Reaktion auf Risiko- und Rauschbedürfnisse, dass diese nur durch Vernunftmaßnahmen kontrollierbar seien – ansonsten ausnahmslos der Weg in die Gefahren- und Todeszone führe, lässt Lern- und Kommunikationsmöglichkeiten im emotionalen Bereich unberücksichtigt.

Erst die Interaktion zwischen vernunftgeleitetem Alltag und selbstgewähltem Wagnis macht die Optimierung und Kultivierung von Rausch- und Risikoverhalten möglich. Diese Brücke will risflecting bauen: Denn nur die Kommunikation zwischen

beiden Bewusstseinsbereichen sichert die VerANTWORTung des Individuums und der Gesellschaft für Rausch- und Risikosituationen -statt der eher problemfördernden Bekämpfung derselben.

Auch in der pädagogischen Arbeit gilt:

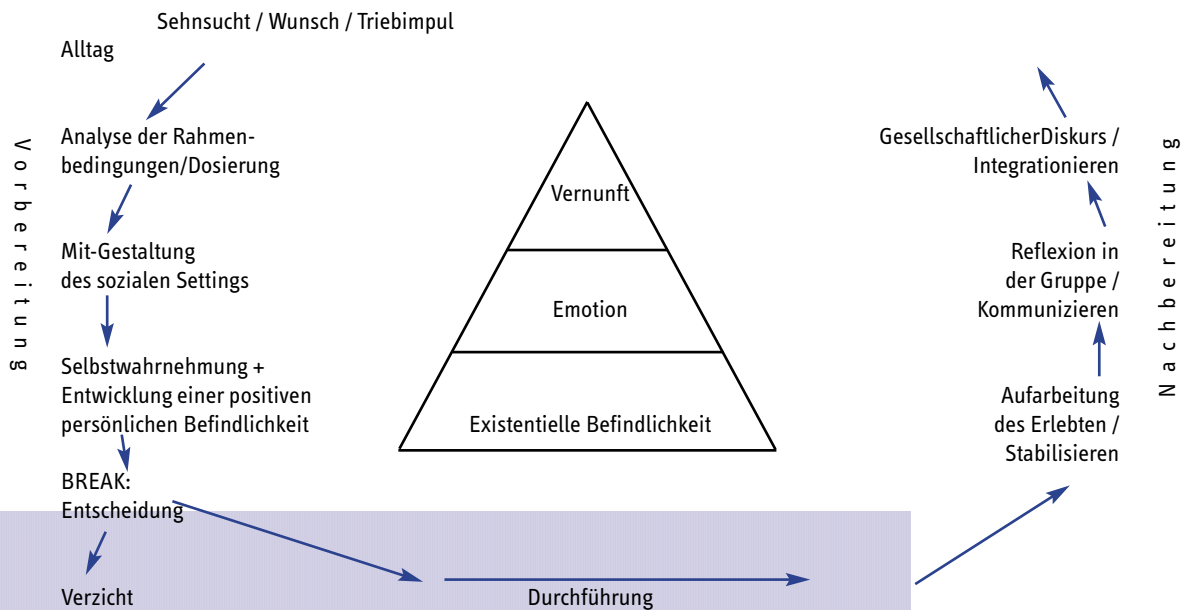
Erst das Hereinholen des Rausch- und Risikohaften in die Nähe des Alltäglichen sichert

- a) die mögliche Auseinandersetzung mit ihm,
- b) den Kontakt mit den Zielgruppen (die präventive Maßnahmen nur allzu oft als moralische Verwerfung ihrer Rausch- und Risiko-sehnsüchte erlebt).

3.3. RISFLECTING VERFOLGT FOLGENDE ZIELE:

- x Integration von Rausch- und Risikoerfahrungen auf persönlicher, sozialer und gesellschaftlicher Ebene
- x Nutzbarmachung dieser Erfahrungen für die Alltags- und Lebensgestaltung
- x Übernahme von Verantwortung für außeralltägliches Verhalten durch Rausch-kultur und Risikokompetenz. Dies meint insbesondere die Vor- und Nachberei-tung solcher Erfahrungen durch die bewusste Wahrnehmung und Gestaltung von Set (innerer Bereitschaft) und Setting (äußerem Umfeld).

In der präventiven Jugendarbeit setzt also RISFLECTING gemäß dem oben darge-stellten Modell wie folgt an:



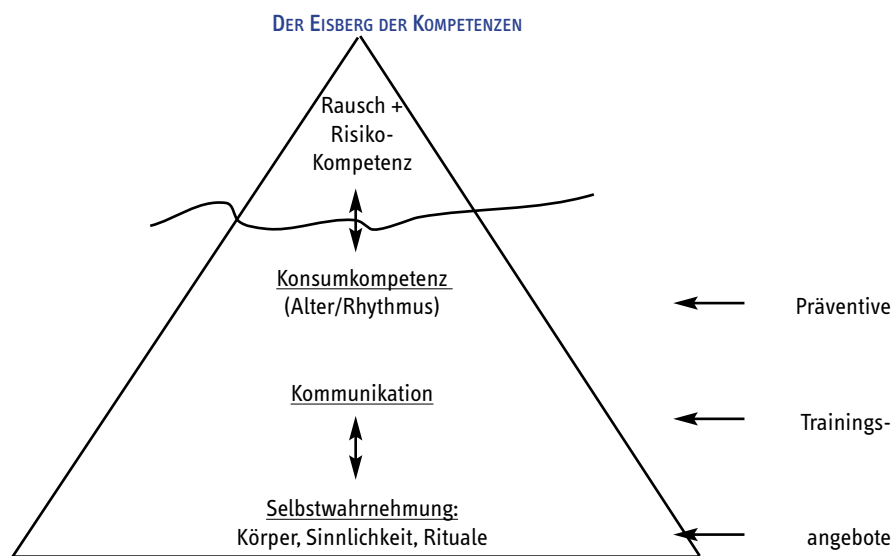
Die Kultivierung von Rausch- und Risikoerfahrungen beinhaltet neben ritualisierter Vor- und Nachbereitung derselben die Entwicklung von Wahrnehmungsfähigkeit und Sozialkompetenz sowie die Fähigkeit, vor oder während der Entscheidungsfindung oder Erfahrung innezuhalten („Break“) und den stimmigen nächsten Schritt zu tun. Im „Break“ verbinden sich die Bewusstseinswelten von Flow und Vernunft.

3.3.1. Lebenskompetenzen als Voraussetzung für die Entwicklung von risflecting:

Um Rausch- und Risikokompetenz zu entwickeln, bedarf es grundsätzlicher intellektueller, sozialer und emotionaler Fähigkeiten. Diese zu bilden ist Ziel allgemeiner Pädagogik der Gesundheitsförderung und Primärprävention. Hier bietet sich die Kooperation mit Fachkräften aus diesen Handlungsfeldern an. Der „Eisberg grundsätzlicher Kompetenzen“ zeigt, dass die Fähigkeit, mit Rausch- und Risikosituationen umzugehen, als special skill die Spitze eines Eisbergs von generellen life skills ist, deren unspezifische Ausrichtung risflecting auf den Umgang mit Rausch und Risiko fokussieren möchte: So ist eine allgemeine Konsumkompetenz wichtige Voraussetzung für die speziellen Kompetenzen, die risflecting anstrebt – damit ist sowohl gemeint, altersgemäß Substanzen und entsprechende Quantitäten zu konsumieren (ein zu früher Konsum psychoaktiver Substanzen gilt nach allen Untersuchungen als schädigend) als auch einen Rhythmus zwischen Genuss- und Verzichtssituationen zu entwickeln.

Die Kommunikation über Rausch- und Risikosituationen und -erfahrungen gelingt nur dann, wenn in allen Bereichen des Alltags Kommunikation trainiert und angewandt wird.

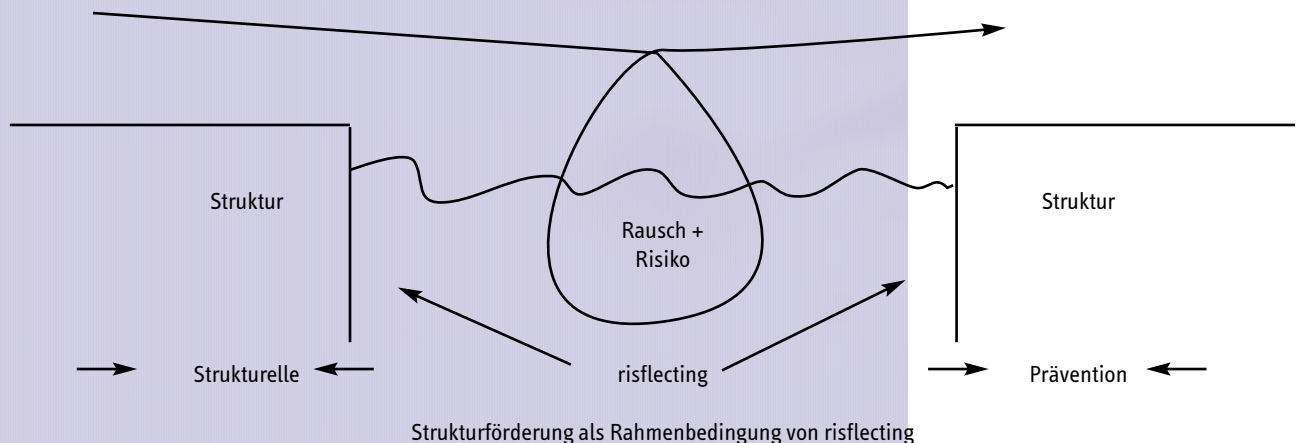
Und Selbstwahrnehmung ist eine wichtige Voraussetzung dafür, die eigene Befindlichkeit situativ und aktuell wahrzunehmen: Beginnend bei der sensiblen Wahrnehmung der körperlichen Befindlichkeit in Stress- und Entspannungssituationen über die Entwicklung einer adäquaten Sinnlichkeit auf allen Ebenen bis zur Integration von persönlichen und sozialen Ritualen, die das Alltägliche wie das Außeralltägliche strukturieren.



3.3.2. Strukturelle Grundlagen als Voraussetzung für den Einsatz von risflecting:

Insbesondere die Risikotypen von Guzei (siehe Kapitel 8.1.) zeigen, dass risflecting nur gelingen kann, wenn der Alltag jener Menschen, die Rausch- und Risikoerfahrungen suchen, strukturell abgesichert ist. Wer keine Arbeit hat, obdachlos ist, wem es an Lebenssinn fehlt oder wer allgemein in gesundheitsschädigenden strukturellen Rahmenbedingungen lebt, läuft wesentlich häufiger Gefahr, Risikosituationen nicht aus dem Motiv der Erfahrungssuche oder des Genusses aufzusuchen, sondern als Kompensation, Flucht aus unerträglichen Lebensbedingungen oder im Sinne eines Selbstheilungsversuchs.

Strukturelle Prävention und Gesundheitsförderung sind also eine wichtige Voraussetzung dafür, dass risflecting greifen kann:



3.4. DIE PRAXIS:

Um die wissenschaftlichen Grundlagen für die Diskussion und Weiterführung der bisherigen Präventionsmaßnahmen im Jugendbereich durch RISFLECTING gewährleisten, wurde ein Pool für RISFLECTING-Strategien entwickelt, in dem Entscheidungsträgern und PraktikerInnen Forschungsergebnisse, Bildungsmaßnahmen und Praxisprojekte austauschen und weiterentwickeln.

→ Die Projekte sollen

- x den Begriff „Wagnis“ positiv einführen und den Begriff „Sicherheit“ kritisch hinterfragen: es geht um bewusste Auseinandersetzung, Kultivierung und Balance zwischen Risiko und Reflexion;
- x einen Prozess von der Bewahrungs- zur Bewährungspädagogik einleiten;
- x einen gesellschaftspolitischen Diskurs einleiten: von der Entprivatisierung und Delegation des Risikos zur Eigenverantwortung.
- x den Missbrauch von Rausch- und Risikoerfahrungen für wirtschaftliche oder politische Zwecke kritisch beleuchten;
- x Rausch- und Risikoerfahrungen als Mittel für persönliches Wachstum und gesellschaftliche Veränderung integrieren und weiterentwickeln.
- x den gängigen Qualitätskriterien für Projektmanagement, -dokumentation und -evaluation entsprechen.

Pädagogische Haltung:

Zwischen Menschen, die Rausch- und Risikoerfahrungen machen, und jenen, die sie dabei oder in anderen Alltagsbezügen begleiten, besteht eine existenzielle Differenz, die sich in zumindest zweierlei Hinsicht zeigt:

- x Jene, die Rausch- und Risikoerfahrungen machen, lassen sich fallen – ihre Begleiter tendieren dazu, die Verantwortung für diese Personen zu übernehmen (auch wenn dies vorher nicht vereinbart war).
- x Die Rausch- und Risikoerfahrung findet in der Jetzt-Zeit statt – Begleitung aber hat präventiv Zukunft und mögliche Problementwicklungen im Auge.

Daraus folgert:

- es bedarf intensiver Kommunikation zwischen den beiden Lebensbereichen Erfahrung und Begleitung
- BegleiterInnen brauchen Zeit und Raum für Ich-Wahrnehmung sowie Möglichkeiten, ihre Bereitschaft zur Begleitung, ihre eigene Befindlichkeit und ihre Grenzen zum Ausdruck zu bringen.

Erst dies ermöglicht, dass BegleiterInnen wie LehrerInnen und JugendarbeiterInnen nicht pädagogischen Missbrauch betreiben: Dieser tritt nämlich immer dann ein, wenn die Furcht von BegleiterInnen vor Versagen und möglichen Problemen dadurch bekämpft wird, dass Jugendlichen keine Risikoerfahrungen mehr zu machen erlaubt wird.

4. LITERATURANALYSEN: JUGEND, RAUSCH UND RISIKO

Das Herzstück dieses Studien- und Lesebuchs bildet die Arbeit von 4 AutorInnen, die die aktuelle Literatur zu den Phänomenen Rausch und Risiko umfassend analysieren.

4.1. DR. JOACHIM WILLFAHRT: GENUSSFÄHIGKEIT ALS PRÄVENTIVE LEBENSKOMPETENZ IN DER GEGENWARTS-GESELLSCHAFT – BRICOLAGE ZUM JUGENDLICHEN HEDONISMUS

*„Das wahre Ziel unseres Lebens ist es,
glücklich zu sein.“
(Dalai Lama)*

Popmusik, Jugendkultur und Hedonismus

Seit den Fünfziger Jahren lassen sich wichtige Positionen einer Jugendkultur „zwischen Protest und Party“ an der Pop-Musik fest machen (Kemper u.a. 1998). Die jeweilige Musik und die Texte dazu erscheinen als das sinnlich hervorstechende Merkmal bestimmter jugendlicher Subkulturen, auch in deren Selbstcharakterisierung. Deren Wandel vollzieht sich derzeit im steten Wettlauf mit der Vermarktung und Vereinnahmung durch die Erwachsenenwelt. Die Massenproduktion macht außer der Musik noch weitere kulturelle Spezifika wie Bekleidung und die Ausübung von Trendsportarten durch alle Bevölkerungsschichten konsumierbar. Subkulturelle Sprachstile und Attitüden werden in einer Medienwelt durch eine Gesellschaft assimiliert, die zwar demographisch immer älter wird, aber von einem Jugendlichkeitsideal bestimmt wird, das durch die Pop-Musik entscheidend geprägt wurde. Das Konzept einer abgrenzbaren Jugendkultur als Subbereich der Gesellschaft entstand mit dem frühen Rock ‘n’ Roll, als die Wirtschaftswunder-Teenager über das nötige Taschengeld für Stilisierung und Abgrenzung ihrer Persönlichkeit in zunehmenden Freiräumen und Freizeiten verfügen konnten. Es ließe sich nun zynisch kommentieren: kein Grund zur Panik für eine verstörte Generation von Eltern und Vorgesetzten! Unsere Konsum- und Mediengesellschaft sorgt im Laufe der Zeit schon wie von selbst für die Resozialisierung jugendlicher Abweichler.

Das herrschende Nebeneinander und die leichte Verfügbarkeit unveränderter oder modifizierter älterer und neuerer jugendlicher Musik- und eben auch Lebensstile kommt einem schnellen situativen Wechsel entgegen und lässt eine persönliche Geschmacksentwicklung zu einem komplexen Prozess werden. Musikstilistische Vorlieben allein machen freilich noch keine definierten jugendlichen Lebensstile mit relativ kohärenten Verhaltensmustern aus. Sie kennzeichnen lediglich verschiedene und wechselnde Strategien, sich mit Gleichgesinnten in der Alltagswelt einzurichten und unter den gegebenen Möglichkeiten wohl zu fühlen. In den 70er Jahren markierte das gleichzeitige Auftreten von anarchischem Punk und hedonistischer Disco noch eindeutig die beiden Dimensionen jugendlichen Freiheitsdrangs: Mut zum Risiko und Streben nach Lustgewinn sowie deren unheilvolle Verbindung wie z.B. in der Fixer- und Hooliganszene. Das von den beiden Polen Protest und Party der letztere heute eindeutig die höchste Attraktivität besitzt, zeigen die körper- und erlebnisorientierten Szenen der Skater und besonders der Raver. Handelt es sich dabei überhaupt noch um Jugendkulturen? Oder anders gefragt: Sind Rafting oder Bungee Jumping mit traditionellem Verhalten Erwachsener vereinbar? Jedenfalls scheint die Tendenz zu Genuss und Spaß durch Konsum hier und jetzt ein gesamt-gesellschaftliches Phänomen zu sein. Insidern zufolge (Belser 1999) lässt sich die Raver-Szene der Techno-Parties mit ihrem jährlichen Höhepunkt in der „Love Parade“ bestenfalls als informelle jugendliche Gruppierung begreifen. Der pure Spaß an ekstatischem Tanzen, verstärkt durch technische visuell-akustische und gegebenenfalls auch chemische Reize, vereint hier unverbindlich - ohne Gruppen-zwänge in Bezug auf besonderes Outfit oder ritualisiertes Verhalten - eine heterogene Mischung unterschiedlicher Technorichtungen und Altersstufen. Das Ausleben der Lust präsentiert sich als Sinn und Ziel menschlichen Handelns.

Solch freiheitliches genussorientiertes Treiben in unserer Gesellschaft wird von vielen Politikern noch wie eh und je in Zusammenhang mit mangelndem politischen und sozialen Bewusstsein gesehen. So heißt es z.B. warnend in besonderem Hinblick auf Jugendliche: „[...] Genusskultur ohne soziale Verantwortung verwechselt Freiheit mit schrankenlosem Egoismus [...]“ und „Ihre Suche nach Glück und Frieden“ kann nur erfolgreich sein, „wenn wir uns wieder als solidarische Gemeinschaft begreifen“ (Thomas Klestil). Der ersten Aussage mag man vorbehaltlos beipflichten. Zu der zweiten wäre anzumerken, dass die Jugendlichen heute auch wohlgemeinten Politikersprüchen misstrauen, weil sie selten Konsequenzen erkennen können. In Zeiten, in denen es aller Wahrscheinlichkeit nach schwierig sein wird, den Lebensstandard der Eltern zu erreichen, muss man auf der Suche nach dem Lebensglück selber sehen, wo man bleibt. Die Jugend tanzt, doch „die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht“.

Zur Jugendphase in der postmodernen Gesellschaft

I.

Die 12. Shell Jugendstudie „Jugend 97“ ermittelte als die Hauptprobleme der verschiedenen Altersklassen von Jugendlichen (12-14, 15-17, 18-21, 22-24 Jahre) in ihrer Selbsteinschätzung Arbeitslosigkeit (45,3%), Lehrstellenmangel (27,5%) sowie Zukunftsansatz bzw. Perspektivlosigkeit (20,9%). Mit zunehmendem Alter verschärft sich diese Einschätzung, sodass bei der oberen Altersgruppe die drohende Arbeitslosigkeit mit 62,5% zum Zentralpunkt der Ängste geworden ist. Drogenprobleme (36,4%) und Kriminalität (19,8%) rangieren ebenfalls ganz oben. Ansonsten werden die üblichen entwicklungsbedingten Schwierigkeiten angegeben wie z.B. Schul- und Familienprobleme, die mehr die jüngeren Altersklassen betreffen. Was in unserem Zusammenhang besonders wichtig ist: Gesundheitsprobleme (18,9%) treten zunehmend ins Blickfeld und eine generelle Unzufriedenheit (9,3%) wird von einigen konstatiert. Ein überzogenes Konsumdenken (6,9%) beklagen jedoch nur wenige. Die Studie beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit der Bereitschaft zum Engagement und dem Lebensgefühl der Jugendlichen. Sicherlich hat das soziale Engagement gegenüber früheren Zeiten generell nachgelassen, aber vorschnelle Schlüsse sind nicht angebracht. Es ist zu untersuchen, wie Sichtweisen und Selbstverständnis in der Lebenssituation der Jugendlichen zustande kommen. Von ganz entscheidender Bedeutung für ihr Selbstbild sind „postmaterielle“ Werte wie: unabhängig sein - das Leben genießen - sich selbst verwirklichen - tun und lassen, was man will - durchsetzungsfähig sein - eigene Fähigkeiten entfalten - ein aufregendes, spannendes Leben führen - sich gegen Bevormundung wehren.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass Jugendliche, die sich z.B. nicht tatkräftig für ökologische Projekte engagieren, sich gleichzeitig innerlich davon distanzieren würden. Vielmehr trifft man häufig auf einen Standpunkt des Prinzips: ja, aber ohne mich. Ein „erlebter Gegensatz der Generationen“ führt zu der Einschätzung, dass „eine Jugendverdrossenheit der Politik“ herrsche, die zu einer Politikverdrossenheit der Jugend führt. Es ist ein stiller Protest, eine Abstimmung mit den Füßen, die sich da ausdrückt, wenn vermeintlich Fehler und Versäumnisse früherer Generationen ausgebadet werden sollen. Ein Misstrauen in die Zukunftsfähigkeit althergebrachter Systeme gilt ähnlich ganz generell für alle institutionalisierten und von den Vorstellungen der Erwachsenenwelt dominierten Einrichtungen. Lediglich Sportvereine (39%) ziehen mit extremem Abstand z.B. vor konfessionellen Jugendgruppen (8%) oder gar Jugendverbänden politischer Parteien (1%) noch unvermindert Jugendliche an. Körperliche Betätigung im Wettstreit mit Gleichaltrigen unter Anleitung ist offensichtlich vor allem bei der jüngsten Altersstufe der „Kids“ (58%) noch ein gut funktionierendes traditionelles Freizeitmodell, das jugendliche Bedürfnisse nach Körperlichkeit befriedigen kann. Auch Vorbilder sind bei den Jüngeren noch eher gefragt, allerdings eher aus den Medien als aus dem Umkreis des familiären oder lokalen Lebens. Wenn spaßorientierte Gruppenstile bevorzugt werden, läuft auch auf dem Gebiet sozialen und politischen Engagements ohne Fun nichts mehr, konstatiert die Studie. „Spaß ist das Mindeste, was herauspringen muss, egal wofür ein Jugendlicher sich engagiert“ oder prägnanter ausgedrückt: „Keine Lust auf Frust“. Sind die heutigen Jugendlichen deshalb spaßsüchtig? Gegenfrage: „Warum sollte ein ganz normaler Mensch sich freiwillig für etwas einsetzen, was keinen Spaß macht?“ Es ist leicht einsichtig, dass mit dem Spaßfaktor ein ungeheures kreatives Potential aktiviert werden kann. Erfolg beim selbstverantwortlichen Erproben von Fähigkeiten macht Spaß und Mut zu weiterem selbstbestimmten Engagement.

II.

Bei der Betrachtung der Jugendmusikstile trifft man auf eine schier unübersichtliche Zahl von Life Styles. Aus bestimmtem soziologischem Blickwinkel und besonderer Aufgabenstellung heraus lassen sich jedoch auch bei den heutigen Jugendlichen konsistente Lebensmodelle oder Jugendtypen konstruieren. Dabei können die soziologischen Hypothesen der 80er und 90er Jahre der Gegenwartsgesellschaft angepasst werden, wenn man die Möglichkeit einer multiplen und flexiblen Mitgliedschaft in verschiedenen Milieus in Betracht zieht; also einräumt, dass sich der Komplex aus Lebenssituation, Lebensstil und Wertorientierung unter dem Einfluss der gesellschaftlichen Entstrukturierung der Lebensphase Jugend befindet (siehe z.B. Lenz 1988, Ferchhoff 1999). Der handlungsorientierte Ansatz geht davon aus, dass Jugendliche ihre „Lebenswelt“ aktiv und konstruktiv gestalten, um ihre Entwicklungsaufgaben in den ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsfeldern Herkunftsfamilie, Peer-Relationen und Schule bzw. Arbeitswelt wahrzunehmen. Durch Ablösung von der Herkunftsfamilie, der Intensivierung der Beziehungen zu Peers und dem Aufbau sexueller Beziehungen wird ein persönliches soziales Umfeld geschaffen. Der Erwerb beruflicher Qualifikationen und gegebenenfalls die Übernahme erster beruflicher Aufgaben sind zu bewerkstelligen. Der Entwurf eines Lebensplans bezüglich Berufs- und Familienentwicklung und die Einordnung in umfassende Sinnzusammenhänge, wie schließlich auch die Ausformung eines relativ stabilen Selbstkonzepts werden ebenfalls als Voraussetzungen für das Erwachsenwerden angesehen. Die Jugend zeigt in dieser Situation viele Gesichter (Roth 1983, Mitterauer 1986). Bemerkenswert ist, dass gerade auch der Typus des „manieristisch-post-alternativen“ bzw. „hedonistisch orientierten“ Jugendlichen einen deutlichen Familienbezug zeigt. Mit den Unterschichtdominierten „sex und action“-Orientierten verbindet ihn das Ausleben von Freizeitspaß im Freundeskreis. Für unser Thema sind Gruppierungen erwähnenswert, die in den letzten Jahren weitgehend neu entstanden sind, die jugendlichen Formen der Grumpies (grown up mature professionals): Konsum-Kids, Schicki-Mickis und Yuppies. Sie sind „bestrebt, aus ihrem Leben das Beste zu machen“ und zeigen dabei „keine Bereitschaft den erreichten Lebensstandard einzuschränken“. In ihrer Szene hat man aufgehört, krampfhaft nach verbindlichen, integrierenden Weltdeutungen oder Weltverbesserungsmöglichkeiten zu suchen und hat den Moralismus und Rigorismus der Alternativen oder Ökologischen hinter sich gelassen. Ein hedonistischer Einzelkämpfer setzt seine Kaufkraft möglichst fröhlich und originell in einer Welt der Differenzierung, Pluralität und Ambivalenz um. Er oder sie zeigt sich vordergründig als Nutznießer der postmodernen Individualisierung und Enttraditionalisierung.

III.

Ob nun die Licht- oder Schattenseiten der Individualisierungstendenz überwiegen, ist eine offene Frage (siehe Hurrelmann 1997). Die Ordnung der Lebensformen in unserer Gesellschaft durch Klassen- bzw. Schichtenzugehörigkeit, definierte Familienstrukturen, eine Teilung in weibliche und männliche Alltagswelt, lebenslange und gesicherte Berufsarbeit, regionales Zugehörigkeitsgefühl etc. ist im Schwinden begriffen und die entstehende Freiheit muss zur Selbsttötung aktiv genutzt werden, wenn eine Einbindung in hergebrachte Solidargruppen nicht mehr ausreichend gewährleistet ist. Als Gefahr wird gesehen, dass der Einzelne gesellschaftlichen Vorgaben und dem generellen Einfluss eines weitgehend anonym bleibenden Wohlfahrtsstaates direkter ausgesetzt ist. In dieser Situation befinden sich alle Gesellschaftsmitglieder gleichermaßen.

Vermehrte Freiheitsgrade bei der Sozialisation Jugendlicher bieten die Chance zur Selbstorganisation der Persönlichkeit (Beck 1997), aber in einer komplexen sozialen Welt auch das Risiko der Überforderung beim Erkennen und Umsetzen der notwendigen Schritte. Nach Auflösung traditioneller Bindungen und ihrer lebensbegleitenden Symbolik, von Glaubensgewisheiten und Wertesicherheiten steht der Jugendliche als Einzelner unvermittelt den Anforderungen im Ausbildungs-, Freizeit- und politischinstitutionellen Bereich gegenüber. „Diese Erscheinungsprozesse des Individualisierungsprozesses haben demnach unvermeidlich ihre psychischen, sozialen und möglicherweise auch somatischen „Kosten“, die heute von den Jugendlichen in mindestens dem gleichen Ausmaß wie Erwachsene getragen werden müssten“. Neben der umweltbedingten deutlichen Zunahme von allergischen Krankheiten bei Jugendlichen mit geschätzten Prävalenzraten von bis zu 5% bei Asthma Bronchiale und bis zu 2% bei Neurodermitis, die als Tribut an unsere Risikogesellschaft (Beck 1986 sowie Beck und Beck-Gernsheim 1994) zu sehen sind, spielen gerade Erkrankungen mit einer signifikanten verhaltensbedingten Genese eine weitere große Rolle. Sie sind mit sozialmedizinischen Methoden zu erfassen. Essstörungen und diffuse psychosomatische Störungen (bis zu 20%) wie Magenbeschwerden und Schlafstörungen, aber auch psychische Auffälligkeiten (etwa 12-15%), von denen 5% als behandlungsbedürftig einzustufen sind, wurden beobachtet (Hurrelmann 1997).

Neuere Jugendgesundheitsforschung, die auf geschlechtsspezifisches Verhalten (Kolip 1994) achtet, zeigt die Bedeutung von „Lebenslust“ für Wohlbefinden und damit für Gesundheit auf. „Gesund ist, was Spaß macht“ lautet ein neuer Trend in der Gesundheitspsychologie (siehe z.B. Warburton u. Sherwood 1996 sowie Kahneman 1999) oder auch „Gesundheit ist Lebenskunst“ (Ernst 1992). Im Zusammenhang mit einem systemtheoretischen Paradigma und einer Sinnfindung durch Identifikation mit dem Evolutionsprozess sind die Arbeiten von Csikszentmihalyi (1985, 1992, 1995) von Bedeutung, die den Zustand des „flow“ beschreiben, der sich besonders eindrücklich bei einem Aufgehen im Tun wie z.B. beim Mountain-Climbing zeigt. Es handelt sich um die Freude, die sich beim Einklang mit sich selbst und der Welt Bahn bricht. Die damit verbundene Erfahrung der Selbstkompetenz ist bei der Gesundheitsförderung Jugendlicher besonders zu berücksichtigen. Schon in der antiken Diätetik war die bewusste Gestaltung der Gemütsaffekte als sechster Faktor einer Lebensführungslehre von Bedeutung, der den heilsamen Einfluss freudvoller Erlebnisse wie Spiel und Tanz hervorstrich. Eine neu-zeitliche Reformulierung dieses Konzepts findet sich bei Schipperges (1988).

IV.

Eine jugendliche Patchwork-Identität (Ferchhoff u. Neubauer 1997) oder multiple Identität bzw. die Entwicklung einer Bastelbiografie, die unter den geschilderten Bedingungen keinen stabilen Sinnmittelpunkt ausbildet, kann auch als zeitbedingte Erfordernis von Flexibilität und Reflexivität gedeutet werden, um „riskante Freiheiten“ zu nutzen. Multimedial präsentierte Lebensstile und Genusskulturen tragen bestimmend zur Identitätsfindung bei. Die Bedingungen in den Familien (verminderte Kinderzahl, ein weniger autoritärer Erziehungsstil, eine freiere Sexualmoral, der freie Zugang auf Informationsmöglichkeiten über die Medien) können Entwicklungschancen fördern. Eine individuell bestimmbare Schullaufbahn, die Auswahlmöglichkeit zwischen einer Vielzahl jugendkultureller Lebensformen und nicht zuletzt die frühe Vollwertigkeit als Konsument treten hinzu. Es ist ein hervorstechendes Merkmal des Konsumcharakters einer Erlebnisgesellschaft oder Multioptionsgesellschaft (Schulze 1995 bzw. Gross 1994), dass der volle Zugang zum Freizeit- und Konsumbereich immer früher erfolgt. Heute sind Jugendliche in diesem Bereich bereits über 10 Jahre lang Erwachsenen gleichgestellt, bevor sie durchschnittlich Mitte Zwanzig ihre berufliche Qualifikation abschließen (Hurrelmann 1997).

Für die heranwachsenden "Kinder der Freiheit" kann ein charakteristischer Umstand der ambivalenten Gegenwartsgesellschaft problematisch werden, nämlich der "Qual der Wahl" ausgesetzt zu sein. Die beständige Angst etwas zu verpassen, bestimmt die imperative Suche nach dem Mehr an Lust. Was die Bedeutung und die Funktionen des Genusses bei vielen Konsumgütern oder Freizeitaktivitäten als Hilfsmittel zur Sinnfindung im Leben überhaupt betrifft, sind die Jugendlichen, bis vielleicht auf die Kids mit noch mangelnder Lebenserfahrung, ebenfalls den Erwachsenen gleichzustellen, denn sie übernehmen heute eine Schrittmacherrolle. Für die Pädagogik im allgemeinen und für die Gesundheitsförderung der Jugendlichen im besonderen ist es deshalb nicht nur eine Chance, sondern eine Verpflichtung, der Spaß-Generation bei der Entwicklung ihrer Genussfähigkeit und damit bei der Schaffung einer wichtigen Grundbedingung für Gesundheit und Glück in einer gesellschaftlichen Situation beizustehen, in der maßgeblich die Freizeit eine "identitäts- und sinnstiftende Dimension" besitzt (Untertitel des 3. Berichts zur Lage der Jugend in Österreich, 1999). Nach Rosenmayr (1999) bedarf es hier "neue(r) Synthesen von Selbstkontrolle der Vernunft einerseits und stärkere Bejahung von Erlebnisfähigkeit gegenüber Natur und Mitmenschen andererseits". Erfolgversprechend erscheinen Ansätze (Heckmair 1995, Baer 1997, FH Emden 1999), die jugendliche Lust an Stil und Genuss nutzen, um eine reflexive Lebenskunst zu vermitteln, die Sinn und Freude im Einklang mit ökologischen Di-

mensionen finden. Sie stehen gleichsam in einer (post)modernen Nachfolge Epikurs (siehe Forscher 1996, Kimmich 1993) und kultivieren die altgriechische Kunst des "Sorgens um sich selbst" in einer gefährdeten und gefährdenden Gemeinschaft, die Foucault für unsere Zeit als Basis für eine zeitgemäße Lebenskunst wiederentdeckt hat (Schmid 1991, 1999). Eines neuen Überdenkens bedarf auch der über Jahrhunderte aufgebaute, vermeintlich grundlegende Gegensatz von Vernunft und Genuss, wie er in der Kantschen Pflichtethik zum Ausdruck kommt. (Onfray 1996)

Genusskultur und Genussfähigkeit heute

I.

Wofür Genießen heute steht, definiert die Verhaltenstherapie als „sinnliches Verhalten, bei dem ich mich auf ein lustvolles Erleben einlasse und mir dessen bewusst bin“ (Lutz 1983). Sinnlich meint hier, dass der Genuss an unsere Sinne gebunden und mit komplexen Erlebensweisen verbunden ist, denen eine „positive Gefühlsmischung“ eigen ist. Genuss ist im kultursoziologischen Gesellschaftsmodell der 80er Jahre von Schulze, das auch heute noch weit über die Soziologie hinaus als Arbeits-hypothese Zustimmung findet, eine der drei Lebensstilebenen neben Distinktion und „Lebensphilosophie“ (gemeint sind hier grundlegende Handlungsorientierungen). Darin drückt sich aus, dass die „Außenorientierung“ der wirtschaftlichen Aufbau-phase der Nachkriegszeit, bei der es um Sicherung und Sorge von Hab und Gut ging, während der Prosperität weitgehend einer „Innenorientierung“ gewichen ist. Nicht mehr so sehr das Haben ist jetzt en vogue, sondern viel mehr das Sein. Genuss wird hier als „psychophysischer Prozess positiver Valenz“, als „schönes Erlebnis“ interpretiert. Mit der Individualisierung ist das oft beschworene Ende des Sozialen im Genussbereich eben nicht erreicht, denn es herrschen in unserer Gesellschaft drei kollektiv ausgeformte Genussschemata in den verschiedenen Milieus vor. In den drei Lebensstil-Ebenen wählen sich die Individuen Zeichen wie Personen, Objekte, Handlungen usw. aus, denen bestimmte Bedeutungen kollektiv zugewiesen werden. Schulzes Modell ist besonders aussagekräftig für die beiden beschriebenen Milieus der jüngeren Altersgruppe unter 40 Jahren mit einer starken Ich-Bezogenheit. Einem Unterhaltungsmilieu werden jüngere Personen mit geringer Schulbildung zugerechnet, die sich an einem Spannungsschema mit Action als Genussform orientieren, ihre Distinktion gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppierungen durch antikonventionelles Verhalten ausdrücken und einer narzisstischen Lebensphilosophie anhängen. Einem Selbstverwirklichungsmilieu werden jüngere Personen mit mittlerer und höherer Schulbildung zugerechnet, die das Spannungsschema mit einem Hochkulturschema kombinieren. Es folgt dem Genussschema der Kontemplation, „antibarbarischer“ Distinktion und einer Lebensphilosophie der Perfektion. Die dritte Genussform, die der „Gemütlichkeit“ tritt eher bei älteren Personen auf und ist typisch für das Trivialschema, das antiexzentrisch ausgerichtet und von Harmoniebestreben geprägt ist.

So sieht nach Schulze heute die Einbindung von Genuss in den Alltag aus. Wie es nun aber mit der Genussfähigkeit an sich in der Industriegesellschaft bestellt ist, ist eine andere Frage. Der Kulturkritiker Plack äußerte bereits in den 60er Jahren (Plack 1974) bemerkenswert kritische Gedanken zu dieser Problematik. Er beklagte den Zerfall der Solidarität in der Gesellschaft beim erfolgsorientierten Prozess der Modernisierung durch rivalisierende Einzelne, die nicht mehr das zu Genießende, sondern den Neid der Mitmenschen beim eigenen Genuss „genießen“. „Wer immer und in allen Stücken erfolgreich sein muss, ist glücklich nur, wenn er dafür gehalten wird“. Die deutsche Sprache kenne das Wort Mitgenuss nicht mehr, das im Mittelhochdeutschen als „mitnies“ noch vorkomme. In der Konsequenz bedeute dies: „Die Verkümmern der Genussfähigkeit ist eines mit dem Verlust an Geborgenheit in der Gemeinschaft“. Heutzutage haben viele diesen Zusammenhang bereits erkannt und die Regional- bzw. Stadteilkultur und ganze Therapie- und Pädagogikrichtungen führen uns die heilsamen und genussfähigkeitsfördernden Wirkungen von gemeinsamen Festen und Reisen vor, auch als Raum und Zeit für jugendliche Ausgelassenheit. Wir müssen jedoch akzeptieren, dass im Laufe der Rationalisierung und Weltentzauberung eine in früheren Mußekulturen entwickelte Genussfähigkeit auf der Strecke geblieben und in den literarisch beschriebenen oder rekonstruierbaren Formen, wie etwa als „dionysischer“ Kult oder als mittelalterliche Fastnacht, nicht mehr zu reaktivieren ist (siehe Assmann 1989).

II.

Nach der These Ingleharts (1995) vom Wertewandel führte die Entwicklung der Industriegesellschaft unter dem Einfluss leistungsorientierter, rationaler und wissenschaftlicher Überzeugungssysteme im Modernisierungsprozess zu einer Abkehr von traditionellen religiösen und gemeinschaftlichen Werten. Nach der Erreichung eines gesicherten Lebensstandards strebt die postmoderne Gesellschaft in den letzten 25 Jahren nach einer Maximierung des Wohlbefindens (Abele und Becker 1991), das mit einer abnehmenden Wertschätzung von Autoritäten und Institutionen verbunden ist. Die schon erwähnten postmaterialistischen Werte, bei denen der Lebensgenuss an vorderster Stelle steht, und auch Gesundheit, Lebenszufriedenheit, Freundschaften, Freizeitgestaltung sowie Beschäftigung mit Ökologie und Frauenbewegung, gehören zu diesem Bereich. Er erlangt Bedeutung, wenn zusätzliches finanzielles Einkommen kein zusätzliches Wohlbefinden mehr bewirkt. Die Entwicklung geht also von Werten wie „harter Arbeit“ und klarer Scheidung in Gut und Böse, die das nackte Überleben garantierten, über zu Werten, die Wohlbefinden individuell und im sozialen Kontext steigern. Das bedeutet, dass in reichen Nationen ab einem bestimmten Grad des Wohlstandes keine höhere subjektive Lebenszufriedenheit erreicht wird als in ärmeren Ländern. Innerhalb Europas lassen sich eine Nordeuropäische Gruppe wie die BRD tendenziell von einem katholischen Europa unterscheiden, zu dem auch Österreich gehört. Bei der ersten Gruppe ist die Lebenszufriedenheit tendenziell größer mit deutlicher geringerer Orientierung an traditionellen Werten. Wenn man im Detail einzelne Nationen (bzw. Teile davon) miteinander vergleicht, so ist die Lebenszufriedenheit in Westdeutschland nicht größer als in Irland, und in Ostdeutschland geringer als in Mexiko; in Portugal und Japan oder Rumänien und Indien liegt sie auf einer Linie. Von den Befragten in Europa, die mit ihrem

Leben insgesamt sehr zufrieden waren, nehmen relativ stabil bleibend im Zeitraum von 1972 bis 1988 die Dänen vor den Niederländern Spitzenpositionen ein, Frankreich und Italien bilden die Schlusslichter (Inglehart 1998). Subjektives Wohlbefinden scheint national bestimmt zu sein. Ist die landläufig beschworene mediterrane Genussmentalität eines "savoir vivre" oder "dolce vita" bloße Fiktion?

Als gesichert erscheint, dass die Antworten der Befragten, das heißt die Einschätzung ihrer Lebenssituation, auf dauerhafte kulturell bedingte Komponenten schließen lassen. Klimatische Bedingungen als Erklärung stammen aus der Rumpelkammer der Wissenschaftsgeschichte und scheinen ebenso peripher zu sein wie sprachliche Eigenheiten. In einem mehrsprachigen Land wie der Schweiz stufen sich die Bewohner der einzelnen Landesregionen im Vergleich zu Deutschen bzw. Österreichern, Franzosen oder Italiener als zufriedener ein. Zwischen den beiden Komponenten des Wohlbefindens, Lebenszufriedenheit und Glück, besteht eine hohe Korrelation (0.86). Ob Dänen wirklich glücklicher sind als Italiener bleibt eine rein akademische Frage. Eine wichtige Vorstellung, die manche nationalen Variationen in der Selbsteinschätzung erklären könnte, geht von einer unterschiedlich hohen kulturellen Grundlinie aus, die bestimmt, wie glücklich man in einer Gesellschaft zu sein hat. Es geht also darum, ab wann man überhaupt Unglück artikulieren darf. Ob es weiterhin gruppentypische Verhaltensweisen gibt, aus denen im Rahmen einer Nationalität unterschiedlich ausgeprägte Genussmentalitäten konstruiert werden könnten, darf stark bezweifelt werden. Genusskulturen präsentieren sich, wie man schon an der Vielfalt der Nationalküchen sieht schichtenspezifisch und regional bestimmt. Allerdings sind Glück und Lebensgenuss nicht nur von kollektiven Vorgaben, sondern im hohen Maße von der Selbsteinschätzung abhängig. Daher ist an eine individuelle Charakterdimension zu denken, die schon als Genussfähigkeit eingeführt wurde. Sie ist Ausdruck der generellen Fähigkeit, um nicht zu sagen Tugend (siehe z.B. Müller 1998), Ansprüche an Situationen anzupassen. Das Unbehagen an diesem Begriff, der heute noch mit einer Pflichtethik gekoppelt erscheint, verflüchtigt sich schnell, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Tugend ursprünglich eine persönliche Tüchtigkeit meint, also keinen Fremdbezug, sondern einen Bezug zum eigenverantwortlichen Ausgleich zwischen Vernunft und Sinnlichkeit. Tugend ist im heutigen Kontext eine „Technologie des Selbst“. Wie die Lebenszufriedenheit steht Genussfähigkeit für Jung und Alt im Zusammenhang mit der Bewertung der gesellschaftlichen Wirklichkeit und ist bedingt durch historisch ausgebildete kulturelle Normen und Einstellungen, die teilweise relativ fest verankert, aber prinzipiell im Fluss sind, da die Alltagsrealität eine konstruierte ist.

AUSWAHLBIBLIOGRAFIE

a) Praktische Philosophie

- x *Forschner, Maximilian* (1996): Über das Glück des Menschen. Aristoteles, Epikur, Stoa, Thomas von Aquin, Kant. Darmstadt (Wiss.sch. Buchges.) 2. Aufl.
- x *Hommel, Ulrich* (Hg.) (1976): Was ist Glück? Ein Symposium. München (dtv)
- x *Kimmich, Dorothee* (1993): Epikureische Aufklärungen. Philosophische und poetische Konzepte der Selbstsorge. Darmstadt (Wiss.sch. Buchges.)
- x *Marcuse, Herbert* (1970): Zur Kritik des Hedonismus. In: Kultur und Gesellschaft 1. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), 9. Auflage, S. 128-168 - EA: 1934
- x *Müller, Anselm Winfried* (1998): Was taugt die Tugend? Elemente einer Ethik des guten Lebens. Stuttgart (Kohlhammer)
- x *Onfray, Michel* (1996): Die genießerische Vernunft. Baden-Baden u. Zürich (Elster)
- x *Schmid, Wilhelm* (1991): Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault. Frankfurt a. M. (Suhrkamp)
- x *Schmid, Wilhelm* (1999): Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt a.M., 4. Aufl. - EA: 1998

b) Soziologie

(postmoderne Gesellschaft, Jugendforschung)

- x *Beck, Ulrich* (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. (Suhrkamp)
- x *Beck, Ulrich* (Hg.) (1997): Kinder der Freiheit. Frankfurt a. M. (Suhrkamp)
- x *Beck, Ulrich u. Elisabeth Beck-Gernsheim* (Hg.) (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.
- x *Belser, Alexander* (1999). X-sample: loveparade. Kulturwissenschaftliche Beobachtungen zu Techno, Pop und Rave. Hamburg (art&communication Verlag)
- x *Ferchhoff, Wilfried* (1999): Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Opladen (Leske u. Budrich), 2. überarb. und aktualis. Aufl.
- x *Ferchhoff, Wilfried u. Georg Neubauer* (1997): Patchwork-Jugend. Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen. Opladen (Leske u. Budrich)
- x *Gross, Peter* (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a. M. (Suhrkamp)
- x *Hurrelmann, Klaus* (1997): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozial-wissenschaftliche Jugendforschung. 5. Aufl. Weinheim u. München (Juventa)

- x Inglehart, Ronald (1995): Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt. Frankfurt a. M. u. New York (Campus) - EA 1989: Cultural change
- x Inglehart, Ronald (1998): Modernisierung und Postmodernisierung. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften. Frankfurt a.M. u. New York (Campus); EA 1997: Modernization and Postmodernization.
- x Jugendwerk der Dt. Shell (Hg.) (1997): Jugend 97. Zukunftsperspektiven - Gesellschaftliches Engagement - Politische Orientierungen. Gesamtkonzeption und Koordination: Arthur Fischer und Richard Münchmeier. Opladen (Leske u. Budrich)
- x Kemper, Peter; Thomas Langhoff u. Ulrich Sonnenschein (Hg.) (1998): „but I like it“ - Jugendkultur und Popmusik. Stuttgart (Reclam)
- x Klestil, Thomas: Themen meines Lebens. Internet-Skript 1999: <http://business.styria.co.at/klestil/nation.htm>
- x Lange, Elmar (1997): Jugendkonsum im Wandel: Konsummuster, Freizeitverhalten, Lebensstile und Kaufsucht 1990 und 1996. Opladen (Leske u. Budrich)
- x Lenz, Karl (1988): Die vielen Gesichter der Jugend. Jugendliche Handlungstypen in biographischen Portraits. Frankfurt a. M. (Campus)
- x Österreichisches Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen (Hg.) (1999): Dritter Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien (<http://www.bmsg.gv.at/relaunch/jugend/content/jugendforschung>)
- x Plack, Arno (1974): Die Gesellschaft und das Böse. Eine Kritik der herrschenden Moral. München (List), 11. Auflage - EA 1967
- x Rosenmayr, Leopold (1999): Stichworte zur Jugendproblematik heute. Internetskript Urania, Graz vom 27.03.1999; URL: <http://www.uranian.at>
- x Schäfers, Bernhard (1998): Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung. Opladen (Leske u. Budrich) , 6. aktualis. und überarb. Aufl
- x Schulze, Gerhard (1995): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M. u. New York (Campus) - EA: 1992
- x Silbereisen, Rainer K. ; Laszlo A. Vaskovic u. Jürgen Zinnecker (Hg) (1996): Jung-sein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996. Opladen (Leske u. Budrich)
- x SPoKK (Hg.) (1997): Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim (Bollmann)
- x Vester, Heinz-Günter (1988): Zeitalter der Freizeit. Eine soziologische Bestandsaufnahme. Darmstadt (Wiss.sch. Buchges.)
- x Ziehe, Thomas (1996): Zeitvergleiche. Jugend in kulturellen Modernisierungen. Weinheim u. München (Juventa) - EA: 1991

c) Kulturwissenschaft und Sozialgeschichte

- x Ariès, Philippe und Georges Duby (Hg.) (1989-1993): Geschichte des privaten Lebens. 5 Bde. Frankfurt a. M. (Fischer) - Bd. 2 (1990): Vom Feudalzeitalter zur Renaissance. - EA: Histoire de la vie privée 1984-1987
- x Assmann, Aleida (1989): Festen und Fasten. Zur Kulturgeschichte der Krise des bürgerlichen Festes, In : Haug, Walter u. Rainer Warning (Hg) (1989): Das Fest. Poetik u. Hermeneutik XIV. München (Fink), S. 227 - 246
- x Braudel, Fernand (1985): Sozialgeschichte des 15. - 18. Jahrhunderts. Bd. 1: Der Alltag. München (Kindler) - EA: Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XVe - XVIIIe siècle
- x Dinzelbacher, Peter (Hg) (1993): Europäische Mentalitätsgeschichte. Stuttgart 1993 (Kröner)
- x Haas, Erika und Carmen Tatschmurat (1993): „Der Sonntag ... da passiert nix“. Aspekte alltäglicher Festkultur. In: Jurczyk, Karin u. Maria S. Rerrich (Hg) (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg i. B. (Lambertus), S. 375-398
- x Mitterauer, Michael (1986): Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt a. M. (Suhrkamp)
- x Roth, Lutz (1983): Die Erfindung des Jugendlichen. München (Juventa)
- x Vester, Heinz-Günter: Kollektive Identitäten und Mentalitäten. Von der Völkler-psychologie zur kulturvergleichenden Soziologie und interkulturellen Kommunikation. Frankfurt a. M. (IKO)

d) Sozialpsychologie und Psychotherapie

- x Abele, Andrea u. Peter Becker (Hg.) (1991): Wohlbefinden. Theorie - Empirie - Diagnostik. Weinheim u. München (Juventa)
- x Brose, Hanns-Georg u. Bruno Hildenbrand (Hg.) (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen (Leske u. Budrich)
- x Csikszentmihalyi, Mihalyi (1985): Das flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen. Stuttgart (Klett-Cotta) - EA: Beyond Boredom and Anxiety - The Experience of Play in Work and Games (1975)
- x Csikszentmihalyi, Mihalyi (1992): Flow. Das Geheimnis des Glücks. Stuttgart (Klett-Cotta) - EA: Flow - The Psychology of Optimal Experience 1990
- x Csikszentmihalyi, Mihalyi (1995): Dem Sinn des Lebens eine Zukunft geben. Eine Psychologie für das 3. Jahrtausend. Stuttgart (Klett-Cotta) - EA: The Evolving Self. A Psychology for the Third Millenium. (1993)
- x Ernst, Heiko (1992): Gesund ist, was Spaß macht. Stuttgart (Kreuz)
- x Fromm, Erich (1988): Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. München (dtv), 17. Aufl. - EA: 1976
- x Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity: Self and Society in the late Modern Age. Stanford, CA. (Stanford University Press)

- x *Heimann, Hans* (Hg) (1990): Anhedonie. Verlust der Lebensfreude. Ein zentrales Problem psychischer Störungen. Stuttgart u. New York (G. Fischer)
- x *Kahneman, Daniel, Edward Diener, Norbert Schwarz* (eds.) (1999): Wellbeing. The Foundations of Hedonic Psychology. New York (Russell Foundation)
- x *Lutz, Rainer* (Hg.) (1983): Genuß und Genießen. Zur Psychologie des genußvollen Erlebens und Handelns. Weinheim u. Basel (Beltz)
- x *Lutz, Rainer* (1996): Gesundheit und Genuß : Euthyme Grundlagen der Verhaltenstherapie. In: Jürgen Margraf (Hg): Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Bd. 1, Heidelberg u. New York (Springer), S. 113 – 128

e) Erlebnis- und Freizeitpädagogik

- x *Baer, Ulrich u.a.* (Hg) (1997): Lernziel: Lebenskunst. Seelze-Velber (Kallmeyer)
- x *Fachhochschule Emden - Fachbereich Sozialwesen* (Hg) (1999): Suffizienz und Lebenskunst. Lokale Agenda 21 - Emden: Handeln für das 21. Jahrhundert. Arbeits-gruppe „Lebensweise“. Internetskript vom 22.4.1999 - URL: <http://sowe.fho-emden.de/Projekte/Agenda21/SuffLebe.htm>
- x *Heckmair, Bernd; Werner Michl u. Ferdinand Walser* (Hg.) (1995): Die Wiederentdeckung der Wirklichkeit. Erlebnis im gesellschaftlichen Diskurs und in der pädagogischen Praxis. Alling (Sandmann)
- x *Kölsch, Hubert* (Hg.) (1995): Wege moderner Erlebnispädagogik. München (Sandmann)
- x *Opaschowski, Horst W.* (1996): Pädagogik der freien Lebenszeit. Opladen (Leske u. Budrich) , 3. vö ll. neu bearb. Aufl.

f) Gesundheitsforschung

- x *Antonovsky, Aaron* (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen (DGVT)
- x *Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung* (Hg) (1996): Leitbegriffe der Gesundheitsförderung. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden der Gesundheitsförderung. Schwabenheim a.d. Selz (Sabo)
- x *Kolip, Petra* (Hg.) (1994): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechts-spezifischen Jugendgesundheitsforschung. Weinheim u. München (Juventa)
- x *Mittag, Waldemar u. Matthias Jerusalem* (1999): Gesundheitsförderung bei Kindern und Jugendlichen. In: B. Röhrle u. G. Sommer (Hg): Prävention und Gesundheitsförderung. Tübingen (DGVT)
- x *Schipperges, Heinrich u.a.* (1988): Die Regelkreise der Lebensführung. Gesundheitsbildung in Theorie und Praxis. Köln (Dt. Ärzte-Verl.)
- x *Warburton, David M. u. Neil Sherwood* (Eds.) (1996): Pleasure and Quality of Life. Chichester etc. (Wiley & Sons)

(kursiv = zur Lektüre empfohlen, jedoch im Text nicht erwähnt
Der hier leicht veränderte Aufsatz erschien zuerst in praev.doc 3 / 1999)

4.2.1. Einleitung

Der Begriff „Risiko“

Der Begriff „Risiko“ stammt vom griechischen „rhiza“ und bedeutet dort „Wurzel, Klippe“. Rohrmann (1991) schreibt dazu:

„Risiko“ ist gleichermaßen ein alltagssprachlicher Begriff und ein wissenschaftliches Konzept (z.B. der Ökonomie, Mathematik und Psychologie). Es bezeichnet die Möglichkeit eines Schadens oder Verlustes als Konsequenz eines bestimmten Verhaltens oder Geschehens. Um Risiken quantifizierbar zu machen, muss das Ausmaß eines Risikos durch Indikatoren definiert und operationalisiert werden.“

Schütz, Wiedemann und Gray (2000) schreiben von einer Unterscheidung zwischen *life-style risks* und *environmental risks*. Life-style risks wären demnach Risiken, die unter persönlicher Kontrolle der einzelnen handelnden Personen stehen und von persönlichen Entscheidungen des jeweiligen Individuums abhängen (z.B. Rauchen, Alkoholgenuß, Autofahren, Ausüben von Risikosportarten). Environmental risks werden durch technische Entwicklungen (z.B. Kernenergie, chemische Industrie) oder ihre Produkte (z.B. Pestizide, Mobiltelefone) hervorgerufen oder stehen mit Naturereignissen in Zusammenhang (z.B. Erdbeben).

Der Zugang der klassischen Risikoforschung zur Semantik des Risikobegriffs

Um sich dem Thema „Risiko und Extremsport“ anzunähern, ist es – meiner Meinung nach – hilfreich, sich zunächst einmal mit der Semantik des Risikobegriffes im Allgemeinen zu beschäftigen. Renn (1989) fand, dass folgende Vorstellungsmuster den Bedeutungsumfang von Risiko prägen:

- a. Risiko als Damoklesschwert
- b. Risiko als Schicksalsschlag
- c. Risiko als Frühindikator für Gefahren
- d. Risiko als Glücksspiel und
- e. Risiko als Herausforderung der eigenen Kräfte

ad a. Das Verständnis von „Risiko als Damoklesschwert“ bestimmt häufig die Beurteilung technischer Risiken. Störfälle in Atomkraftwerken, ein Tankerunfall – der eine Ölpest verursacht, der Austritt von Dioxin usw. lassen sich nicht vorhersagen, da sie meist mit dem Ausfall von Sicherheitssystemen verbunden sind. Solche Ereignisse sind stochastischer Natur und ermöglichen keine Vorhersage über den Zeitpunkt ihres Eintritts. Sie könnten theoretisch jederzeit passieren – wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür extrem gering ist. In der Wahrnehmung seltener Zufallsereignisse spielt allerdings die Wahrscheinlichkeit eine untergeordnete Rolle, denn die Zufälligkeit des Ereignisses ist der eigentliche Risikofaktor. Es ist beispielsweise sehr unwahrscheinlich, dass in der engen Einflugschneise über Innsbruck einmal eines der zahlreichen täglich landenden und startenden Flugzeuge abstürzt. Falls es jedoch passieren würde, hätte das katastrophale Folgen. Die Vorstellung, dass dieses Ereignis jederzeit die betroffene Bevölkerung heimsuchen könnte, erzeugt das Gefühl von Machtlosigkeit und Bedrohung – das Gefühl eines Damoklesschwerts über uns.

ad b. Während also technische Risiken häufig als „Damoklesschwert“ gesehen werden, betrachten die meisten Menschen Naturkatastrophen als „Laune der Natur“; als „Wille Gottes“ oder gar als „Strafe der Schöpfung“. In Zusammenhang mit dem verheerenden Lawinenunglück von Galtür gab es Zeitungsschlagzeilen wie beispielsweise „Die Natur schlägt zurück“ und ähnliches mehr. In diesen Fällen wird Risiko als „Schicksalsschlag“ betrachtet. Ortwin Renn (1989) meint, dass die technischen Möglichkeiten der Beeinflussung und Milderung der Auswirkungen von Naturkatastrophen den meisten Menschen noch nicht soweit ins Bewusstsein eingepreßt sind, dass natürliche Katastrophen eine gleiche Bewertung erhalten könnten, wie technische Störfälle. Meiner Meinung nach kann man diesem Argument nicht folgen, wenn man von der Existenz des Unbewussten ausgeht. Es ist dabei zu überlegen, inwieweit Urängste und damit verbundenes magisches Denken überhaupt durch rationale Argumente beeinflussbar sind.

ad c. Wenn beispielsweise eine Person jahrelang mehr als zehn Zigaretten täglich raucht und schließlich an Lungenkrebs erkrankt, wird man diese Tatsache höchstwahrscheinlich mit dem Rauchen in Verbindung bringen. Das Risiko, dass Rauchen Krebs verursachen kann, ist wissenschaftlich belegt. Es besteht also eine Kausalbeziehung zwischen Aktivität und Ereignis. Wissenschaftliche Studien können helfen, schleichende Gefahren frühzeitig zu entdecken und deren latente Wirkung aufzudecken. In diesem Fall spricht man von „Risiko als Frühindikator für schleichende Gefahren“. Der Raucher aus unserem Beispiel hätte demnach das Risiko einer Lungenkrebserkrankung durch rechtzeitige Verhaltensänderung minimieren können.

ad d. Risiko als Glücksspiel: In Lotterien oder beispielsweise beim Würfeln sind Verlust oder Gewinn in der Regel unabhängig von den Fähigkeiten des Spielers. Der statistisch geringe Erwartungswert auf einen Sieg beim Lotto hält viele Menschen nicht von der Teilnahme an dieser Art des Glücksspiels ab. Vielmehr ist es die Höhe des Einsatzes, die üblicherweise über eine Teilnahme entscheidet. Es erhöht die Attraktivität von Glücksspielen, die individuellen Einsätze zum Mitspielen so niedrig zu halten, dass sie keinen spürbaren Verlust im eigenen Haushaltsbudget hervorrufen. Die hohe Zahl an Mitspielern bewirkt, dass es beinahe jedesmal einen Sieger gibt. Diese Tatsache weckt die Hoffnung, dass man der nächste Gewinner sein könnte, auch wenn die statistische Wahrscheinlichkeit dafür mehr als gering ist. Wenn's ums Geld geht, darf man sich nach Meinung vieler Menschen aufs Glück verlassen – aber nicht, wenn irreversible Schädigungen wie Leben und Gesundheit auf dem „Spiel“ stehen. Wer würde schon gern seinen Chirurgen in der Lotterie gewinnen?

ad e. Wenn ein Snowboarder mit seinem Brett nahezu senkrechte Hänge, die von Felsen, Rinnen und Graten durchsetzt sind, befährt - wenn Bergsteiger wie Reinhold Messner ohne Atemgerät die höchsten Berge der Erde bezwingen - wenn Paragleiter vom Hafelekar in die Tiefe starten, dann setzen sie sich freiwillig einem Risiko aus.

Ortwin Renn (1989) spricht in diesem Zusammenhang von „Risiko als Herausforderung der eigenen Kräfte“. Diese Form von Risiko ist, seiner Meinung nach, an eine Reihe von situationsspezifischen Attributen gebunden:

- Freiwilligkeit
- persönliche Kontrollierbarkeit und Beeinflussbarkeit des Risikos
- zeitliche Begrenzung der Risikosituation
- die Fähigkeit, sich auf die riskante Tätigkeit vorzubereiten und entsprechende Fertigkeiten einzuüben und
- soziale Anerkennung, die mit der Beherrschung des Risikos verbunden ist

Was hat der Zugang der klassischen Risikoforschung zur Semantik des Risikobegriffs mit einer Literaturrecherche zum Thema „Risiko und Extremsport“ bzw. „Risikoverhalten Jugendlicher“ zutun?

Nach der Sichtung der Literatur habe ich gefunden, dass viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Untersuchung des Themas „Risiko und Extremsport“ sowie bei der Erforschung des Bereiches „Risikoverhalten Jugendlicher“ davon ausgehen, dass es sich bei diesen Formen von Risiko um „Risiko als Herausforderung der eigenen Kräfte“ handelt. Die Untersuchung der – oben erwähnten – situationsspezifischen Attribute (Freiwilligkeit - persönliche Kontrollierbarkeit und Beeinflussbarkeit der Risikosituation - zeitliche Begrenzung der Risikosituation - die Fähigkeit, sich auf die riskante Tätigkeit vorzubereiten und entsprechende Fertigkeiten einzuüben – und soziale Anerkennung, die mit der Beherrschung des Risikos verbunden ist) scheint Gegenstand der meisten empirischen Arbeiten zu diesem Thema zu sein.

4.2.2. Risiko und Extremsport

„Das Mark des Lebens in sich aufsaugen...“ oder:

Risiko als Wagnis und als Element der Persönlichkeitsentwicklung bzw. -bildung, Risiko(-bewältigung) als Glückszustand sowie als Möglichkeit zur Entwicklung sozialer Kompetenz

Im Laufe meiner Literaturrecherche zum Thema „Risiko und Extremsport“, fokussiert auf den Bereich „Risikoverhalten Jugendlicher“, ist mir – während ich die zahlreichen Studien und Fachbücher durchgearbeitet habe – immer wieder eine Textstelle aus Henry David Thoreau’s 1854 erschienenem Buch „Walden or Life in the Woods“ eingefallen, welche vermutlich das, was die meisten der wissenschaftlichen Arbeiten auf empirische Weise zu verstehen und zu beschreiben versuchen, mit einfachen Worten auf den Punkt bringt:

„Ich ging in die Wälder, denn ich wollte bewusst leben. Intensiv leben wollte ich - das Mark des Lebens in mich aufsaugen - alles auslöschen, was nicht Leben war – um nicht in der Todesstunde entdecken zu müssen, dass ich gar nicht gelebt hatte...“





Tatsächlich tauchen in der Fachliteratur, die sich mit möglichen Motiven für das Ausüben von Risikosportarten beschäftigt, beispielsweise Begriffe wie „peak experiences“ auf. Peak experiences sind intensive Sinnerlebnisse bzw. ekstatische Erlebnisse, Glückszustände, die sich am besten mit dem Begriff „Transzendenz“ umschreiben lassen. Nach Abraham Maslow (1968) stellt das Bedürfnis nach Transzendenz die höchste Wachstumsstufe des Menschen dar. In seinem Buch „Motivation and Personality“ (1954) entwarf er eine Wachstumslogik für Motive, die unter dem Namen Maslow'sche Bedürfnispyramide bekannt wurde. Sie umfasste ursprünglich fünf Stufen und wurde 1968 durch jene sechste – bereits erwähnte höchste Stufe – ergänzt: An unterster Stelle stehen demnach physiologische Triebe (Bedürfnisse nach Sauerstoff und Nahrung), darauf folgen – nach Maslow – das

Sicherheitsbedürfnis, Zugehörigkeits – und Liebesbedürfnisse, das Bedürfnis nach Anerkennung, das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und schließlich das Bedürfnis nach Transzendenz, also das Bedürfnis, über sich selbst hinaus zu wachsen und in eine höhere Welt des Kosmischen oder Göttlichen einzugehen.

Da fällt einem Michelangelo's Fresko in der Sixtinischen Kapelle ein, die Szene, in der Gott und Adam sich beinahe mit den Fingern berühren – der Griff nach dem Göttlichen, das Streben, einzugehen in ein allumfassendes Ganzes. Ist man Gott auf den Bergen näher? Gasser (1993) fand, dass für die meisten der von ihr interviewten Extremsportlerinnen und Extremsportler die Suche nach Gott kein Motiv darstellt.

Hat das Ausüben von Extremsportarten mit Leidenschaft zutun?
Peskoller (1997) schreibt dazu:

„Das Leiden spricht über den Raum, der ihn vom Ziel trennt. Und diese Strecke kann mit Mangel überschrieben werden....Solange man lebt, bewohnt man den Mangel als einen Zwischenraum, der in seiner Vorläufigkeit etwas Provisorisches hat und nicht vollkommen ist. Unter der Unvollkommenheit leidet man, sie weist einem den Platz der Verkümmern auf der Skala, an deren Ende die vollkommene Erfüllung angeschrieben steht. Von der Unerträglichkeit des Guten (Gottesschau) leitet sich die Gerade-Noch-Erträglichkeit des Mangels als einzige Alternative des Menschen her. Lässt man „das Gute“ nicht fallen, wird man vom Leiden nicht im Stich gelassen, es ist einem sicher.“ (S.223)

Was aber ist mit dem Todestrieb? Thanatos also, von dem die Psychoanalyse spricht? Todessehnsucht als mögliches Motiv für das Ausüben von Risikosportarten? Dazu habe ich bei meiner Literaturrecherche keine aussagekräftigen empirischen Untersuchungen gefunden.

Die klassifizierungsfreudigen Vertreter der Psychoanalyse haben allerdings Kategorien entwickelt, mit denen sie jeweils mindestens zwei konträre Persönlichkeitstypen unterscheiden: Freud (1914) spricht von narzisstischen versus anaklitischen (=anlehnungsbedürftigen) Persönlichkeiten, Jung (1924) von Extravertierten versus Introvertierten, Fenichel (1939) von kontraphobischen versus phobischen Persönlichkeiten und Balint (1960) von Philobaten versus Oknophilen. Was kennzeichnet diese Gegensatzpaare? Alltagstheoretisch formuliert könnte man vielleicht sagen, dass Anaklitiker, Introvertierte, Phobiker und Oknophile eher zu den Stubenhockern gezählt werden könnten und daher höchstwahrscheinlich keine Extremsportarten ausüben. Bleiben also die narzisstischen Persönlichkeiten, Extravertierten, Kontraphobiker und Philobaten übrig.

Das Erreichen eines sportlichen Zieles als narzisstischer Rausch? Größenphantasien als Motiv für das Ausüben von Extremsport? Diese Frage will ich mir für den Teil meiner Arbeit aufheben, der sich mit dem Risikoverhalten Jugendlicher beschäftigt.

Fenichel (1939) spricht vom Kontraphobiker als einem Menschen, der seine Ängste zu überwinden versucht, indem er sich eben gerade den Situationen aussetzt, vor denen er Angst hat. (Der Phobiker hingegen meidet Situationen, vor denen er Angst hat.) Das würde (als Beispiel für kontraphobisches Verhalten) heißen, dass beispielsweise jemand der soziale Ängste hat, einen Beruf wählt, der ihn in dieser Hinsicht besonders exponiert – z.B. Schauspieler. Im Sport würde das heißen, dass jemand, der große Angst davor hat als körperlich schwach zu gelten, einen Sport wählt, bei dem man besonders viel Kraft braucht. Betrachtet man die Biographien mancher Sportler, könnte man annehmen, dass Fenichel mit dieser Theorie nicht unrecht hatte. Es ist beispielsweise bekannt, dass einer der erfolgreichsten Schirennfahrer unserer Zeit als Jugendlicher aus dem Kader ausgeschlossen wurde, weil er körperlich als zu schwach eingestuft wurde. Durch konsequentes und hartes selbständiges Training konnte er schließlich erreichen, dass er heute beinahe als „Kraftmaschine“ gilt. Extremsport als Kompensationsmöglichkeit eigener Schwächen und Ängste? – Für manche trifft das sicher zu. Ich würde aber davon ausgehen, dass das eher Ausnahmereischeinungen sind.

Balint (1960) unterscheidet Oknophile und Philobaten. Er meint, dass „alle Nervenkitzel das Aufgeben und Wiedererlangen der Sicherheit zum Thema haben“. Weiter schreibt er:

„Gewiss scheinen manche Erwachsene sich nur in völliger Sicherheit wohl zu fühlen, andere haben im Gegenteil wieder erst ihre Freude, wenn sie diese Sicherheit auf der Suche nach Abenteuern und Nervenkitzel (thrills) aufgeben können; sie sind gelangweilt und gereizt, wenn sie längere Zeit darauf verzichten müssen.“ (S.23)





Erstere bezeichnet Balint als Oknophile, letztere als Philobaten und sieht die frühe Kindheit als Zeitspanne, in der sich beide Typen manifestieren. Über den Umgang beider mit Gefahrensituationen schreibt er:

„Während der Oknophile in der Illusion lebt, dass er, solange er in Berührung mit einem sicheren Objekt steht, auch selbst sicher ist, beruht die Illusion des Philobaten darauf, dass er außer seiner eigenen Ausrüstung keiner Objekte bedürfe, sicherlich nicht eines einzelnen bestimmten Objekts.“ (S.30)

Und einige Zeilen weiter schreibt Balint:

„Wie gesagt, baut sich die Welt des Philobaten aus sicherer Distanz und aus den Daten des Gesichtssinns auf, die des Oknophilen aus physischer Nähe und Berührung. Im Falle von Furcht oder Angst besteht die Reaktion des Oknophilen darin, so nahe wie möglich an sein Objekt heranzukommen, niederzukauern oder sich zu setzen, auf allen vieren zu gehen, sich anzulehnen oder den ganzen Körper an das schutzgebende Objekt zu pressen. Gleichzeitig dreht er sein Gesicht weg und schließt sogar die Augen, um die Gefahr nicht zu sehen. All das liegt sehr deutlich bei allen sogenannten schwindelerregenden Situationen vor, wenn man etwa aus übergroßer Höhe in Tiefen und Abgründe schaut. Jeder Bergsteiger kennt diese Reaktion und die damit verknüpften tatsächlichen Gefahren... Die philobatische Reaktion ist, was man allgemein heroisch nennt: man kehrt sich der nahenden Gefahr zu, bietet ihr die Stirne, um sie im Auge zu behalten...“ (S. 33)

Wie bereits erwähnt, führt Balint die frühe Kindheit als Zeitraum an, indem sich Oknophilie bzw. Philobatismus entwickelt. Dazu schreibt er:

„Auf den ersten Blick würde man sagen, dass die oknophile Welt die frühe ist. Wir finden Anklammerung an Objekte, welche die Mutter vertreten...“ (S.65)

Weiter schreibt er:

„Wie uns auf den ersten Blick die oknophile Haltung als sehr primitiv beeindruckte, erscheint uns umgekehrt die philobatische Haltung als sehr hoch entwickelt...Der Philobat hat die Wirklichkeit, d.h. die getrennte Existenz von Objekten angenommen. Er versucht deshalb, um zwei schöne allgemein gebräuchliche englische Redensarten zu verwenden, die Welt „in its true perspective“, „in the correct proportions“ zu sehen, was alles viel mehr ist, als ein Oknophiler tun muss.“

Für Balint haben Philobaten eine größere Fähigkeit zur Realitätsanpassung, mehr Geschick darin, sich wirklichen äußeren Situationen anzupassen, und sie haben demnach auch einen Umweg zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Geborgenheit gefunden, der aktiver ist, als der der Oknophilen: die aktive Liebe oder Objekteroberung. Weiters bezeichnet Balint die Geschicklichkeit als Quintessenz des Philobatismus. Als zugrunde liegende Phantasie im philobatischen Weltkonzept beschreibt der Autor die, *„dass abgesehen von ein paar unglücklichen Zufällen die ganze Welt eine Art liebende Mutter sei, die ihr Kind sicher in den Armen hält, oder, phylogenetisch gesehen, ein strukturloses Meer, das in grenzenlosen Weiten dieselbe freundliche Umwelt bietet.“ (S.7)*

Erikson (1966) würde diese Phantasie mit dem Wort „Urvertrauen“ umschreiben und damit meinen, dass jemand, der Urvertrauen hat, eine grundlegende hoffnungsvolle Haltung oder Einstellung gegenüber sich selbst und der Welt besitzt. Diese zuversichtliche Grundhaltung beruht laut Erikson auf einem Übergewicht guter, liebevoller, sicherheitsvermittelnder Erfahrungen schon in der ersten Lebenszeit. Was kann man daraus für Schlüsse ziehen? Ich würde sagen, dass man aus den Texten von Balint und Erikson schließen kann, dass es sicherheitsvermittelnder Erfahrungen in der frühen Kindheit bedarf, damit sich jemand als Erwachsener freiwillig, erfolgreich und damit lustvoll Gefahren aussetzen kann.

C.G. Jung (1924) unterscheidet Extravertierte versus Introvertierte. Die Introversion bezeichnet nach Jung einen biologisch verankerten Typus der Energiesteuerung. Der Introvertierte lenkt seine Lebensenergie (Libido) nach innen, der Extravertierte nach außen. Eysenck (1973, 1977) beschreibt den typisch Introvertierten als jemanden, der Aufregung nicht liebt und wenig Risiken eingeht, während der typisch Extravertierte demnach jemand ist, der sorglos, unbekümmert, optimistisch ist und etwas riskiert. Eysenck begründet dies mit der unterschiedlichen Ausprägung der kortikalen Erregung und den damit zusammenhängenden verschiedenen Stimulierungsniveaus von Introvertierten und Extravertierten. Introvertierte sind charakterisiert durch hohe kortikale Erregung, Extravertierte durch niedrige kortikale Erregung. Faulhammer (1988) beschreibt Eysenck's Theorie so:

„Durch einen aktiven, erregten Kortex werden die Aktivitäten der niedrigen Zentren wirksamer gehemmt, als durch einen schwach erregten. Eine hohe kortikale Erregung führt daher zu gehemmter physischer Aktivität. Abgeleitet von den verschiedenen hohen Erregungszuständen ergeben sich auch verschieden hohe Stimulierungsniveaus, wobei hinzukommt, dass das subjektive Wohlbefinden beim jeweils mittleren Stimulierungsniveau am größten ist. Das wesentlich höhere mittlere Stimulierungsniveau der Extravertierten führt nun bei diesen zu einer Art „Stimulus – Hunger“, bzw. zur „Stimulus-Vermeidung“ bei Introvertierten wegen des niedrigeren mittleren Stimulierungsniveaus. Im Zusammenhang mit dem vermehrten Eingehen von Risiken durch Extravertierte wird auch von einem Erregungsrausch „arousal jag“ gesprochen.“



Bei Lynn und Butler, Zuckerman und Cattell (um nur einige wenige Namen zu nennen) finden sich empirische Beweise der Eysenck'schen Theorie. Wir finden also bei Eysenck (1977) unter der Bezeichnung „Erregungsniveau“ einen Begriff wieder, der ziemlich genau das zu beschreiben versucht, was Freud (1895) als „Erregungssumme“ bezeichnet und seinerseits wieder vom Physiologen Sigmund Exner übernommen hat. Demnach ist es, meiner Meinung nach, berechtigt, eine Betrachtung von Risiko und Extremsport aus der Sicht der Persönlichkeitspsychologie und Neuropsychologie mit den Erkenntnissen der Psychoanalyse zu beginnen, wie ich es getan habe. Auch Fritzsche (1991, 1996) betont in seinen Arbeiten zur Risiko-Perzeption die Wichtigkeit tiefenpsychologischer Erkenntnisse für die Risikoforschung. Aber nun zu Ergebnissen empirischer Untersuchungen bzgl. Extraversion und Introversion:

Heitzlhofer (1978) fand, zumindest andeutungsweise, bei zwei Gruppen von Kletterern Unterschiede hinsichtlich Extraversion bzw. Introversion: Die Probanden der „risikofreudigen“ Gruppe waren nach dieser Untersuchung eher extravertiert, während die Probanden der „risikoängstlichen“ Gruppe eher als introvertiert eingestuft wurden. Schwenkmezger (1977) hingegen schätzt, aufgrund seiner Untersuchung, die Beziehung Extraversion – Risikobereitschaft als wesentlich geringer ein, als es nach Eysenck zu erwarten wäre. Rim (1964) untersuchte, inwieweit Gruppendiskussionen die Risikobereitschaft verändern und fand, dass Extravertierte vor der Gruppendiskussion eine höhere Risikobereitschaft als Introvertierte zeigten. Allerdings gab es nach der Gruppendiskussion kein klares Ergebnis: Personen mit hoher Extraversion änderten sich hinsichtlich Risikobereitschaft durch die Gruppendiskussion ebenso wenig wie Personen mit niedriger Extraversion. Probanden mit mittleren Extraversionswerten zeigten nach der Gruppendiskussion allerdings eine erhöhte Risikobereitschaft.

Ergiebiger als die Untersuchungen zu Extraversion und Risikobereitschaft scheinen die Ergebnisse über Sensation Seeking und Risikoverhalten zu sein.

Der Begriff Sensation Seeking stammt von Marvin Zuckerman. Was bedeutet dieser Begriff?

Jeder Mensch bedarf einer gewissen Stimulierung von Körper und Geist, ohne die er Langeweile empfindet. Mit zunehmender Stimulierung steigt sein Wohlbefinden bis zu einem optimalen Punkt an (optimales Erregungsniveau) und sinkt bei weiterem Anwachsen wieder ab bis zur Angstepfindung. Das individuelle optimale Erregungsniveau hängt von der biologischen Beschaffenheit (z.B. Hormonhaushalt) ab und bestimmt den unterschiedlichen Bedarf an Stimulierung.

Menschen mit einem sehr hohen optimalen Erregungsniveau werden Sensation Seeker genannt (Zuckerman, 1994). Sie haben ein starkes Verlangen nach Stimulierung aller Sinne, suchen ungewöhnliche Empfindungen wie den freien Fall beim Bungeejumping und haben eine Abneigung gegen Wiederholung und Monotonie. Umgangssprachlich ausgedrückt könnte man sagen, dass Sensation Seeker Leute sind, die den sogenannten „Kick“ suchen. Sind Extremsportler und Extremsportlerinnen also Sensation Seeker?

Mehr (1995) untersuchte 94 Bergsteigerinnen und 331 Bergsteiger unter anderem zu *Sensation Seeking* und kam zu dem Schluss, dass Risikosportlerinnen und Risikosportler zwar ein recht hohes Verlangen nach Stimulierung haben, dass dies aber nicht alle Lebensräume betrifft, weshalb viele nicht als typische Sensation Seeker bezeichnet werden können. Nach der Untersuchung von Mehr (1995) suchen Risikosportlerinnen und Risikosportler nicht die Gefahr an sich, sondern versuchen diese zu mindern und zu meistern, um ein höheres Ziel, wie ein schönes Flug- oder Gipfelerlebnis zu erfahren, aber auch, um durch die Möglichkeit der Kontrolle eine gewisse Selbstbestätigung zu erlangen. Solange die Bedrohung nicht zu groß wird und der Mensch die Kontrolle nicht verliert, wird gerade in gefahrenträchtigen Situationen die Konzentration verstärkt, und dadurch werden Flow-Erlebnisse möglich. Aus dieser Untersuchung ist klar ersichtlich, dass gerade beim Risikosport ein Sich-Einlassen auf Risikosituationen nicht mit riskantem Verhalten gleichgesetzt werden darf.

Horvath und Zuckerman (1992) fanden in ihrer Untersuchung nur in den Bereichen „kriminelles Verhalten“ und „soziale Gewalt“ Zusammenhänge zwischen Sensation Seeking und riskantem Verhalten. Keinen signifikanten Zusammenhang fanden sie hingegen zwischen Sensation Seeking und riskantem Verhalten im Sport.

Zuckerman, Ball und Black (1990) fanden übrigens einen signifikanten Zusammenhang zwischen Sensation Seeking und Rauchen – und zwar bei Männern und Frauen (aber das sei hier nur am Rande erwähnt.)

Jack und Ronan (1997) fanden einen signifikanten Unterschied zwischen Personen, die high-risk und solchen, die low-risk Sportarten ausüben. In ihrer Untersuchung wiesen die high-risk Sportler höhere Werte in den allgemeinen Sensation Seeking Skalen auf. Fallschirmspringer hatten die höchsten Werte - gefolgt von Bergsteigern – Schwimmern – Drachenfliegern – Personen, die Aerobic ausüben – Autorennfahrern - Golfspielern und die niedrigsten Werte wiesen Marathonläufer auf.

Abschließend lässt sich sagen, dass man in den verschiedenen Untersuchungen zu Sensation Seeking und Extremsport zu durchaus unterschiedlichen Ergebnissen gekommen ist. Weitere empirische Untersuchungen zu Sensation Seeking (Donohew, Clayton, Skinner & Colon, 1999; Hansen & Breivik, 2000; Hoyle, Stephenson, Palmgreen & Puzles Lorch, 2001; Miles, van den Bree, Gupman, Newlin, Glantz & Pickens, 2001; Newseley, 1998; Thombs, Beck, Mahoney, Bromley & Bezou, 1994;) kann ich an dieser Stelle nur aufzählen ohne genauer darauf einzugehen, da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

In der Persönlichkeits- und differentiellen Psychologie ist wiederholt untersucht worden, ob Risikobereitschaft eine generelle Persönlichkeitseigenschaft und prädiktiv für Verhalten in (potentiellen) Gefahrensituationen ist (Klebensberg 1969, Schwenkmezger 1977, Zuckerman 1979). Es wurden dazu unter anderem Tests entwickelt, in denen tatsächlich ein Faktor für Risikobereitschaft gefunden werden konnte (z.B. Hansen & Campbell, 1985; Wolfram, 1982). Die Forschung ergab im Wesentlichen je-

doch trotzdem, dass nicht von einem stabilen Persönlichkeitsfaktor ausgegangen werden kann, weil einerseits eine Konstanz über unterschiedliche Situationen hinweg nicht mit Sicherheit aufgezeigt werden konnte und andererseits, weil Risikobereitschaft kein guter Prädiktor (=Vorhersagevariable) für gefährliches Verhalten oder Unfälle zu sein scheint. Es handelt sich anscheinend vielmehr um eine stark problemabhängige Tendenz.

Csikszentmihalyi (1985) interviewte mit seinen MitarbeiterInnen 30 Kletterer (25 Männer und 5 Frauen) hinsichtlich flow – Erlebnissen. Was bedeutet flow?

Warwitz (2001) beschreibt es so:

„Flow bedeutet fließen, sich ergießen, strömen, fluten. Flow of spirits bezeichnet den Zustand der Ausgeglichenheit, des inneren Gleichgewichts, der tiefen Freude, des Glücks. Urbild des Menschen im Flow ist das spielende Kind, das sich im glückseligen Zustand des totalen Bei-Sich-Seins befindet.“

Csikszentmihalyi (1985, 2000) beschreibt Flow als „Aufgehen im Tun“, als „Gleichgewicht zwischen Aufgabenschwierigkeit und Problemlösekompetenz“, als Selbstvergessenheit ohne dabei den Kontakt zur physischen Realität zu verlieren“.

Als Elemente von *flow* beschreibt Csikszentmihalyi :

- Handlungsmöglichkeiten: ausgeglichenes Verhältnis von Anforderungen und Fähigkeiten
- klare Struktur der Aufgabe und eindeutige Ziele
- unmittelbares Feedback an den/die Handelnde(n)
- Kontrolle über die Situation
- Konzentration und Aufmerksamkeit
- Verschmelzung von Handlung und Bewusstsein
- Selbstvergessenheit und Verlust des Zeitgefühls

Bezogen auf die Interviews mit Kletterern schreibt Csikszentmihalyi (1985):

„Wie jede flow-Aktivität weist das Klettern am Fels strukturelle Elemente auf, welche im Handelnden eine Anzahl intrinsisch befriedigender Erlebnisse auslösen....Für den Kletterer ist [der flow-Zustand] gekennzeichnet durch ein erhöhtes Bewusstsein körperlicher Leistung, ein Gefühl der Harmonie mit der Umwelt, Vertrauen in die Kletterkameraden und Klarheit des Ziels.“(S.133)

Die Sehnsucht nach Flow-Erlebnissen scheint also ein mögliches Motiv für das Ausüben von Extremsport darzustellen. Ich möchte an dieser Stelle einen Ausschnitt aus einem Interview mit Helga Peskoller anführen, das am 5.3.1998 in ORF/Ö1 gesendet wurde. Dieses Interview wurde im Buch „Extrem“ – Peskoller (2001) abgedruckt:

„Bei Schitouren mag ich weniger die Abfahrt als den Aufstieg. Das verstehen einige nicht. Ich gehe nicht wegen des Schifahrens auf Tour, sondern wegen des Aufsteigens. Ich liebe den Rhythmus, in den man dabei kommt, und ich mag es, wenn jener Punkt auftaucht, wo man die Verausgabung spürt, wo man merkt, wie sehr man sich verschwendet hat. Das ist dann, wenn der Organismus zur ersten Lärmquelle wird. Wenn ich mich an diesen inneren Lärm verliere, gibt es eine Stelle, wo ich zunächst gar nichts mehr wahrnehme. Fast so, als würden die Sinne einstürzen. Aber danach, wenn man ein bisschen geübt ist und noch ein paar Minuten ungefähr weitergegangen ist in dem Lärm, dann nimmt man das Außen ganz anders auf. Dann wird der ganze Körper wie eine Art dünne Haut. Das ist ein schönes Gefühl, immer wieder ein Grund, um hinaus- und hinaufzugehen, auch wenn es keinen blauen Himmel gibt, sondern wenn es schneit oder verhangen ist. Herunter habe ich das in dieser deutlichen Form nicht. Hier arbeiten die Sinne etwas anders, sie spielen nicht so fein und präzise zusammen. Oben, wo es meist sehr viel stiller ist, da gibt es dieses innige Geflecht, das mich von mir selbst entlässt. Dort stehe ich mir nicht mehr im Weg.“(S.197)

Die „Ordaltheorie“ (Le Breton, 1995), die „Theorie des schützenden Rahmens“ von Apter (1994) und die „Theorie vom Leben in wachsenden Ringen“ von Warwitz (2001) möchte ich, der Vollständigkeit halber, an dieser Stelle erwähnen jedoch nicht näher erläutern, da diese Theorien - meiner Meinung nach - nicht ausreichend empirisch belegt sind.

Frankl (1993), der Begründer der dritten Wiener Richtung der Psychotherapie, selbst ein begeisterter Bergsteiger, schrieb im Buch „Bergerlebnis und Sinnerfahrung“:

„Der biologisch unterforderte Mensch arrangiert freiwillig, künstlich und absichtlich Notwendigkeiten höherer Art, indem er aus freien Stücken von sich etwas fordert, sich etwas versagt, auf etwas verzichtet. Inmitten des Wohlstandes sorgt er für Si-

tuationen des Notstandes; mitten in einer Überflusgesellschaft beginnt er, sozusagen Inseln der Askese aufzuschütten – und genau darin sehe ich die Funktion, um nicht zu sagen die Mission, des Sports im Allgemeinen und des Alpinismus im besonderen: Sie sind die moderne, die säkulare Form der Askese.“ (S.27)

Schulze (1992) beschreibt, dass die moderne Art zu leben durch Erlebnisorientierung gekennzeichnet ist, was im historischen Vergleich etwas Neuartiges darstellt. Erlebnisorientierung ist demnach die unmittelbarste Form der Suche nach Glück in einer Gesellschaft, in der das Leben selbst zum Erlebnisprojekt geworden ist.

„Im Hintergrund erlebnisorientierten Handelns steht meist die naive Eindruckstheorie des Erlebnisses, an deren Aufrechterhaltung Erlebnismarkt und Erlebnisprofessionen mit allen Mitteln arbeiten. Indem die Eindruckstheorie suggeriert, dass es genüge, die Situation zu manipulieren, um gewünschte Erlebnisse zu haben, verdeckt sie die Schwierigkeiten, die im Projekt des schönen Lebens angelegt sind. Die Manipulation von Situationen vollzieht sich etwa durch Aneignung von Waren, Besuch von Veranstaltungen, Inanspruchnahme von Dienstleistungen, Herstellen oder Abbrechen von Kontakten...“ (Schulze, 1992, S. 60)

Extremsport als Insel der Askese in einer Welt des Wohlstandes und der Erlebnismärkte? Oder stellt der Extremsport selbst einen Erlebnismarkt dar?

Diese Fragen näher zu erörtern, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Sie wären allein schon eine Literaturrecherche und –analyse wert. Ich möchte an dieser Stelle Opaschowski (2000), Bonß (1995) und Japp (2000) erwähnen, die Themen wie „Risiko und Extremsport“ aus soziologischer Sicht betrachtet haben.

Vielleicht aber lässt sich die Situation des modernen bzw. postmodernen Menschen auch mit einem Gedicht von Rilke (1903) beschreiben:

Der Panther

*„Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

*Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.*

*Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf-. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –
und hört im Herzen auf zu sein.“*

Es mag vielleicht etwas pathetisch erscheinen, den Menschen der Moderne und Postmoderne mit Rilke's im Käfig eingesperrten Panther zu vergleichen. Dennoch stellt dieses Gedicht – vielleicht etwas plakativ – das dar, was Frankl (1993) mit dem „biologisch unterforderten Menschen“ meint.

Die Sozialpsychologie hat sich hauptsächlich aus zwei Blickwinkeln mit dem Thema „Risiko“ befasst: zum einen mit dem Einfluss sozialer Attitüden auf Risikourteile (Rohrman 1991) und zum anderen mit Risikoentscheidungen in Gruppen.

Die erste Fragestellung betrifft eher Untersuchungen zu Umweltrisiken, technischen Risiken usw. – also zu sogenannten *environmental risks* (Schütz, Wiedemann & Gray, 2000) und ist für unser Thema „Risiko und Extremsport“ daher nicht sehr interessant. Für uns ist also die zweite Fragestellung – Risikoentscheidungen in Gruppen – relevant:

Der Entdeckung des sogenannten „Risikoschub“ – Phänomens 1961 durch Stoner, der fand, dass in Gruppensituationen risikobereiter entschieden wird (Kogan & Wallach, 1964), folgten zahlreiche Erklärungsansätze und Untersuchungen, in denen sich zeigte, dass ebenso so etwas wie ein „Vorsichtsschub“ auftreten kann.

Beide Effekte, also Risiko- und Vorsichtsschub, sind einem generellen Sachverhalt, nämlich der Polarisierung von Gruppenurteilen zuzuordnen (Frey & Irle, 2000).

Diese Polarisierung wird ihrerseits teils durch wechselseitige Informationseinflüsse und teils durch soziale Vergleichsprozesse in Gruppen erklärt (Myers, 1982; Six, 1981; Zuber, 1988). Das „groupthink“-Phänomen beschreibt eine besondere Form von Urteilsextremisierung (Janis, 1972), welche hochriskante Entschlüsse begünstigt.

Whyte (1989) hat dieses Konzept durch den Bezug zur Prospect-Theorie aktualisiert.



Abschließend möchte ich noch kurz auf geschlechtsspezifische Aspekte von „Risiko und Extremsport“ eingehen:

Unterscheiden sich Männer und Frauen hinsichtlich ihrer Motivation zur Ausübung von Risikosportarten?

Newseley (1994) untersuchte 142 MountainbikerInnen (57 Frauen und 85 Männer), 114 BergsteigerInnen (53 Frauen und 61 Männer) sowie 116 RadfahrerInnen (55 Frauen und 61 Männer) hinsichtlich geschlechtsspezifischer Motivationsunterschiede im Freizeit-Extremsport. Sie fand dabei, dass bei allen drei Sportarten der Motivfaktor „Gesundheit und Fitness“ an erster Stelle steht – und zwar bei Frauen und Männern.

Am zweiten Rang befindet sich nach Newseley (1994) bei Männern aller drei Sportgruppen das Motiv der „leistungs- und erfolgsfördernden Arbeitshaltungen“, welches bei Frauen spätere Ränge einnimmt. An dritter Stelle wurde von den Männern das Motiv der „sozialen Erfahrung“ gereiht, welches bei Frauen überwiegend den zweiten Platz einnimmt. Newseley (1994) schreibt dazu:

„Dies lässt den Schluss zu, dass die Sportausübung beiden Geschlechtern auch als Medium der Befriedigung sozialer Bedürfnisse in Form von Interaktion dient, den Frauen allerdings mehr als den Männern.“

An vierter Stelle steht bei beiden Geschlechtern das Motiv der „Naturerfahrung“.

Aufgrund dieser Daten lässt sich schließen, dass Männer im Extremsport leistungs- und konkurrenzorientierter als Frauen sind. Frauen dagegen scheinen im Extremsport mehr Wert auf soziale Interaktion und Faktoren wie „Kameradschaft“ zu legen als Männer. Dies scheint mir eine hochinteressante Entdeckung zu sein, stellt sie doch Bilder, wie das der sprichwörtlichen „männlichen Bergkameradschaft“ in Frage.

Im Feld der geschlechtsspezifischen Motivationsunterschiede im Extremsport weiter zu recherchieren, wäre eine spannende Aufgabe, würde jedoch den (ohnehin längst mehr als ausgefüllten) Rahmen dieser Arbeit sprengen.

4.2.3. Risikoverhalten Jugendlicher

„Ich kann es nicht zu fassen kriegen, Mutter, ich kann das Leben nirgends festhalten.“ oder Die Adoleszenz – ein Risiko?

Die Adoleszenz, also die Spanne zwischen dem 10. und 21. Lebensjahr, stellt, wie wir alle wissen, eine ganz besondere Zeit in der psychischen und biologischen Entwicklung dar: Sie dient der biologischen Ausreifung (Sexualfunktion, Ende des Wachstums). Nach Piaget und Inhelder (1972) sind bis zum 16. Lebensjahr die kognitiven Funktionen voll entwickelt.

In psychosozialer Hinsicht erfolgt in diesem Lebensabschnitt die Loslösung von der Herkunftsfamilie, welche – durch deutlich länger werdende Ausbildungswege – häufig erst mit Ende zwanzig Anfang dreißig abgeschlossen ist, da viele bis dahin noch finanziell von den Eltern abhängig sind.

Die Adoleszenz stellt auch eine Phase der sozialen und kulturellen Integration auf gesellschaftlicher Ebene (Oerter & Montada, 1998) dar. Die Stellung innerhalb der Peergroup bekommt größere Bedeutung, es ist die Zeit der Orientierung, man ist offen für Neues, auf der Suche nach seinem Platz in der Gesellschaft. In diesem Lebensabschnitt erfolgt auch die berufliche Weichenstellung – meist zunächst durch die Wahl eines bestimmten Schultyps oder durch die Entscheidung für einen bestimmten Lehrberuf.

Zudem ist die zweite Lebensdekade ein wichtiger Abschnitt in der Persönlichkeitsentwicklung. Nach Erikson (1956, 1966) steht dabei die Suche nach Identität – die Frage „wer bin ich?“ – im Mittelpunkt. Für Eissler (1966) stellt die Pubertät eine zweite und oft letzte Möglichkeit dar, Konflikte der präadoleszenten Phasen noch zu lösen. Dem Prinzip der Nachträglichkeit (Freud, 1909) folgend, werden ödipale und präödipale Konflikte wieder aktualisiert. Dahl (2001) beschreibt die Onaniephantasien der Pubertät als „*via regia zu den ödipalen und damit auch zu den präödipalen Erlebnisgehalten*“ (S. 10).

Die Adoleszenz ist eine sensible Phase in der psychischen Reifung jedes Menschen, da in dieser Zeit Konflikte früherer Entwicklungsstufen wieder aufleben. „*Die Gefahr dieses Stadiums ist die Identitätsdiffusion*“, schreibt Erik H. Erikson (1966). Arthur J. Miller lässt Biff in „*Tod eines Handlungsreisenden*“ einen Satz sagen, der diese Identitätsdiffusion sehr gut beschreibt: „*Ich kann es nicht zu fassen kriegen, Mutter, ich kann das Leben nirgends festhalten.*“

Nicht ohne Grund manifestieren sich etwa schwere psychische Erkrankungen, wie beispielsweise Schizophrenie, erstmals in der Adoleszenz bzw. im jungen Erwachsenenalter. Man kann also zurecht behaupten, dass dieser Lebensabschnitt an sich schon ein Risiko für jeden Menschen darstellt, ein Risiko aber, das naturgegeben und unumgänglich ist: Ohne die Reifungskrisen der Adoleszenz ist kein Erwachsenwerden möglich.

Die Bedeutung des Sports in der Adoleszenz

Da ist – wie bereits erwähnt – einiges, was an körperlichen, psychischen und sozialen Veränderungen im Alter zwischen 10 und 21 bewältigt werden muss. Asketische Tendenzen, Intellektualisierung (Anna Freud, 1936) und oft heftige Triebabreibungen wechseln einander ab, es kommt zu einer fast obligatorischen Intensivierung des Narzissmus (Jacobson, 1973). Was würde also näher liegen, als durch sportliche Aktivitäten in der Adoleszenz die Abfuhr von Triebspannung, ein Kennenlernen der sich entwickelnden größeren physischen Kräfte, die Befriedigung asketischer Bedürfnisse, das Erleben von narzisstischem Rausch und nicht zuletzt soziale Anerkennung innerhalb der Peergroup, zu erreichen zu versuchen. Sport bzw. Extremsport als Bewältigungsmechanismus in der Adoleszenz? Es spricht vieles für diese Hypothese.

Brettschneider (1999) spricht von einer „Versportlichung der Jugendbiographien“ und meint damit, dass Sport heute im Lebensmittelpunkt der Mehrzahl der Jugendlichen steht.

Brinkhoff (1998) und Raithe (1997) schreiben, dass in einer „sozialisierungstheoretischen Perspektive der Entwicklungs-Belastungs-Bewältigungs-Beziehung“ folgende Wirkungsweisen von Sport in der Adoleszenz herausgestellt werden können: direkte physische und psychische Effekte, protektive Effekte, präventive Effekte, ressourcenverstärkende Effekte und antizipative Effekte.

Zudem fand man bei einer Untersuchung des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (1995), dass die Sportvereine wesentlich mehr Jugendliche erreichen, als die klassischen Jugendverbände. Pfeiffer & Wetzels (1999) sprechen von „kriminalprotektiven Wirkungen“ bzw. von einem positiv unterstützenden Netzwerk von Sportvereinen für Jugendliche. Auch Brettschneider et al. (1998) kamen zu dem Ergebnis, dass jugendliche Sportvereinsmitglieder ein in verschiedenen Bereichen weniger delinquentes Verhalten an den Tag legen, als Nichtmitglieder.

Raithe (2001) meint, dass sich bei diesen Studien die Frage stellt, zu welchen Teilen Sozialisierungseffekte und zu welchen Teilen Selektionseffekte für diese Ergebnisse verantwortlich sind. Außer Frage steht jedoch, dass – durch die hohe Anzahl an jugendlichen Mitgliedern – den Sportvereinen eine besondere erzieherische Verantwortung zukommt. Aus entwicklungs- und sozialpsychologischer sowie pädagogischer Sicht können daher Projekte wie „Risk+Fun“ – meiner Meinung nach - nur begrüßt werden.

Adoleszenz und Extremsport – Wunsch und Wirklichkeit

Opaschowski (2000) befragte 14- bis 17-jährige in Deutschland, welche Extremsportarten sie gerne ausüben würden und kam zu folgendem Ergebnis: 32% der befragten Jugendlichen gaben Bungee Jumping, 31% Fallschirmspringen, 25% Paragliding und 18% Canyoning als Wunschsportarten an. Die Wirklichkeit sieht jedoch deutlich anders aus:

Es zeigte sich, dass von den 14- bis 17-jährigen der untersuchten Population nur 5% Bungee-Jumping, 12% Mountainbiking und 5% River Rafting tatsächlich ausüben. In den anderen Sportarten (Canyoning, Fallschirmspringen, Free Climbing, Paragliding, Survival Training, Tauchen und Trekking) erreichten die Aktivenzahlen nicht einmal 1% oder schwankten zwischen 1% bis maximal 3%.

Das Institut für Marktforschung Fessel+GFK (1994) befragte im Auftrag des Österreichischen Alpenvereins 943 Personen im Alter von 14 bis 24 Jahren österreichweit. Dabei zeigte sich, dass sich 33% der interviewten Personen für Rafting, 33% für Mountainbiking, 29% für Skitouren, 19% für Wandern, 17% für Höhlentouren, 15% für Sportklettern, 13% für Alpinklettern und 10% für Paddeln grundsätzlich interessierten. Auch hier sieht die Realität deutlich anders aus:

Auf die Frage, wie oft die befragten Personen die angegebenen Sportarten tatsächlich ausüben, gaben 1% an, dass sie Rafting „öfter“ ausüben und 5% sagten, sie würden diese Sportart „seltener“ betreiben, während 88% „noch nie“ zur Antwort gaben. Gefragt, wie oft die Interviewten tatsächlich Mountainbiking ausübten, sagten 6% „regelmässig“, 17% „öfter“, 15% „seltener“ und 57% „nie“. 2% der Befragten gaben an, sie würden regemässig -, 10% öfter, 15% seltener und 68% nie - Skitouren unternehmen. Alpinklettern oder Sportklettern übten 89% der Interviewten nie, 4% seltener und 1% öfter aus. Diese Untersuchung zeigt deutlich, dass - ähnlich wie in der oben zitierten deutschen Studie - eine große Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit besteht, was das Interesse für diese Outdoor-Sportarten und ihr tatsächliches Ausüben anbelangt.

Nach einer Untersuchung des Deutschen Sportbundes (2000) sind die klassischen Sportarten (Schwimmen, Radfahren, Fußball, Jogging, Fitnesstraining im Studio) immer noch die Hauptsportarten Jugendlicher. Ipsos (2000) fand allerdings eine Bewegung zu den Trendsportarten – und bei diesen eine Zunahme der riskanteren. Man kann also sagen, dass Extremsportarten für Jugendliche zunehmend attraktiver werden. Was macht nun diese Attraktivität aus?

**„Stell die Wirklichkeit in Frage! Fahr Snowboard!?“ oder:
Warum üben Jugendliche Extremsportarten aus?**

→ → → →

„...Nach dieser fürchterlichen Unterhaltung mit Debbie beschloß Jamil, das zu tun, was er immer tat, wenn ihn etwas aufge-
regt hatte: Snowboard fahren. Auch die schlimmsten Situationen kamen ihm dann nicht mehr ganz so schlimm vor. Irgend-
wann hatte ihn mal jemand gefragt, was er eigentlich denken würde, wenn er auf dem Snowboard stand, und er hatte keine
Antwort geben können. Er konnte sich überhaupt nicht erinnern, dass er beim Fahren an irgend etwas dachte...“
(Hill, 2001, S.46)

Vielen von uns ist es wahrscheinlich schon einmal passiert, dass er oder sie sich nach einem Streit ins Auto gesetzt hat und viel zu schnell gefahren ist. Man möchte „auf und davon“, nichts mehr wissen von alledem und ist dadurch verführt, sich selbst und andere zu gefährden. Die Adoleszenz birgt, wie eingangs bereits besprochen, jede Menge Konfliktpotential: Ärger mit den Eltern, Streit mit der/dem ersten Liebe, Zoff in der Clique, Unzufriedenheit mit sich selbst. Da kann Sport schon als Spannungsabfuhr dienen – und manchmal ist man dann halt z.B. zu schnell unterwegs. Was ist dran, an diesem alltagstheoretischen Zugang? Sind Jugendliche wirklich ihren Emotionen so ausgeliefert und völlig unkontrolliert?

Eine häufig angeführte Erklärung dafür, dass Jugendliche dazu neigen, riskante Verhaltensweisen zu zeigen, ist, dass sie die Konsequenzen ihres Verhaltens nicht bedenken. In dieser Denkweise ist jugendliches Risikoverhalten ein Ausdruck geistiger Unreife, eine Folge defizitären Urteilsvermögens. Für diese Alltagstheorie gibt es allerdings kaum empirische Beweise. Millstein (1993) kommt nach Durchsicht von Forschungsarbeiten zu wahrnehmungs- oder affektbasierten Urteilsverzerrungen zu der Einschätzung, dass es bislang überhaupt nur wenige empirische Daten für Jugendliche zu diesem Thema gibt und dass die verfügbaren Daten wie auch die theoretischen Ansätze selbst kaum Anlass für die Annahme geben, dass jugendliches Risikoverhalten in höherem Maße als bei Erwachsenen die Folge defizitären Urteilsvermögens ist.

Dass Urteilsverzerrungen generell die Risikoeinschätzungen von Menschen beeinflussen können, ist in vielen Studien aufgezeigt worden. So hat beispielsweise Weinstein (1984) gefunden, dass Menschen dazu tendieren, sich in Bezug auf Gesundheitsrisiken für weniger gefährdet zu halten als andere Menschen, die sich in der gleichen Situation befinden – ein Phänomen, das er als „unrealistischen Optimismus“ oder „*It won't happen to me*“ Einstellung bezeichnet (vgl. auch Degen, 1993). Unrealistischer Optimismus zeigt sich vor allem bei Risiken, die als kontrollierbar eingeschätzt werden. So schätzen viele Menschen das eigene Risiko, bei einem Autounfall umzukommen, im Vergleich zum Risiko anderer Menschen geringer ein – etwa, weil sie das Unfallrisiko aufgrund ihrer eigenen Fahrkompetenz für kontrollierbar halten. Berücksichtigt man nun noch, dass viele Leute sich ebenfalls für überdurchschnittlich gute Autofahrer halten (Svenson, 1981), so wird verständlich, wie eine unrealistisch optimistische Risikoeinschätzung zustande kommen kann. Häufig wird auch überschätzt, in welchem Maße Risikoschutzmaßnahmen (z.B. sich im Auto angurten) tatsächlich minimierend wirken (Weinstein, 1984).

Darüber hinaus werden aber auch affektive Prozesse als Ursache für unrealistischen Optimismus diskutiert. Zum einen geht es um die Frage, ob es sich beim unrealistischen Optimismus um eine Form defensiven Verdrängens eines Risikos handelt, zum anderen könnte man sich fragen, ob durch eine „mir kann das nicht passieren“-Einstellung ein höheres Selbstwertgefühl erreicht oder aufrechterhalten wird. Aber nun – nach diesem Exkurs über den unrealistischen Optimismus Erwachsener – zurück zum Risikoverhalten Jugendlicher:

Das Phänomen des unrealistischen Optimismus verweist auf einen Erklärungsversuch jugendlichen Risikoverhaltens, dass nämlich Jugendliche eine übersteigerte und unrealistische Einschätzung der eigenen Unverwundbarkeit haben. Einen theoretischen Ausgangspunkt für diesen Erklärungsansatz liefert Elkind's Konzept des jugendlichen Egozentrismus (Elkind, 1967). Elkind postuliert zwei Phänomene, die auftreten, wenn sich Jugendliche die Gedanken anderer Personen vorstellen: Zum einen sehen sie ihre Gedanken als zentral für die Gedanken anderer an, d.h. sie differenzieren nicht zwischen ihren eigenen Gedanken und den Gedanken anderer – Elkind (1967) nennt dies den „*imaginären Zuhörer*“. Zum anderen sehen sie aber auch ihre eigenen Gedanken und Gefühle als losgelöst von den Gedanken und Gefühlen anderer Personen an. Insbesondere der letztgenannte Aspekt wird dafür verantwortlich gemacht, dass Jugendliche ein Gefühl persönlicher Einzigartigkeit entwickeln und sich deshalb als gleichsam immun gegen die Gefährdungen des Lebens betrachten. Dolcini et al. (1989) haben mit Hilfe von Skalen, in denen Elkind's theoretischer Ansatz operationalisiert wurde, bei Jugendlichen von durchschnittlich dreizehn Jahren geprüft, ob es einen Zusammenhang zwischen jugendlichem Risikoverhalten (z.B. Rauchen, Genuss von Marihuana) und Egozentrismus gibt. Tatsächlich fanden sie einen solchen Zusammenhang. Allerdings in der entgegengesetzten Richtung als erwartet – das heißt, hohe Egozentrismuswerte waren mit hohen Einschätzungen des eigenen Risikos verbunden. Ein statistisch signifikanter Zusammenhang ergab sich darüber hinaus nur für Mädchen und auch bei diesem war die Korrelation schwach. Die Egozentrismus-Hypothese erscheint also vor dem Hintergrund dieser Hypothese wenig plausibel. Was heißt das konkret? Die Ursache für riskantes Verhalten Jugendlicher liegt nicht im jugendlichen Egozentrismus.

Generell muss man wohl in Frage stellen, ob Jugendliche tatsächlich in höherem Maße als Erwachsene dazu neigen, sich als unverwundbar anzusehen.

Quadrel, Fischhoff & Davis (1993) haben Jugendliche, die in unterschiedlichem Maße riskante Verhaltensweisen (Alkohol- und Drogengenuss) zeigten, sowie Erwachsene in Bezug auf ihre Einschätzung der eigenen Unverwundbarkeit untersucht. Dabei fanden sie, dass zwischen Jugendlichen und Erwachsenen kein deutlicher Unterschied hinsichtlich der Einschätzung der eigenen Unverwundbarkeit besteht.



Alles in allem findet also die Hypothese, dass jugendliches Risikoverhalten aus einem Gefühl der Unverwundbarkeit resultiert, in den bisherigen empirischen Studien keine Unterstützung. Jedenfalls gilt dies für die in den genannten Studien untersuchten – meist problematischen oder devianten – Formen von Risikoverhalten. Allerdings muss man hier berücksichtigen, dass viele der genannten Untersuchungen an relativ kleinen und nicht repräsentativen Stichproben durchgeführt wurden, so dass in dieser Frage das letzte Wort sicherlich noch nicht gesprochen worden ist.

Ein weiterer Erklärungsansatz für jugendliches Risikoverhalten postuliert, dass Jugendliche den Nutzen riskanter Verhaltensweisen in Relation zu den Risiken höher bewerten. Hierzu gibt es empirische Studien, die diese Erklärung stützen. So fanden etwa Bentin, Slovic & Severson (1993), dass die Jugendlichen in ihrer Studie für viele Risikoverhaltensweisen bzw. –aktivitäten mehr Nutzen als Risiken sahen. Dies galt vor allem für risikobehaftete Freizeitaktivitäten (wie z.B. Bergsteigen), aber nicht für problematische Verhaltensweisen, wie den Genuss harter Drogen. Die Autoren fanden auch, dass Jugendliche, die eigene Erfahrungen mit den jeweiligen Verhaltensweisen oder Aktivitäten hatten, diese als weniger furchterregend sowie weniger riskant für sich selbst und ihre Peergroup einschätzten als Jugendliche, die keine Erfahrung hatten. Und sie schätzten auch die persönliche Kontrolle sowie ihr Wissen über die Verhaltensweisen bzw. Aktivitäten höher ein.

Aus entwicklungspsychologischer Perspektive wird der adaptive Charakter von Risikoverhalten betont (Baumrind, 1987). Jugendliche, die mit risikobehafteten Verhaltensweisen experimentieren, haben sich dabei als die psychisch gesünderen erwiesen. Selbst gelegentliches Experimentieren mit problematischen Risikoverhaltensweisen (z.B. ungeschützter Geschlechtsverkehr, Konsum von Marihuana) ist aus dieser Sicht für den Entwicklungsprozess von Jugendlichen nicht unbedingt von Nachteil. Allerdings sollte man am oben zitierten „*Mark des Lebens*“ auch nicht ersticken, d.h. sich keine bleibenden Schäden zuziehen. Daher ist Aufklärung über die Gefahren riskanter Verhaltensweisen sicherlich sehr wichtig.

An dieser Stelle möchte ich auf die „Theorie des Sicherheitstriebes“ von v. Cube (1995) hinweisen, deren Kernaussage lautet: „*Wer Wagnis sucht, will Sicherheit.*“

Der gängigen Auffassung, dass die Vermeidung von Risiko Sicherheit bietet, stellt v. Cube die These entgegen: „*Nur wer sich wagt, gewinnt an Sicherheit.*“

Die Neugier, deren evolutionsgeschichtlicher Sinn darin besteht, sich das Unbekannte bekannt und das Bedrohliche vertraut zu machen, stellt nach Meinung des Autors den Impulsgeber für das Streben nach mehr Sicherheit dar. Hecker (1991) schreibt dem Risikosport eine große Bedeutung in der Sicherheitserziehung zu. Die Fortbewegung vom Risiko stellt nach Meinung dieses Autors einen Verlust an *Lebenstüchtigkeit*, Verantwortungsfähigkeit und Eigeninitiative dar. Demnach wären Unselbständigkeit und Abhängigkeit von funktionierenden Systemen die Folge.

Warwitz (2001) schreibt dazu:

„*Die grassierende Langeweile, Passivität, Lethargie bricht vor allem bei Jugendlichen unter dem Schub ihrer noch nicht verdorrten Sehnsucht nach Abenteuern und Spannung via Bildschirm, Stadion, Straßenkriminalität, Drogen oder Extremsport in sehr verschiedenwertige Ersatzformen aus. Dabei zeigt sich immer häufiger, dass Risikoeinschätzung und Risikobeherrschung nicht organisch gewachsen, nicht gelernt sind.*“

Hecker (1991) plädiert daher für eine Förderung des Risikosports „*im Hinblick auf eine größere Geschicklichkeit, Gewandtheit, realistische Einschätzungsfähigkeit oder allgemeiner für eine größere Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit von mehr Mitgliedern unserer Gesellschaft.*“ (S.229)

An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass – obwohl Hecker's und v. Cube's Ideen durchaus interessant sind – es keine empirischen Belege dafür gibt, dass Jugendliche, die Extremsportarten betreiben „tüchtigere“ Menschen sind. Im Übrigen halte ich das Adjektiv „tüchtig“ – nicht nur in diesem Zusammenhang – für eher problematisch, da es nur allzu leicht in verschiedenster Art und Weise ideologisch besetzbar ist. Aber das ist meine persönliche Meinung, der Leser mag sich darüber sein eigenes Urteil bilden.

Le Breton (2001) spricht in Zusammenhang mit Adoleszenz und Extremsport von individuellen Übergangsriten, die sich Jugendliche beispielsweise durch riskantes Verhalten in einer „*grenzenlosen Gesellschaft*“ selbst schaffen. Warwitz (2001) beschreibt den Menschen als „*zum Wagnis berufenes Wesen*“. Dient risikobehaftetes Verhalten im Sport als Übergangsritus – als Initiationsritus? Und wenn ja – als Übergangsritus wofür?

Ich glaube, dass - in einer Zeit, in der (zumindest in unseren Breiten) niemand mehr darauf angewiesen ist, Jagd- oder Fischereitechniken zu erlernen, um sich oder seine Angehörigen ernähren zu können – gesellschaftliche Initiationsriten in Form von sportlichen Geschicklichkeitsübungen wohl ausgedient haben dürften. Bei Naturvölkern mag das jedoch immer noch von Bedeutung und durchaus notwendig sein. Ich komme an dieser Stelle auch nicht umhin daran zu erinnern, wie junge Sportlerinnen und Sportler von jeher durch totalitäre Regimes für Propaganda- und Kriegszwecke instrumentalisiert und missbraucht wurden (und zwar oft in Form sogenannter Übergangsrituale). Daher scheint mir, was Sport als gesellschaftlichen Initiationsritus angeht, Hellhörigkeit angebracht zu sein.





Wofür kann aber Extremsport nun tatsächlich Initiationsritus sein?

Ich würde sagen innerhalb der Peergroup, beispielsweise um seine/ihre Stellung innerhalb der Gleichaltrigengruppe festzulegen oder zu behaupten. Außerdem kann Extremsport einen Ausgleich und Bewältigungsversuch für Ängste und auch Versagen in anderen Bereichen darstellen. Nicht ohne Grund kommt daher in der Arbeit mit delinquenten Jugendlichen dem Sport eine große Bedeutung zu.

Nicht zuletzt ist ja die Adoleszenz die Zeit, in der große körperliche Veränderungen bei jeder jungen Frau/ jedem jungen Mann stattfinden. Ihren/seinen Körper im Extremsport intensiv zu spüren, ist sicher auch eine gute Möglichkeit, mit diesen Veränderungen besser zurecht zu kommen. Empirische Untersuchungen habe ich dazu allerdings keine gefunden – da besteht noch Forschungsbedarf.

Zum Abschluss möchte ich noch auf geschlechtsspezifische Unterschiede im Risikoverhalten Jugendlicher eingehen: Le Breton (2001) schreibt dazu:

„Riskante Verhaltensweisen unterscheiden sich je nach Geschlecht: bei Jungen sind sie veräußerlicht und insofern radikaler, als dass die körperliche Unversehrtheit aufs Spiel gesetzt wird und die Grenzüberschreitung geradezu zum Ziel wird (Gewalttätigkeit, Besäufnisse, Drogen, Straftaten, Auto- und Motorradunfälle etc.).

Mädchen begehen insgesamt mehr Suizidversuche als Jungen, bei Jungen haben diese aber häufiger einen tödlichen Ausgang. Mädchen sind Opfer von Essstörungen, Depressionen usw. und leiden öfter unter Krankheiten. Ihre riskanten Verhaltensweisen sind eher ins Innere verlagert und weniger spektakulär.“ (S.117)

Dass Le Breton Mädchen als „Opfer“ darstellt und ihre riskanten Verhaltensweisen als „weniger spektakulär“, zeigt deutlich, welche gesellschaftliche Rolle Frauen immer noch haben. Wer jemals mit essgestörten Mädchen und jungen Frauen gearbeitet hat, sieht deutlich die Aggressivität, die hinter Krankheiten wie Magersucht oder Bulimie steht. Diese Frauen sind keine Opfer und wollen auch nicht als solche gesehen werden. Viel mehr ist die Frage zu stellen, warum beispielsweise Mädchen in der Pubertät im Vergleich zu Jungen ein negativeres Körperbild entwickeln.

Dacey (1982, zitiert nach Oerter & Montada, 1998) fand, dass in einer Befragung amerikanischer High School Jugendlicher sich nur 45% der Mädchen gegenüber 75% der Jungen mit ihrem Aussehen zufrieden zeigten.

Über geschlechtsspezifische Unterschiede im Risikoverhalten Jugendlicher könnte man noch viel schreiben, allerdings würde das eine eigene, mindestens zwanzigseitige Arbeit, umfassen. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf die Publikationen von Christina von Braun (1985); Byrnes, Miller & Schafer (1999) und Raitel (2001) verweisen und den Leser/ die Leserin einladen, sich diesbezüglich selbst ein Bild zu machen.

Was lässt sich nun abschließend über die Motive für riskantes Verhalten Jugendlicher sagen? Warum suchen Jugendliche Grenzerfahrungen?

Ich würde sagen, dass Jugendliche Grenzerfahrungen suchen, um sich und das Leben besser kennenzulernen, um das „Mark des Lebens in sich aufzusaugen“, wie es Henry David Thoreau so treffend beschreibt. Dass sie an diesem „Mark des Lebens“ nicht ersticken, d.h. sich keine bleibenden Schäden zuziehen (siehe Huey & Eguskita, 2001; Pfeifer, Messner, Scherer & Hochholzer, 2000; Seino et al., 2001), dazu können Projekte wie *Risk+Fun* einiges beitragen.

LITERATURLISTE

Bei meiner Literaturrecherche fand ich ca. 140 Titel, daher musste ich eine Auswahl treffen. Jene Arbeiten, die ich zitiert habe, sind unterstrichen.

Apter, M. (1994): Im Rausch der Gefahr. Warum immer mehr Menschen den Nervenkitzel suchen. München

Atkinson, J.W. (1975): Motivational determinants of risk-taking behaviour. Psychological Review, 64, 359-372

Baer, U., Ehm, L., Freitag-Becker, E., Rolland, A., Winkler, H., Wodzicki, T., (Hg.) (1997): Lernziel: Lebenskunst – Spiele, Projekte, Konzepte und Methoden für Jugendarbeit und Schule. Seelze. Kallmeyer'sche Verlagsbuchhandlung

Balint, M. (1960): Angstlust und Regression. Stuttgart. Klett-Cotta

Benthin, A., Slovic, P. & Severson, H. (1993): Psychometric study of adolescent risk-perception. Journal of adolescence, 16, 153-168

Birbaumer, N., Schmidt, R.F. (1996): Biologische Psychologie. Heidelberg. Springer

Bogner, F.X. (1998): Umweltbewusstsein ländlicher und städtischer SchülerInnen. Verhandlungen – Gesellschaft für Ökologie, 28, 557-562

Bonß, W. (1995): Vom Risiko – Unsicherheit und Ungewissheit in der Moderne. Hamburg. Hamburger Edition

Bouix, O., Najimi, A., Orsetti, A. (1997): Involvement and physiological roles of endogenous opioid peptides in adaption to physical exercise. Science & Sports, 12, 26-40

- Böhnke, J., (2000): Abenteuer und Erlebnissport – Ein Handbuch für Schule, Verein und Jugendsozialarbeit. Münster. LIT Verlag
- Braun, C.v. (1985): NICHT ICH. Frankfurt. Verlag Neue Kritik
- Breakwell, G.M., Millward, L.J. & Fife Schaw, C. (1994): Commitment to safer sex as a predictor of condom use among 16-20-year-olds. Journal of Applied Social Psychology, 24, 189-217
- Brettschneider, W.D. (1999): Zum Sportengagement von Jugendlichen. Manuskript. Paderborn
- Brinkhoff, K.-P. (1998): Sport und Sozialisation im Jugendalter. Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit. Weinheim/München. Juventa
- Bromiley, P. & Curley, S. (1992): Individual differences in risk taking. In: J.F. Yates (Hg.) Risk-taking behaviour. Chichester: Wiley, 87-132
- Byrnes, J.P., Miller, D.C. & Schafer, W.D. (1999): Gender differences in risk-taking. Psychological Bulletin, 125, 367-383
- Cavadini, C., Decarli, B., Grin, J., Narring, F. Michaud, P.A. (2000): Food habits and sport activity during adolescence: differences between athletic and non-athletic teenagers in Switzerland. European Journal of Clinical Nutrition, 54, 16-20
- Csikszentmihalyi, M. (1985): Das FLOW – Erlebnis. Stuttgart. Klett-Cotta
- Csikszentmihalyi, M., Jackson, S. (2000): Flow im Sport. BLV Verlag
- Cube, F.v. (1995): Gefährliche Sicherheit. Die Verhaltensbiologie des Risikos. Stuttgart
- Dahl, G., (2001): Primärer Narzissmus und inneres Objekt. Zum Schicksal einer Kontroverse. In: Psyche 55, 577 – 611
- Degen, R. (1988): Die Illusion „Mich trifft es nicht“. Psychologie Heute, 10, 48-55
- Deutscher Sportbund (DSB) (Hrsg.) (2000): Veltins Sportstudie 2000. Meschede. Drees
- Dolcini, M.M., Cohn, L.D., Adler, N.E., Milstein, S.G. et al. (1989): Adolescent Egocentrism and feelings of invulnerability: Are they related?. Journal of Early Adolescence, 9, 409-418
- Donohew, L., Clayton, R.R., Skinner, W.F., Colon, S., (1999): Peer networks and sensation seeking: some implications for primary socialization theory. Substance Use & Misuse, 34, 1013-1023
- Eissler, K.R. (1966): Bemerkungen zur Technik der psychoanalytischen Behandlung Pubertierender. In: Psyche 20, 837 – 872
- Elkind, D. (1967): Egocentrism in adolescence. Child development, 38, 1025-1034
- Elsaesser, E., Schele, J. (1995): Umwelterziehung als Erlebnis. AFZ Der Wald, 26, 1437-1439
- Erikson, E.H. (1956): Das Problem der Identität. In: Psyche 10, 114-176
- Erikson, E.H. (1966): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt. Suhrkamp
- Eysenck, H.J. (1973): Conditioning, introversion-extraversion and the strength of the nervous system. In: Eysenck, H.J. (Hg.): Eysenck on extraversion. London. Crosby Lockwood Staples, S. 156 - 169
- Eysenck, H.J. (1977): The biological basis of personality. Springfield/Illinois. Thomas
- Faulhammer, E. (1988): Risikoverhalten beim Bergsteigen. Dissertation an der Universität Innsbruck. Fachrichtung Psychologie
- Fenichel, O. (1939): The Counterphobic Attitude. International Journal of Psychoanalysis, 20, 263 – 274
- Fessel + GfK (1994): Bekanntheit der österreichischen Alpenvereinsjugend. Studie im Auftrag des Österreichischen Alpenvereins.
- Fischerlehner, B., Gebhard, U., Unterbruner, U., (1993): Konsequenzen aus den Untersuchungen zum Naturerleben von Kindern und Jugendlichen. In: H.-J. Seel, R. Sichler & B. Fischerlehner: Mensch – Natur. Zur Psychologie einer problematischen Beziehung. Seite 175-179, Opladen, Westdeutscher Verlag
- Flückinger Schuepp, M., (1998): Die Wildnis in mir. Alling. Fachverlag Dr. Sandmann
- Frankl, V.E., Handl, C. (1993): Bergerlebnis und Sinnerfahrung. Innsbruck. Tyrolia
- Freud, A. (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien
- Freud, S. (1895): Entwurf einer Psychologie. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1909): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1914): Zur Einführung des Narzissmus. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1926): Hemmung, Symptom und Angst. Frankfurt. Fischer
- Frey, D., Irle, M. (2000): Theorien der Sozialpsychologie, Bd. 2, Soziales Lernen Interaktion und Gruppenprozesse. Göttingen. Hans Huber Verlag

- Fritzsche, A.F. (1991): Die Gefahrenbewältigung in einem gesellschaftlichen Spannungsfeld – Standortbestimmung und Ausblick. In: J. Schneider (Hg.), Risiko und Sicherheit technischer Systeme. Basel: Birkhäuser, 29-42
- Fritzsche, A.F. (1996): Depth Psychology and risk perception, part II: Systematic misjudgement of risk. Risk Abstracts, 13 (3), 1-4
- Gasser, S. (1993): Die Faszination der Angst in Extremsportarten. Diplomarbeit am Institut für Sportwissenschaften der Universität Innsbruck
- Gebhard, U. (1994): Kind und Natur – Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung. Opladen. Westdeutscher Verlag
- Hampson, S.E., Burns, W.J., Severson, H.H. & Slovic, P. (1993): Adolescent alcohol-related risk taking: Exploring structural relations among risk perceptions, personality and risk-taking. Oregon Research Institute, Report Nr. 93-4
- Hampson, S.E., Severson, H.H., Burns, W.J., Slovic, P. & Fisher, K.J. (2000): Risk perception, personality factors and alcohol use among adolescents. Personality and Individual Differences, 30, 167-181
- Hansen, J.H., Campbell, D.P. (1985): Strong Campbell Interest Inventory (SVIB-SCII) Adventure scale
- Hansen, E.B., Breivik, G. (2000): Sensation seeking as a predictor of positive and negative risk behaviour among adolescents. Personality and Individual Differences, 30, 627-640
- Hecker, G. (1991): Dosiertes Risiko im Sport als Sicherheitserziehung. In: Redl, S. et al (Hg.): Sport an der Wende. Wien. 225-231
- Heitzlhofer, K. (1978): Der Appetenz – Aversionskonfliktverlauf beim Klettern; eine Typenanalyse. Wien. Dissertation an der Universität Wien
- Hellesoy, O., Gronhaug, K. & Kvitastein, O. (1998): Profiling the high hazard perceivers: An exploratory study. Risk Analysis, 18, 253-259
- Hill, L. (2001): Xtreme Team. Kein Risiko zu hoch. Würzburg. Arena Verlag
- Horswill, M.S. & McKenna, F.P. (1988): Risk-taking: The participants' perspective. Risk and Human Behaviour Newsletter, 4, 7-9
- Horvath, P. & Zuckermann, M. (1992): Sensation seeking, risk appraisal and behaviour, Personality and Individual Differences, 14, 41-53
- Hoyle, R.H., Stephenson, M.T., Palmgreen, P., Puzles Lorch, E. & Donohew, L., (2001): Reliability and validity of a brief measure of sensation seeking. Personality and Individual Differences, 32, 401-414
- Huey, R.B., Eguskitza, X. (2001): Limits to human performance: elevated risks on high Mountatins, The Journal of Experimental Biology, 204, 3115-3119
- Idzikowski, C. & Baddeley, A.D. (1983): Fear and dangerous environments. In: R. Hockney (Hg.), Stress and fatigue in human performance, Chichester: Wiley, 123-144
- Ipsos (2000): Trendsport – ein wichtiger Bestandteil in der Sportwelt. Hamburg: Ipsos Deutschland GbmH. Marketing-Medien- und Sozialforschung. Eigenverlag
- Isen, A.M. & Geva, N. (1987): The influence of positive affect on acceptable level of risk: The person with a large canoe has a large worry. Organizational Behaviour and Human Decision Prosecces, 39, 145-154
- Isen, A.M. & Patrick, R. (1983): The effect of positive feelings on risk taking: When the chips are down. Organizational Behaviour and Human Performance, 31, 194-202
- Jack, S.J., Ronan, K.R. (1997): Sensation seeking among high- and low-risk sports participants. Personality and Individual Differences, 25, 1063-1083
- Jacobson, E. (1973): Das Selbst und die Welt der Objekte. Suhrkamp. Frankfurt
- Jakus, P.M. & Shaw, W.D. (1996): An empirical analysis of rock climbers' responses to hazard warnings. Risk Analysis, 16, 581-586
- Janis, I.L. (1972): Victims of groupthink. Atlanta. Houghton Mifflin
- Japp, K.P. (2000): Risiko. Bielefeld. transcript Verlag
- Jung, C.G. (1924): Psychologische Typen. Zürich. Rascher. Nachdruck in: Gesammelte Werke Bd.6. Olten. Walter
- Kleblsberg, D. (1969): Risikoverhalten als Persönlichkeitsmerkmal. Berlin. Hans Huber Verlag
- Klein, J.D., Brown, J.D., Walsh Childers, K., Oliveri, J., Porter, C. & Dykers, C. (1993): Adolescents' Risky Behaviour and Mass Media Use. Pediatrics, 92, 24-31
- Kouabenan, D.R. (1998): Beliefs and the perception of risks and accidents. Risk Analysis, 18, 243-252
- Krakauer, Jon. (1996): In die Wildnis. München. Piper Verlag
- Lammer, E.G. (1999): Durst nach Todesgefahr. Augsburg. Steiger Verlag
- Le Breton, D. (1995): Lust am Risiko. Frankfurt. dipa – Verlag

- Le Breton, D. (2001): Riskantes Verhalten jugendlicher als individueller Übergangsritus. In: RaitheI, J. (Hg.): Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Opladen. Leske & Budrich
- Liebel, H.J. & Halbleib, A.G. (1987): Zur Genese der Angst. Universitas, 11, 1004-1118
- Machalis, G.E. & Rosa E.A. (1990): Desired risk: Broadening the social amplification of risk framework. Risk Analysis, 10, 161-168
- Mann, L. (1992): Stress, affect and risk-taking. In: J.F. Yates (Hg.), Risk-taking behaviour. Chichester: Wiley, 201-230
- Maslow, A.H. (1954): Motivation and personality. New York. Harper
- Maslow, A.H. (1968): Various meanings of transcendence. Journal of Transpersonal Psychology, 1, 56-66
- Maule, A.J., Bdzola, L., Kockey, B. & Clough, P. (1988): The effects of emotions and other state changes on person risk behaviour. Risk and Human Behaviour Newsletter, 4, 2-6
- Mehr, A. (1995): Risikosport – Suche nach Nervenkitzel, Kontrolle oder Flow-Erlebnissen? Lizentiatsarbeit, Philosophische Fakultät der Universität Zürich
- Miles, D.R., van den Bree, M.B., Gupman, A.E., Newlin, D.B., Glantz, M.D. & Pickens, R.W. (2001): A twin study on sensation seeking, risk taking behaviour and marijuana use. Drug and Alcohol Dependence. 62, 57-68
- Miller, A.J.: Tod eines Handlungsreisenden
- Millstein, S.G. (1993): Perceptual, attributional and affective processes on perceptions of vulnerability through the life span. In: Bell, N.J. & Bell, R.W. Hg.), Adolescent risk taking. Newbury Park. Sage. 55-65
- Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (1995): Kinder und Jugendliche in Nordrhein-Westfalen. Situationen von Kindern und Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen und Entwicklungen auf dem Gebiet der Jugendhilfe. 6. Jugendbericht. Düsseldorf
- Mittal, V. & Ross, W.T. (1998): The impact of positive and negative affect and issue framing on issue interpretation and risk taking. Organizational Behaviour and Human Decision Processes, 76, 298-324
- Myers, D.G. (1982): Polarizing effects of social interaction. In: Brandstätter, H., Davis, J.H., Stocker-Kreichgauer, G. (Hg.): Group decision making. London. Academic Press, S.125-161
- Newseley, I. (1994): Geschlechtsspezifische Motivationsunterschiede im Freizeit-Extremsport. Diplomarbeit an der Universität Innsbruck, Fachrichtung Psychologie
- Newseley, I. (1998): Selbstkonzept und Sensation Seeking im Risikosport. Dissertation an der Universität Innsbruck, Fachrichtung Psychologie
- Oerter, R., Montada, L. (Hg.) (1998): Entwicklungspsychologie. Weinheim, Psychologie Verlags Union
- Opaschowski, H.W., (2000): Xtrem – Der kalkulierte Wahnsinn – Extremsport als Zeitphänomen. Hamburg, B.A.T. Freizeit-Forschungsinstitut
- Parsons, J.T., Siegel, A.W. & Cousins, J.H. (1997): Late adolescent risk taking: Effects of perceived benefits and perceived risks on behavioural intentions and behavioural change. Journal of Adolescence, 20, 381-392
- Pease, P.W., Bieser, M. & Tubbs, M.E. (1993): Framing effects and choice shifts in group decision making. Organizational Behaviour and Human Decision Processes, 56, 149-165
- Peskoller, H. (1997): Bergdenken – eine Kulturgeschichte der Höhe. Wien. Eichbauer Verlag
- Peskoller, H. (2001): Extrem. Wien. Böhlau Verlag
- Pfeifer, B. (1995): Die Faszination sogenannter Risikosportarten – Wahnsinn oder Ausdruck einer neuen Generation? Diplomarbeit an der Universität Innsbruck. Fachrichtung Pädagogik
- Pfeifer, C., Messner, K., Scherer, R. & Hochholzer, T. (2000): Verletzungsmuster und Überlastungssyndrome bei jugendlichen Sportkletterern. Wiener klinische Wochenschrift, 112/22
- Pfeiffer, C., Wetzels, P. (1999): Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland. Ein Thesenpapier auf Basis aktueller Forschungsbefunde. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament) 26, 3-22
- Piaget, J., Inhelder, B. (1972): Die Psychologie des Kindes. Olten. Walter
- Pinkerton, S.D. & Abramson, P.R. (1992): Is risky sex rational? Journal of sex Research, 29, 561-568
- Quadrel, M.J., Fischhoff, B., Davis, W. (1993): Adolescent (in)vulnerability. American Psychologist, 48, 102-116
- RaitheI, J., (1997): Ressourcenstärkung durch Sportpartizipation. Ein Beitrag zur Gesundheitsförderung im Jugendalter. In: Prävention, 20, 4, 110-112
- RaitheI, J., (Hg.) (2001): Risikoverhaltensweisen Jugendlicher – Formen, Erklärungen und Prävention. Opladen. Leske & Budrich Verlag



Renn, O. (1989): Risikowahrnehmung – Psychologische Determinanten bei der intuitiven Erfassung und Bewertung von technischen Risiken. In: G. Hosemann (Hg.), Risiko in der Industriegesellschaft. Erlangen: Erlanger Forschungen, 167-1922

Renn, O. (1998): The role of risk perception for risk management. Reliability, Engineering and System Safety, 59, 49-62

Rilke, R.M. (1903): Der Panther. Gesammelte Werke

Rim, Y. (1964): Social attitudes and risk – taking. Human relations, 17, 259 - 265

Rohrmann, B. (1991): Psychologische Risikoforschung. In: D. Frey (Hg.), Bericht über den 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1990, Band 2, Göttingen: Hogrefe, 393-403

Roth, S., Emde, F.A. (1996): Umweltbewusstsein in Deutschland – Repräsentative Bevölkerungsumfrage 1996. WLB Wasser, Luft und Boden. 11-12/1996. 20-23

Schirp, J. (Hg.) (2000): Abenteuer – Ein Weg zur Jugend? Dokumentation der vierten Fachtagung zur Erlebnispädagogik in Cottbus vom 13. bis 15. September 1999

Schleske, W., (1989): Abenteuer, Wagnis, Risiko im Sport – Struktur und Bedeutung in pädagogischer Sicht.

Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt. Campus Verlag

Schumann-Hengsteler, R. (1996): Umweltbewusstsein und ökologisches Handeln bei Kindern. Unterrichtswissenschaft, 24, 312-328

Schütz, H., Wiedemann, P.M., Gray, P.C.R. (2000): Risk Perception – Beyond the Psychometric Paradigm. Jülich. Forschungszentrum Jülich

Schwenkmezger, P. (1977): Risikoverhalten und Risikobereitschaft. Weinheim. Beltz

Seino, H., Kawaguchi, S., Sekine, M., Murakami, T., Yamashita, T. (2001): Traumatic Paraplegia in Snowboarders. Spine, 26, 1294-1297

Simonet, S. & Wilde, G.J.S. (1997): Risk: Perception, acceptance and homeostasis. Applied Psychology: An International Review, 46, 235-252

Sitkin, S.B. & Weingart, L.R. (1995): Determinants of risky decision making behaviour: A test of the mediating role of risk perceptions and risk propensity. Academy of Management Journal, 38, 1573-1592

Six, U. (1981): Sind Gruppen radikaler als Einzelpersonen? Ein Beitrag zum Risikoschub-Phänomen. Darmstadt. Steinkopff

Svenson, O. (1981): Are we all less risky or more skillful than our fellow drivers? Acta Psychologica, 47, 143-148

Thombs, D.L., Beck, K.H., Mahoney, C.A., Bromley, M.D., Bezon, K.M. (1994): Social context, sensation seeking and teen-age alcohol abuse. The Journal of School Health, 64, 73-79

Thompson, H.S. (1977): Angst und Schrecken in Las Vegas. Frankfurt. Goldmann

Thoreau, H.D. (1854): Walden or Life in the Woods. Boston

Van der Pligt, J. (1988): Perceived risk and vulnerability as predictors of precautionary behaviour. British Journal of Health Psychology, 3, 1-14

Warwitz, S. (2001): Sinnsuche im Wagnis. Hohengehren. Schneider Verlag

Weinstein, N.D. (1984): Why it won't happen to me: Perceptions of risk factors and susceptibility. Health Psychology, 3, 431-457

Whyte, G. (1989): Groupthink reconsidered. Academy of Management Review, 14, 40-56

Wolff, R. (1991): Risikosportarten in der Sozialarbeit. Frankfurt. AFRA – Verlag

Wolfram, H. (1982): Entscheidungs-Q-Sort. Berlin: Psychodiagnostisches Zentrum. Humboldt Universität

Wurm, G.W.F. & Aschenbrenner, K.M. (1983): Risk is what it is – and it determines behaviour: A psychometric Study of risk perception and risk acceptance in skin diving. Draft

Wyatt, G. (1990): Risk-taking and risk-avoiding behaviour: the impact of some dispositional and situational variables. The Journal of Psychology, 124, 437-447

Zuber, J. (1988): Extremisierungsphänomene in Gruppen. Frankfurt. Lang.

Zuckerman, M. (1979): Sensation seeking. Beyond the optimal level of arousal. Hillsdale: Lawrence Earlbaum Associates.

Zuckerman, M., Ball, S. & Black, J. (1990): Influences of sensation seeking, gender, risk appraisal and situational motivation on smoking. Addictive Behaviours, 15, 209-220

Zuckerman, M. (1994): Behavioral Expressions and Biosocial Bases of Sensation Seeking. USA. Cambridge University Press



Einleitung

Die vorliegende Arbeit widmet sich, neben allgemeinen Überlegungen zum Thema Rausch, vor allem auch den substanzbezogenen Rauschzuständen, weil der Konsum psychoaktiver Substanzen - vor allem unter Jugendlichen – ein häufig anzutreffendes Phänomen ist und deshalb der Umgang damit für Pädagogen, Psychologen, Sozialarbeiter, Eltern, Politiker etc. gegenwärtig eine besondere Herausforderung darstellt. Die Erfahrungen der Suchtprävention haben zudem gezeigt, dass man auch mit den besten Konzepten Jugendliche vom Konsum psychoaktiver Substanzen nie ganz abhalten wird können.

Erst in letzter Zeit beginnt man langsam, das menschliche Bedürfnis nach Rausch, nach Grenzerfahrungen, nach Transzendierung des Alltags ernst zu nehmen. Dazu braucht es eine kritische Reflexion unserer rational konzipierten Leistungs- und Konsumgesellschaft, auf deren Basis partizipatorische Konzepte für die Integration rauschhafter Erlebnisformen in unsere Gesellschaft entwickelt werden könnten. Vorschläge dafür finden sich in dieser Arbeit beispielsweise im Exkurs „Das Fest“, wo auf Basis von Festtheorien die Bedeutung nicht-alltäglicher Bewusstseinszustände erarbeitet werden. Deutlich wird hier, dass das gezielte Herbeiführen rauschhafter Zustände auch ohne der Einnahme psychoaktiver Substanzen möglich ist. Hier ist mit Sicherheit ein noch auszuschöpfendes Potential vorhanden. Darüber hinaus braucht es aber wahrscheinlich auch der Etablierung von Ritualen und risikobewussten Umgangsformen mit psychoaktiven Substanzen. Darum wir es vor allem im 2. und 3. Kapitel des zweiten Teils (zum Thema Risikokompetenz und Drogenmündigkeit) gehen.

Diese Studie, die im Auftrag von risflecting© durchgeführt wurde, befasst sich unter anderem auch deshalb mit neuer, zum Teil kontrovers diskutierter Literatur zum Thema Rausch und Drogenkonsum. Sie versteht sich als Anregung und Diskussionsgrundlage, die einer notwendigen Enttabuisierung und einer Generation neuer Konzepte Vorschub leisten soll.

4.3.1. Rausch im gesellschaftlichen Kontext

Definition von Rausch und rauscherzeugenden Substanzen

Auffallend ist, dass in unserem Kulturkreis das Wort Rausch fast ausschließlich im Zusammenhang mit Alkohol oder Drogenkonsum genannt wird. Prominente Ausnahmen sind beispielsweise der Liebesrausch, der Geschwindigkeitsrausch und der Kaufrausch. Phänomenologisch fällt der Rausch in die Kategorie der außergewöhnlichen (oder nicht-alltäglichen) Bewusstseinszustände, zu denen auch die Trance und die Ekstase gehören. Gemeinsam ist diesen Zuständen eine Veränderung von Bewusstsein, Erleben und Gefühlen (siehe Kapitel: Psychologische Aspekte des Rausches). Während die Trance eine vollkommene Entrückung, einhergehend mit einem Verlust der willentlichen Einflussnahme, bezeichnet, meint der Begriff Ekstase das Heraustreten des Ichs aus seinen Grenzen, meist verbunden mit euphorischen Gefühlen. Außergewöhnliche Bewusstseinszustände können durch die Anwendung bestimmter Techniken (Tanz, rhythmische Musik, konzentrierte Techniken wie Meditation, körperliche Anstrengung, Hyperventilation, Autosuggestion, Reizdeprivation oder -überflutung u.a.) oder durch die Einnahme psychoaktiver Substanzen willentlich herbeigeführt werden oder aber auch spontan auftreten (Alltagstrance und -ekstase).

Geschichtlich betrachtet stammt das Wort Rausch vom mittelhochdeutschen Verb ruschen ab. Dies bedeutet, eine stürmische und rauschende Bewegung vollziehen. Es nimmt damit Bezug auf eine weitgehend wertneutrale Beschreibung eines äußerlichen Verhaltensmerkmals.

Erst mit Reformation, Aufklärung und Industrialisierung verändert sich die Bedeutung des Wortes zunehmend in Richtung „Umnebelung der Sinne“, „Trunkenheit“, „Erregungszustand“ (vgl. Legnaro in Völger 1982). Die kulturspezifische negative Bewertung des Rausches wird noch einmal deutlich, wenn man in seinem Zusammenhang von „Wahrnehmungs-, Bewusstseins- und Orientierungsstörungen“, „Verlust persönlicher und sozialer Verantwortlichkeit“ (vgl. Arnold et. al., Lexikon der Psychologie, 1991) als charakteristische Merkmale spricht.

Mittlerweile bemüht man sich wieder um wertneutralere Formulierungen, die den Rausch als einen „Zustand mit Veränderung von Erleben und Gefühlen (...) nach Genuss von Alkohol und Drogen“ (Meyers Taschenlexikon, 1998) bezeichnen.

Rauscherzeugende Substanzen (oder Drogen) werden in der neueren Drogenliteratur ganz allgemein als psychoaktive Substanzen definiert, deren Besonderheit darin besteht, dass sie auf das Zentralnervensystem wirken und somit das psychische Erleben verändern. Vogt und Scheerer (zit. in Kappeler et.al., 1999) kommen zu folgender Definition:

„Drogen in diesem Sinne sind alle Stoffe, Mittel, Substanzen, die auf Grund ihrer chemischen Natur Strukturen oder Funktionen im lebenden Organismus verändern, wobei sich diese Veränderungen insbesondere in den Sinnesempfindungen, in der Stimmungslage, im Bewusstsein oder in anderen psychischen Bereichen oder im Verhalten bemerkbar machen.“

Eine Unterscheidung in legale und illegale psychoaktive Substanzen macht vor diesem Hintergrund keinen Sinn. Demnach muss man eher von einem Risikokontinuum ausgehen, das von Tee, Kaffee (als relativ harmlose Substanzen) und Cannabis

über Speed, Ecstasy, und LSD bis hin zu Kokain, Alkohol und Heroin reicht. Unterschiedliche Risiken bestehen im Bereich einer möglichen psychischen oder körperlichen Abhängigkeit, einer mehr oder weniger großen Gefahr, sozial oder psychisch auffällig zu werden, sowie einer etwaigen körperlichen Schädlichkeit bei einmaligem oder regelmäßigem Konsum.

Eine kurze Geschichte des Rausches

Ganz allgemein lässt sich sagen, dass der Konsum psychoaktiver Substanzen und das Bedürfnis nach Rausch und Ekstase älter als die Menschheit selbst ist, zumal auch Tiere sich durch gezielten Konsum berauschen. Auch der Mensch auf der Suche nach Nahrung hat relativ bald die psychoaktive Wirkung mancher Pflanzen entdeckt. Die Ritualisierung ihres Gebrauchs geht vermutlich auf die Entstehung kulturschaffender Gemeinschaften zurück. Man kann davon ausgehen, dass der religiös-rituelle und medizinische Gebrauch von Rauschmitteln bereits in der Jäger- und Sammlerzeit anzutreffen war, während die dritte, typische Gebrauchsweise, die hedonistische Verwendung, während der Ackerbauzeit in den Vordergrund rückte.

Von den frühen Hochkulturen weiß man, dass verschiedene Rauschmittel (Alkohol, Opium, Cannabis, psychoaktive Pilze u.a.) unterschiedlich verwendet wurden. Dokumentiert sind z.B. die Berausungen durch Alkohol bei den altägyptischen Festen (ca. 3000 v. Chr.) oder bei den dionysischen Festen im antiken Griechenland. Wein oder Bier als Alltagsgetränk und zur Löschung des Durstes findet bis ins Mittelalter selbstverständliche Erwähnung (vgl. Cranach, Legnaro und Preisner, in Völger 1982).

Im alten China wurde vor allem Hirse- und Reiswein sowohl rituell als auch veralltäglicht eingesetzt. Hinweise über den Gebrauch von Cannabis findet man bei den Skythen (500-1000 v. Chr.), in Ostasien und in Indien. Cannabis wurde hauptsächlich im Zusammenhang mit der buddhistischen Religion als „Hilfsmittel zur Erreichung eines kontemplativen Zustandes“ (Emboden, in Völger 1982) verwendet.

In den frühen amerikanischen Kulturen wurden halluzinogene Pflanzen religiös-rituell bei Divinationen und Heilungen eingesetzt, wo der Kontakt mit Göttern und Ahnen während des Rituals eine wesentliche Rolle spielt. Bis heute werden dort psychoaktive Pflanzen wie Peyote, Psilocybinpilze und Ayahuaska (u. a.) rituell verwendet.

Nach Hans Peter Duerr (1978) dürften die Hexenkulte im Mittelalter eine Fortführung der antiken Rauschkulturen und schamanischen Ekstasetechniken gewesen sein, während derer Mixturen von alkaloidhaltigen Nachtschattengewächsen (wie z.B. Tollkirsche, Alraun u.a.) in Form von Salben auf die Haut aufgetragen wurden.

Belegt sind auch Tendenzen, Strömungen und Kulturen, welche - den Drogen- und Rauschkulturen entgegengesetzt - die Askese und die Nüchternheit in den Mittelpunkt rückten (nach Ruth Benedikt auch apollinische Kulturen genannt). Anzuführen sind hier der als „Logos“ bezeichnete vernunftbetonte Diskurs im alten Griechenland, der Mäßigung und Begrenzung der Begierde forderte oder auch die römische Kultur mit ihrer zweckbezogenen Rationalität, ihrer Geldwirtschaft und ihren großen technologischen Fortschritten (vgl. Legnaro, in Völger 1982), sowie auch die jüdische Tradition mit ihrer strikten Ablehnung von Alkohol und Drogen.

Nicht verwunderlich ist es denn auch, dass mit dem Beginn der Neuzeit vergleichbare asketische Strömungen in Europa auftauchten. Neben der Hexenverfolgung ist vor allem die Reformation als jene Bewegung zu nennen, welche Nüchternheit zu einem wichtigen Gebot erhob. Während im Mittelalter das Trinken in den Gaststätten noch relativ ungehemmt und unbelastet erfolgte, kam es mit Beginn des 16. Jahrhunderts zu einer zunehmend negativen Bewertung des Rauschzustandes. Der Grund dafür liegt in der von Norbert Elias beschriebenen zunehmenden Ausdifferenzierung und einen damit verbundenen Anstieg von Komplexität innerhalb der Gesellschaft, die zu einer Intensivierung der zwischenmenschlichen Abhängigkeiten und einer ansteigenden „Rationalisierung der Lebensführung“ (Max Weber) führte:

„Das Verhalten von immer mehr Menschen muss aufeinander abgestimmt, das Gewebe der Aktionen immer genauer und straffer durchorganisiert sein (...) Der Einzelne wird gezwungen, sein Verhalten immer differenzierter, immer gleichmäßiger und stabiler zu regulieren“ (N. Elias, Band II, S.316f).

Diese Entwicklung, die in der Industrialisierung und im organisierten Kapitalismus ihren zumindest vorläufigen Höhepunkt erfährt, erfordert, dass die Gesellschaftsmitglieder ein hohes Maß an Verhaltenskontrolle herausbilden und vielfältige Regeln internalisieren müssen, um überhaupt gesellschaftsfähig zu werden. Erreicht wird dies über einen meist mühevollen und fragilen Sozialisationsprozess, an dem Familie, staatliche Institutionen und Medien gleichermaßen beteiligt sind. Vor diesem Hintergrund erlangt nun der Rausch eine besondere Bewertung und Bedeutung. Wer sich nicht beherrschen kann, wer die Kontrolle verliert, der muss mit sozialer Ächtung, Prestigeverlust und negativen Sanktionen rechnen. Der Rausch erfährt dadurch einerseits eine eindeutige Ablehnung, andererseits bekommt er eine neue Bedeutung hinsichtlich des Wunsches nach gelegentlicher psychischer Entlastung, nach Affektlösung, Ich-Transzendierung, nach Abenteuer und nach vom Alltagsdruck befreiten Ausnahmesituationen. Der Rausch wird zur legitimen Enklave, in der das Ausleben von Gefühlen, das Erleben von Abenteuer und ungehemmt spontanes Verhalten möglich wird. Er wird zur „Ventilstätte des Affektverhaltens“ (Legnaro, in Völger 1982). Beschränkt bleiben muss er allerdings auf bestimmte Anlässe und Lokalitäten. Wer darüber hinaus durch seine



Berausung auffällt wird für „krank“, „willensschwach“ oder einfach nur „unmöglich“ erklärt. Die Fähigkeit, zwischen Situationen, wo die Berausung und das Ausleben von Gefühlen möglich ist, und Situationen, wo dergleichen unterlassen werden sollte, zu unterscheiden, gehört also zur Grundausstattung eines in unserer westlichen Gesellschaft sozialisierten Menschen.

Eine interessante Entwicklung, welche die Ambivalenz dem Rausch gegenüber verdeutlicht, ist die mit Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzende und in der Single Convention on Narcotic Drugs vom 30.3.1961 gipfelnde Unterscheidung von legalen und illegalen Drogen. So kam beispielsweise die Illegalisierung von Cannabis damals nicht nur der Wirtschaft entgegen, die gerade in Baumwolltextilien, Holzfaserpapier und chemische Arzneimittel investierte und von den vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten der Cannabispflanze nichts wissen wollte, sondern auch der ambivalenzgeplagten Bevölkerung, die zur Aufrechterhaltung ihrer leistungsorientierten Ideologie einen guten (harmlosen) und einen bösen (gefährlichen) Rausch – also einen Sündenbock - benötigte. Alkohol gilt seither als Genussmittel, während Cannabis und andere als „Drogen“ und „Suchtmittel“ bezeichnet werden, wodurch eine gewisse naturgegebene Gefährlichkeit suggeriert wird, die aber de facto wissenschaftlich nicht zu halten ist. Nicht zuletzt war die Illegalisierung mancher psychoaktiver Substanzen auch eine Reaktion auf die Ausbreitung des Cannabis- und LSD-Konsums (u. a.) durch die Hippiebewegung, die für den Rest der Gesellschaft eine Bedrohung ihrer zentralen Werte (Leistung, Fortschritt, Wohlstand) darstellte (vergl. Meudt, 1980, Legnaro, 1980 u.a.).

Gegenwärtig zeichnet sich eine neuartige Akzeptanz des Rausches ab, die in einer liberaleren Haltung illegalisierten Drogen gegenüber und in der „akzeptierenden Drogenarbeit“ ihren Ausdruck findet. Dieser neuen Bewertung liegen aber nicht unbedingt besonders humane sozial- und gesundheitspolitische Überlegungen zu Grunde. Vielmehr ist sie Ergebnis einer neuen neoliberalen Strukturpolitik, die auf Basis von Kosten-Nutzen-Überlegungen und Risikokalkülen eher auf „harm reduction“, räumliche Separierung des Drogenkonsums und neue Formen der unsichtbaren Kontrolle setzt. (vgl. Legnaro, 2000)

Der Rausch und der Konsum von Drogen ist in der späten Moderne nicht mehr moralisch verwerflich oder ein möglicherweise krankhaftes, unbedingt zu behandelndes Verhalten, sondern er ist als eine Option unter vielen akzeptiert, mit deren Wahl natürlich auch ein bestimmtes Risiko verbunden ist. Der Konsum psychoaktiver Substanzen findet vor allem dort Anerkennung, wo er als Element der Selbstinszenierung und der Distinktion stilisiert wird. So schreibt Legnaro (2000) in Bezug auf Designerdrogen:

„Mit dem Konsum von ‚life-style-Drogen‘ reklamiert man Zugehörigkeit und stellt sich als eine Verkörperung des Typus cooler Modernität dar. (...) Für solche Ver-Körperung des Selbst bildet der Rausch ein Medium der Inszenierung und Darstellung; er konstituiert ein Erlebnis-Bewußtsein, mit dessen Verfügbarkeit im persönlichen Repertoire man Teilnahme an den Spielen der Distinktion (...) signalisiert und sich seiner eigenen reflexiven coolness im Umgang mit dem zur Schau gestellten Überschreiten der Selbstkontrolle vergewissert.“

In einer Welt der eigenverantwortlichen, sich selbst unternehmenden und inszenierenden Subjekte besteht das Risiko weniger darin, süchtig zu werden (auch die Sucht ist ja eine wählbare Option) oder moralisch ausgegrenzt zu werden. Gefährlich wird es dort, wo den gesellschaftlichen Anforderungen im Sinne der Markttauglichkeit des eigenen Selbst nicht mehr genüge getan werden kann. Dort, wo die ‚Unmöglichkeit‘ des eigenen Verhaltens im Sinne eines Versagens der Selbstästhetisierung sichtbar wird, treten entmoralisierte Sanktionsmechanismen wie die des ökonomischen Bankrotts und der Ausgrenzung und Separierung als logische Konsequenz auf. Das süchtige Verlangen nach der Droge ist vor diesem Hintergrund „...eine Verweigerung des Selbst zum eigenverantwortlichen Unternehmertum“, wobei die Sucht als solche nicht sanktioniert wird, sondern „...die mangelnde Fähigkeit, sie zu ästhetisieren und entsprechend darzustellen. Dies ist der Sündenfall der späten Moderne“ (Legnaro, 2000).

4.3.2. Psychologische und soziologische Theorien zum Thema Rausch

Psychologische Aspekte des Rausches

Der Rausch kann aus psychologischer Perspektive verschiedentlich betrachtet werden. Zum einen bietet sich eine phänomenologische Beschreibung an, wie sie auch häufig in der einschlägigen Literatur zu finden ist. Zum anderen findet man – und das vor allem in der psychoanalytischen Theorie - psychodynamische Erklärungsmodelle. Zum Dritten sind Theorien und Untersuchungen zu nennen, die sich vor allem mit der Motivation zum Drogengebrauch auseinandersetzen.

Zur Phänomenologie des Rausches

Dittrich, (1985) unterscheidet drei Dimensionen bei der Einteilung von Rauschzuständen:

- x die ozeanische Selbstentgrenzung (OSE): die beglückende Aspekte, Euphorie und das Einssein mit sich und der Welt beschreibt,
- x die angstvolle Ichauflösung (AIA): die von Angstzuständen bis hin zu Wahnvorstellungen (Paranoia, Horrortrip) reichen kann und, als drittes,



- x die visionäre Umstrukturierung (VUS): die verschiedene Veränderungen im Bereich der Wahrnehmung, des Erlebens und des Denkens beinhaltet.

Die angstvolle Ichauflösung tritt vor allem dann ein, wenn sich der Betroffene gegen die Rauscherfahrung sperrt, er rigide an seiner vertrauten Wahrnehmung, seinen gewohnten Denkmustern und Handlungsweisen, kurzum, seinem bisherigen Welt- und Selbstbild festhalten möchte. (Näheres siehe auch im nächsten Kapitel der Studie.)

Legnaro (in Völger, 1982) beschreibt eine teilweise ähnliche Grundstruktur der Drogenerfahrung, die folgendermaßen zusammengefasst werden kann:

- x „Die Zeit ist das Jetzt“: die Drogenerfahrung spielt sich in ihrer eigenen Zeit bzw. Zeitlosigkeit ab. Das Zeitempfinden orientiert sich mehr am unmittelbaren Erleben als an der gesellschaftlich objektivierten Zeit.
- x „Die Erotisierung der Wirklichkeit“: die Wirklichkeit wird verstärkt sinnlich und emotional gefärbt wahrgenommen und erlebt, bis hin zu einem „erotischen Kontakt mit den Tatsachen“.
- x „Das umgestaltete Denken“: das Denken verwandelt sich in „symbolisch-archetypische Konfigurationen“. D.h., das abstrakte und logische Denken tritt zurück, zu Gunsten eines verstärkt intuitiven, gefühlstragenden und assoziativen Denkens.
- x „Unio mystika“: gemeint sind ekstatische Erfahrungen, die mit einem Verschwinden der Grenzen zwischen Subjekt und Objekt, also einem Gefühl des „Einsseins“ einhergehen. Oft ist mit solchen Erlebnissen ein schwer fassbares Bedeutsamkeitserlebnis verbunden, „als hätte man hinter die Dinge geschaut“.

Der Rausch geht aber auch immer mit einer Schwächung des ich-zentrierten Bewusstseins, einer Verminderung der Selbstkontrolle und einer nachlassenden rational-analytischen Denkfähigkeit einher.

Eine dritte Beschreibungsvariante von Rauschphänomenen findet sich bei Hermle et. al. (1994) Die Autoren unterscheiden zwischen:

- x psychotischen Phänomenen, deren Merkmale paranoide Episoden, Angst- und Panikreaktionen, sowie Halluzinationen und Wahnvorstellungen sein können,
- x psychodynamischen Erfahrungen, zu welchen z.B. die Rekapitulation frühkindlicher Erinnerungen, Reminiszenzen und Konflikte, sowie deren kathartische Abreaktion - oft auch im religiösen Kontext als kultische Reinigung oder Läuterung bezeichnet – gehören,
- x ästhetischen Erfahrungen: Diese beinhalten eine gesteigerte Wahrnehmung, Farbhalluzinationen von überwältigender Schönheit sowie synästhetische Wahrnehmungen beim Hören von Musik,
- x kognitiven Erfahrungen, deren Charakteristikum es ist, dass das Selbst und die Umwelt aus einer völlig neuen Perspektive wahrgenommen wird; sowie
- x transzendenten bzw. psychedelischen Erfahrungen, zu denen jene Erfahrungen gehören, die das Alltagsbewusstsein zu transzendieren in der Lage sind.

Welche Wirkung eine Droge nun wirklich entfaltet, hängt – neben ihrer chemischen Zusammensetzung und der Dosierung – maßgeblich von den Variablen Set und Setting ab. Set beschreibt das Zusammenspiel von inneren Einstellungen und Erwartungen, mentaler Vorbereitung, persönlichen Erfahrungen sowie psychischen/körperlichen Dispositionen. Setting meint hingegen die äußeren Rahmenbedingungen der Drogeneinnahme. Dazu zählen örtliche Gegebenheiten, gestaltende Aspekte während der Drogeneinnahme und ihrer Wirkung, zeitliche Abläufe, soziale Einbettung u. a.

Psychodynamische Erklärungsmodelle

Aus der Sicht psychoanalytischer Theorien bietet sich als Erklärungsmodell für den Rausch der Begriff Regression an. Regression bedeutet ein zurückgehen auf bereits überwundene, meist kindliche oder andere, dem Erwachsenenbewusstsein schwer zugängliche Denk-, Erlebnis- und Verhaltensformen (vgl. Leuner, 1981, Balint, 1960, Loch, 1963, Strieder, 2001). Verschiedene Aspekte können hier hervorgehoben werden:

- x Das Denken wird primärprozesshafter; d.h. es fungiert verstärkt im Dienste der Triebabfuhr und der Bedürfnisbefriedigung und nimmt einen bildhaften und assoziativen Charakter an - ähnlich dem Traumbewusstsein. Eine Enthemmung und eine Schwächung von Abwehrmechanismen geht damit einher.
- x Narzisstisches Erleben tritt in den Vordergrund. Als Narzissmus wird in der Regel jenes frühkindliche Entwicklungsstadium bezeichnet, in dem das Kind noch nicht zwischen sich und der Welt unterscheiden kann. In dieser Phase vermag die Vorstellung des Kindes so stark zu sein, dass sie Wahrnehmungscharakter erhält (allg. als Halluzinieren bezeichnet). Derartige Merkmale finden sich auch im Rausch wieder.



- x Hervortreten von (früh)kindlichen Verhaltensmustern, Erlebnisfiguren und Erinnerungen.

Unterschieden werden muss in diesem Zusammenhang zwischen einer neurotischen Regression (Fixierung) und einem dynamischen Oszillieren zwischen regressiven und progressiven Tendenzen. Zweiteres ist ein Zeichen für Gesundheit, da hier die Regression im Dienste der Erholung, der Genussfähigkeit, der Lebensfreude und der schöpferischen Kreativität steht. Der ritualisierte Rauschmittelkonsum würde demnach in die zweite Kategorie fallen.

Untersuchungsergebnisse zur Motivation des Drogengebrauchs

Vergleicht man verschiedene Untersuchungen (Schneider 1997 u. 2000; Strieder 2001, Kappeler et.al. 1999; Reuband 1994; Arbeitsgruppe Hanf&Fuss 1994), die sich mit der Motivation zum Drogengebrauch auseinandersetzen, so wird eines augenfällig: Die Hauptmotive von Jugendlichen für das Ausprobieren einer Droge sind in den meisten Fällen

- x die Neugierde, die Lust am Experimentieren und die damit verbundene Abenteuerlust, wobei – so Schneider (2000) – vor allem „...das mit dem illegalen Drogengebrauch assoziierte subkulturelle Ambiente attraktiv wirkt“, sowie
- x das Motiv der „Zugangserleichterung zu jugendspezifischen Cliquen: „Die Teilnahme am Ritual des Rauchens von Cannabis ermöglicht so eine Kontakterleichterung und dient der Vermeidung einer ‚Außenseiterposition‘“ (ders.).

Als weitere wichtige Motive gelten:

- x eine Demonstration von Erwachsensein,
- x das Bedürfnis nach Nonkonformismus,
- x die Anbindung an Intimpartner,
- x interpersonelle Beeinflussung,
- x situationsspezifische Anreizbedingungen,
- x sowie die Bewältigung von Problemen (vgl. ders. 2000).

Viele dieser Motive werden auch durch die gesetzliche Illegalisierung genährt. Als weitere Motivation – auch für den anhaltenden Drogenkonsum – wird von Jugendlichen

- x „um mit anderen in Stimmung zu kommen“,
- x „um Probleme vergessen zu können“,
- x „um etwas Tolles zu erleben“, sowie,
- x um mittels der Droge Entspannung und genussvolles Erleben herbeizuführen

genannt (vgl. Kappeler et.al. 1999, S.183 u. 334; sowie Schneider 1997). Deutlich wird, dass das oftmals herbeizitierte Problem motiv nur eines unter vielen verschiedenen Motiven darstellt. Insbesondere der Gebrauch von Cannabis – so das Ergebnis einer Untersuchung der Arbeitsgruppe Hanf&Fuss (1994) - wird in der Regel kaum als „Problembewältigungsmittel“ verwendet. Die Autoren haben vielmehr eine Bedeutungsskala extrapoliert, die „Hedonismus“, „Erotik“, „Kreativität“ und „Intensität“ als Grundfaktoren beinhaltet.

Soziologische Aspekte des Rausches

Soziologische Theorien legen den Schwerpunkt auf soziale, interaktionelle und gesellschaftliche Aspekte des Rausches und der Rauschmitteleinnahme. Entscheidend dabei ist die Funktion, die der Rausch in sozialen, gesellschaftlichen und historischen Kontext einnimmt. In der Fachliteratur werden folgende funktionale Bedeutungen angeführt:

- x Der Rausch als Mittel zur Entlastung, zur Transzendenz und als Ventilstätte des Affektverhaltens (Legnaro, in Völger, 1982) im Kontext der modernen Industriegesellschaft. Er dient der Erleichterung von Kommunikation und Kontakt sowie der Herstellung intimer Beziehungsqualitäten. Rollenabwurf, Aufhebung von Entfremdung, Freisetzung verdrängter Triebregungen, Öffnung und eine verstärkt bedürfnisorientierte Interaktion zählen zu typischen Merkmalen (vgl. Sulku-
nen, in Völger, 1982, sowie Strieder, 2001)
- x Die symbolische Bedeutung von Drogen und ihre Funktion bei der Herstellung von Distinktion. Mit ihrer Einnahme wird Zugehörigkeit, sozialer Status, Lifestyle, Identität und Abgrenzung signalisiert (vgl. Legnaro, Schweizer und Sulku-
nen in Völger, 1982, sowie Legnaro, 2000). Zu dieser Bedeutungsgruppe zählt auch die Funktion einer Droge, Zeitab-
schnitte wie z.B. den Feierabend, Festzeiten und dgl. zu markieren.
- x Die Funktionalität einer Droge in der Gesellschaft. Demnach kann unterschieden werden, ob die Einnahme einer Droge der Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Status quo dient oder ob sie diesen und die Bereitschaft zur gesellschaftlichen Anpassung tendenziell unterminiert (vgl. Legnaro, in Völger, 1982). Zur ersten Gruppe gehören im Kontext unse-

rer Leistungsgesellschaft jene Drogen, welche die persönliche Leistungsfähigkeit steigern (z.B. in Maßen der Alkohol, Amphetamine und Kokain u. a.), während man Cannabis, LSD, Opium, psychoaktive Pilze etc. zur zweiten Gruppe zählen würde (vgl. Scheiblich, 1987, S.16, sowie Ernst Jünger, 1970, S.81). In diesem Kontext ist auch die Protestfunktion, die eine Droge symbolisch einnehmen kann, zu erwähnen (z.B. Drogenkonsum während der Hippiebewegung) (vgl. Schneider, 2000, sowie Meudt, 1980).

Zu einer teilweise ähnlichen, aber umfassenderen Einteilung kommt Blätter (1995). Neben der bereits oben erwähnten Kompensations- und Ventilfunktion, der identitätsbildenden und gruppenkohäsiven Funktion, sowie der politischen Funktion, wäre demnach noch die

- x religiöse Funktion, oder der Drogengebrauch als Medium kultischer Handlungen bzw. als spirituelles Mittel zur Erweiterung der Wahrnehmungs- und Erkenntnismöglichkeit (vgl. auch Kappeler et.al., in Schneider, 2000, S.31),
- x die medizinische Funktion, (Drogengebrauch als Heilmittel),
- x die hedonistische Funktion (die Droge als Genussmittel und als Mittel zur Selbstgratifikation) und
- x die ökonomische, kommerzielle Funktion (die Droge als Ware)

zu nennen.

Eine weitere Funktionsweise findet man bei Kappeler et.al. (in Schneider, 2000, S.31):

- x der Drogengebrauch als Mittel zur Befriedigung zwanghafter Impulse.

Andere soziologische Theorien rücken mehr den gesellschaftlichen und politischen Umgang mit Drogen und Rausch in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Hier ist vor allem von Interesse, warum verschiedene psychoaktive Substanzen illegalisiert wurden, während andere legal erhältlich sind. So schreibt z.B. Meudt (1980), das im Konsum von Cannabis und LSD (u.a.) eine „Abwendung von der herrschenden Kultur“ zum Ausdruck kommt. Dem Staat geht es demnach nicht um die Bekämpfung des Drogenkonsums als solchen, sondern „um die Bekämpfung der durch diesen Konsum symbolisierten Orientierungsmuster und Lebensformen“, und zwar in Form von Kriminalisierung, Pathologisierung und Kommerzialisierung:

„Mit der Kriminalisierung [...] wurde das Leben in der Subkultur gestört und die Ausübung der angestrebten alternativen Lebenspraxis letztlich verhindert. Mit der Pathologisierung (Behandlung als Kranke, Einweisung in Kliniken) wurden die Angehörigen der Subkultur als unnormale und charakterschwach abgestempelt und damit in der Öffentlichkeit unglaubwürdig gemacht und isoliert. Auf diese Weise wurde ihrer Lebensalternative der Modellcharakter genommen; die 'Normalen' und 'Gesunden' wurden gegen dessen Nachahmung immunisiert. Mit der Kommerzialisierung (Vermarktung des Hippie-Look, der Mode, der Musik, des Schmuckes usw.) wurde schließlich die Trennung der Protestsymbole von Protestinhalten und damit die Aushöhlung und Unterwanderung der subkulturellen Bewegung durch 'Pseudo-Hippies' erreicht“ (ders. 1980)

Generell weisen soziologische Theorien darauf hin, dass unsere westliche Kultur unekstatisch und rational konzipiert ist (vergl. auch Gutmann, Felicitas, 1992). Rauschhafte Erfahrungen werden vor diesem Hintergrund als wahnhaft Unwirklichkeit abgetan. Lediglich der Rausch, der in Form von systemfunktionalen Massenkonsum (wie z.B. Abenteuerinszenierungen der Werbe- und Freizeitindustrie, Kaufrausch, Konsumfeste und dgl.) erfolgt, findet gesellschaftliche Anerkennung, da er dem Wirtschaftswachstum dienlich ist (vgl. Legnaro, in Völger, 1982 sowie Strieder 2001). Dort also, wo der Rausch marktgerechte Formen annimmt, erhält er in der spätmodernen Gesellschaft eine neue Akzeptanz, ja sogar Anerkennung:

„Rausch und Ekstasemöglichkeiten werden heute durch das ‚rationale Kalkül‘ bestimmt, d.h., sie erfahren ihre ‚Zulassung‘ nur in technologisierten, verräumlichten und materialisierten Zusammenhängen“ (Schneider, 2000, S.35)

Alltagstranzendierende Erfahrungen durch Substanzkonsum, die andere Wirklichkeiten vermitteln, welche sich nicht so leicht vermarkten lassen, werden hingegen nach wie vor eher dem Pathologischen oder zumindest Abnormen zugeordnet und daher nicht als individuell oder kollektiv bedeutsam erfahren. Dazu gehören z.B. der religiös-rituelle Rausch, die Berausung im Kontext einer Genuss- und Mußkultur oder auch in Verbindung mit einer Kultur des ritualisierten Widerspruchs und Exzesses („excedere“ = „herausgehen“), so wie das beispielsweise bei den mittelalterlichen Narrenfesten der Fall war.

4.3.3. Kontrollierter Rauschmittelkonsum als psychosozialer und kultureller Lernprozess

Unter kontrolliertem Rauschmittelkonsum wird in der einschlägigen Literatur eine Konsumvariante von psychoaktiven Substanzen verstanden, die gelegentlich, anlassbezogen, zumeist genussorientiert, risikominimiert und mit gesellschaftlichen Anforderungen vereinbar erfolgt.

Betrachtet man verschiedene ethnologische und soziologische Studien (Gutmann, 1992, Rätsch, 1998, u.a.), so wird augenfällig, dass diese Gebrauchsvariante von psychoaktiven Substanzen zur Standardausstattung kulturschaffender Gemeinschaften

zählt, deren Aufgabe es seit alters her auch ist, mit den Bereichen Rausch und Ekstase in konstruktiver Weise umzugehen. Die Herausbildung von symbolischen Sinnwelten, Ritualen, Regeln und zeitlichen Strukturierungen, sowie ein genaues Wissen über die Anwendungs- und Wirkungsweisen von Drogen sind die Frucht eines jahrzehnte- und jahrhundertelangen individuellen und kulturellen Lern-, Erfahrungs- und Aneignungsprozesses. (vgl. Völger 1982; Schneider 2000; Strieder 2001) So zeigt sich denn auch, dass unsere westliche Kultur in Bezug auf die relativ gefährliche Droge Alkohol solcherlei Gebrauchsregeln und Ritualisierungen zum Teil entwickelt, aber manches auch im Zuge der gesellschaftlichen Rationalisierungsprozesse auch wieder verloren hat (die Gefährlichkeit dieser Droge wird einem dann wieder bewusst, wenn man sich in Erinnerung ruft, welche verheerenden Folgen der Alkohol bei den amerikanischen Indianerstämmen oder bei den australischen Aborigines hatte und zum Teil auch noch hat; zurückzuführen ist dies auf die massive Störung bzw. Zerstörung der eigenen Kulturausübung, zu der auch Rauschrituale gehören, verbunden mit der Einführung der neuen Droge Alkohol, für die es noch keine risikominimierenden Gebrauchsregeln und -rituale gab).

In Bezug auf illegalisierte Drogen bevorzugt hingegen unsere Gesellschaft aus ideologischen, ökonomischen oder machtpolitischen Gründen wirklichkeitsferne Abstinenzvorstellungen, die sie mit den Methoden der „Kriminalisierung“ und „Pathologisierung“ der KonsumentInnen zur verwirklichen gedenkt (vgl. Schneider, 2000). Die Herausbildung von Gebrauchsregeln und -ritualen wird dadurch einer experimentierfreudigen, risikobereiten und vorwiegend jugendlichen Subkultur überlassen. Zahlreiche Untersuchungen (Kappeler et.al. 1999, Schneider 1997, Reuband, 1995, Strieder, 2001 u.a.) zeigen mittlerweile aber, dass der kontrollierte Konsum von illegalisierten Substanzen und die Herausbildung einer diesbezüglichen „Rauschkultur“ im Zunehmen begriffen ist (das betrifft sogar zum Teil die sog. harten Drogen Kokain und Heroin; vgl. z.B. Schneider et.al. 1997 oder Harding, in Völger, 1982). Übereinstimmung gibt es auch unter den Autoren, dass die Illegalisierung dem Prozess der Entstehung eines regelorientierten, risikominimierenden Konsums entgegensteht, ja sogar in kontraproduktiver Weise neue Risiken schafft (wie die der strafrechtlichen Verfolgung, der Etikettierung und Ausgrenzung, bis hin zu riskanten Konsumformen von mitunter gefährlich verunreinigten, in ihrer Konzentration schwer einzuschätzenden Substanzen).

Erfahrungen zum Gebrauch verschiedener psychoaktiver Substanzen, Kenntnisse über deren positive und negative Wirkungen, oder über Langzeitfolgen etc. können unter der Bedingung der Illegalität nicht so leicht kommuniziert, weitergegeben und weiterentwickelt werden. Von besonderem Nachteil ist außerdem, dass Erwachsene Jugendlichen gegenüber offiziell nicht als Modell für sinnvollen und risikoarmen Drogenkonsum auftreten und ihre Erfahrungen mit ihnen ohne weiteres austauschen können. Ganz abgesehen davon, dass viele Erwachsene kaum Wissen über und Erfahrungen mit illegalisierten Drogen haben. (vgl. auch Kappeler et.al., 1999).

In der von Strieder (2001) durchgeführten qualitativen Untersuchung über den kontrollierten, regelorientierten Gebrauch psychoaktiver Substanzen wird deutlich, dass die Etablierung einer solchen Gebrauchsvariante unter individualisierten Bedingungen nicht von einem Tag auf den anderen erfolgt, sondern Resultat eines mitunter mühevollen, oft auch prekären Lern-, Erfahrungs- und Aneignungsprozesses ist. Die Ergebnisse stimmen mit dem von Howard Becker (1973), Reuband (1994) und Schneider et.al. (1997) beschriebenen Prozess weitgehend überein: Nicht nur die wirkungserzeugende Aufbereitung und Verabreichung der Droge muss im Austausch mit anderen KonsumentInnen gelernt werden, auch die durch die Droge erzeugten körperlichen Symptome selbst werden erst in Zuge dieses interaktiven Prozesses als angenehm interpretiert und daher erstrebenswert. Der Benutzer erfährt außerdem bei wiederholtem Konsum, dass verschiedene Einnahmearten, unterschiedliche Dosierungen und Konsumhäufigkeiten, sowie unterschiedliche innere Verfassungen und Rahmenbedingungen eine Auswirkung auf das Rauscherleben und seinen eventuellen Nachwirkungen hat. Diese Erfahrungen führen im günstigen Fall dazu, dass zunehmend bewusster und gezielter mit einer Droge umgegangen werden kann.

Zu den prekären Phasen dieses Prozesses zählen aber auch vorübergehende suchtförmige oder andere problematische Gebrauchsformen, unangenehme oder besonders negative Erfahrungen, Schlüsselerlebnisse, Grenzerfahrungen bis hin zu potentiellen Gefahrensituationen:

„Dabei spielen negative Rauscherlebnisse, die auf zu hohe Dosierung der Droge, auf ungünstige Rahmenbedingungen oder auf eine schlechte innere Verfassung zurückgeführt werden können, oft eine besondere Rolle. Die Folge ist, dass Menschen lernen, eine Droge in der 'richtigen' Dosis unter für sie geeigneten Rahmenbedingungen und nur in einer positiven Grundstimmung zu verwenden. So wird z.B. meist nur im vertrauten Freundeskreis konsumiert. Auch die Auswirkungen des Rausches auf den nächsten Tag werden dabei berücksichtigt, indem der Konsum z.B. nur aufs Wochenende beschränkt wird (...) Einige Interviewte warten mit dem Drogengebrauch auch auf 'besondere' Gelegenheiten, wie z.B. ein Fest, einen guten Film im Fernsehen oder einen beschaulichen Moment in der Natur.

Die Interviews zeigen, dass am Schluss solcher biographischen Lernprozesse oft der Kompromiss steht, der sowohl die Erfüllung gesellschaftlicher Anforderungen und Erwartungen als auch die individuelle - nicht selten unkonventionelle - Gestaltung des eigenen Lebens, zu der auch der gelegentliche Konsum von Rauschmitteln gehören kann, berücksichtigt.“ (Strieder, 2001, S.275f)

Da dieser Lernprozess immer im Kontext von Gruppierungen (z.B. Jugendkulturen) erfolgt, sprechen Schneider & Weber (1993) von einem biographischen und drogalen Lernprozess, in dessen Verlauf es zur aktiven Aneignung und Internalisierung lebensstilbezogener Gebrauchsregeln kommt. Zu solchen Regeln zählen, dass z.B. alltäglichen Verpflichtungen Priorität eingeräumt wird, auf eine bewusste Settinggestaltung geachtet wird, der Konsum nur bei körperlichem und seelischen Wohlbe-

finden stattfindet, ein konkreter Anlass oder eine Gelegenheit abgewartet wird, keine parallele Einnahme verschiedener Drogen sowie eine Distanzierung zur öffentlichen Drogenszene erfolgt (vgl. Haves & Schneider, 1992). Neuere suchtpreventive Ansätze versuchen daher, solche risikobewussten Umgangsformen bei Jugendlichen zu begleiten und zu fördern, anstatt der Illusion einer Abstinenz von illegalisierten Drogen länger nachzuhängen. Zu beachten ist, dass das Gegenteil von Drogensucht nicht die Abstinenz, sondern der flexible, bedürfnisorientierte und eigenverantwortliche Umgang mit psychoaktiven Substanzen ist. So schreibt auch Quensel (1991, S.68):

„Eine ebenso effektive wie humane Drogen-Aufklärung sollte zunächst vor allem Toleranz vermitteln; sie sollte sodann eine ‚Praxis‘ ermöglichen, in der man in Kenntnis möglicher realer Gefahren auch die genussvollen Seiten dieser Drogen erfahren kann. Und sie sollte eine Drogen-Kultur fördern, in der Regeln, Rezepte, Situationen und Szenarien in einer möglichst angstfreien wie risikobewussten sozialen Umgebung ihre Wirkung entfalten können“

4.3.4. Neue Konzepte für den Umgang mit Rausch

Suchtprävention gestern und heute

Die Geschichte der Suchtprävention lässt sich als ein Wandel von der Abschreckungs- über die Bewahrungs- hin zu einer Bewährungspädagogik beschreiben. Fahrenkrug (1998) spricht von einem Dreitakt der Präventionsdiskurse, die sich von „Substanz verbieten“ über „Sucht verhüten“ zu „Risiko bewältigen“ gewandelt haben. Während ersterer versucht hat, vor allem über das mahnende Aufzeigen der – zumeist überzeichneten – negativen Folgen, sowie über Verbote und Bestrafungen Jugendliche (u.a.) vor dem Gebrauch psychoaktiver Substanzen fern zu halten, hat sich zweiterer zum Ziel gesetzt, das Entstehen von Suchtverhaltensweisen (generell) zu verhindern. Durch Förderung des Selbstvertrauens, der Lebenskompetenzen in Form einer zunehmenden Konflikt-, Belastungs- und Genussfähigkeit, sowie durch „sinnvoller Freizeitgestaltung“ in Form von z.B. „erlebnispädagogischen Projekten“, sollte es erst gar nicht zu einer Suchtentwicklung kommen und zudem das Interesse an Drogen verloren gehen.

Beide Ansätze sind dem „Nationalen Rauschgiftbekämpfungsplan“ von 1990/91 verpflichtet, wonach der Konsum illegaler Drogen verhindert werden, der legaler Drogen „selbstkontrolliert“ und „genussorientiert“ und der von Medikamenten „bestimmungsgemäß“ geschehen soll (vgl. Kappeler, 1999). Dieser Sichtweise liegt ein binärer Code zu Grunde: Abstinenz von Drogen = Gesundheit; Drogengebrauch = Suchtgefahr = Krankheit (vgl. Barsch, 2001). Beide Modelle greifen damit in ihrer Konzeption auf das „Abstinenzparadigma“ und das medizinische Wahrnehmungsmuster der Sucht zurück. Sie verleiten auf diese Weise einerseits „...zu einem Fokus auf den problematischen Umgang mit psychoaktiven Substanzen, mit dem sich unproblematische Drogenkonsumformen in der Regel nur als präpathologische Vorstufen darstellen“ lassen, andererseits zu einem Wahrnehmungsschema, wonach der Drogenkonsum „...als komplexes und kulturell eingebettetes Alltagsphänomen vollständig ausgeblendet bleibt“. Der „...Umgang mit psycho-aktiven Substanzen...“ wird ausschließlich „...als gesundheitsriskantes Verhalten erklärt...“ (Barsch, 1997). Die Möglichkeit, dass Drogenkonsum kontrolliert, risikobewusst und genussorientiert erfolgen kann, wird hier völlig negiert. Ausgeklammert werden auch positive Impulse, die vom Drogenkonsum und seiner individuellen und gesellschaftlichen Bedeutung ausgehen könnten, zu Gunsten einer negativen Sichtweise des Rausches als „Flucht vor dem Alltag“. Drogenkonsum wird damit als individuelles Problem wahrgenommen, das auf Persönlichkeitsdefizite zurückzuführen ist. Der Blick auf seine soziale, gesellschaftliche und historische Einbettung ist damit verstellt. Tatsächlich entwickelt aber nur ein sehr kleiner Prozentsatz von Heranwachsenden einen problematischen Drogengebrauch, der eventuell einer Behandlung bedarf.

Die Definition jedes Drogenkonsums als Gesundheitsproblem vor dem Hintergrund normativer Gesundheitsvorstellungen rechtfertigt dann wiederum die Rekrutierung von Experten, die dieses Problem eindämmen sollen. Suchtpräventionsmaßnahmen waren und sind vor diesem Hintergrund Normierungsmaßnahmen, Orte sozialer Kontrolle durch Normsetzung (vgl. Schneider, 2000, S.152f):

„Es geht darum, den gesunden und handlungskompetenten Menschen zu erzeugen, der das ‚Gesollte‘ will. Aber was ist das Gesollte? Er (der Mensch) muss in unserer individualisierten und pluralistischen Gesellschaft ‚gesund‘ funktionieren ...“

Suchtpräventives Vorgehen verfängt sich damit in einem in der Systemtheorie bekannten Paradoxon, wonach die Aufforderung „sei selbständig“ implizit beinhaltet „sei so, wie ich es mir vorstelle“ (z.B. verhalte dich aus eigenem Antriebsbewusstsein etc.). Befolge ich die Anweisung, so bin ich nicht selbständig; befolge ich sie nicht, so bin ich – zumindest in den Augen des Anderen – auch nicht selbständig.

Klar ist auch, dass derartige Präventionsmodelle nicht nur Instrumente sozialer Kontrolle und Anpassung sind, die auf Basis von Moral und Ideologie quasi von oben herab normieren und diktieren, was als gesund und was als krank zu gelten hat und wie die Jugend sich idealer Weise zu benehmen und zu entwickeln hat, sondern auch – als Prämisse sozusagen – ein grundsätzliches Misstrauen in und eine Angst vor der nicht zu bändigenden Jugend aufweisen. Die Frage ist daher, ob im „Kampf gegen die Drogengefahr“ nicht auf moderne Weise der alt bekannte Generationenkonflikt ausgetragen wird (vgl. Kappeler,



1999, S.35). Ganz abgesehen davon ist auch die Frage zu stellen, ob der Preis für die Erreichung einer ideologisch-moralischen Gesundheitsnorm nicht sehr hoch ist und auf Kosten von z.B. autonomer Lebensgestaltung, sowie einer selbstbestimmten Genuss-, Lust- und Selbstbelohnungsorientierung geht.

Betrachtet man nun die Erfolge dieser beiden Konzeptionen, so zeigt sich, dass die Abschreckungspädagogik kaum Wirkungen oder sogar kontraproduktive Effekte gezeigt hat, da einerseits das Verbotene („die verbotene Frucht“) um so interessanter wurde, andererseits Eigenerfahrungen Jugendlicher und daraus resultierende Bewertungen über positive und negative Wirkungen von vor allem „weichen“ Drogen, die Abschreckung total unglaubwürdig gemacht haben. Die Bewahrungspädagogik (hauptsächlich Primärprävention und zum Teil Sekundärprävention) musste demgegenüber die Grenzen ihrer Wirksamkeit anerkennen, da sich viele Jugendliche das Experimentieren mit illegalisierten psychoaktiven Substanzen trotzdem nicht nehmen ließen und sich zudem die komplexe Lebenswirklichkeit Heranwachsender nicht ohne weiteres durch Lebenskompetenzförderung verändern lässt.

Der dritte pädagogische Ansatz, die Bewahrungspädagogik, betrachtet demgegenüber auf Basis eines neu gewonnenen – oder erst zu gewinnenden – Vertrauens in die Jugend Risiken als selbstverständlichen Bestandteil unserer Gesellschaft (Risikogesellschaft, Ullrich Beck), die es zu bewältigen gilt: „Gelernt werden soll der kalkulierte Umgang mit Risiken generell“ (Fahrenkrug, 1998). Begriffe wie „Risikokompetenz“ oder „Risikomanagement“ markieren diese neue Ära der Pädagogik. Als Erweiterung dieses Ansatzes versteht sich das Konzept der „Drogenmündigkeit“ (Gundula Barsch), das auf die Entwicklung eines mündigen, eigenverantwortlichen, risikobewussten Umgangs mit psychoaktiven Substanzen setzt. Beide Ansätze gehen davon aus, dass Suchtverhalten und selbstschädigendes Verhalten am ehesten dadurch vermieden werden kann, wenn Heranwachsende, die ungeachtet eventueller Risiken psychoaktive Substanzen konsumieren wollen, in ihrer Aktivität so begleitet und unterstützt werden, dass die Entwicklung eines mündigen, risikobewussten Konsums begünstigt wird.

Neue pädagogische Ansätze

Untersuchungen und Statistiken zeigen, dass sich jugendliche (und natürlich auch Erwachsene) den Konsum psychoaktiver Substanzen nicht einfach verbieten lassen. Das Bedürfnis und der Wunsch, mit veränderten Bewusstseinszuständen und damit auch mit Drogen zu experimentieren, scheint unter vielen Heranwachsenden eine Selbstverständlichkeit zu sein. In der Regel erfolgt dies ohne irgend einer gravierenden Selbst- und Fremdschädigung, „...was bedeutet, das die Mehrheit der Heranwachsenden die Qualifikation besitzt bzw. erwirbt, mit möglichen Risiken des Drogenkonsums kompetent umzugehen.“ (vgl. techno-netzwerk-berlin, 2000, S.51)

Statistisch gesehen haben ca. 1/3 der Bevölkerung in Europa irgendwann einmal in ihrem Leben illegalisierte Drogen konsumiert. Unter Jugendlichen ist der Gebrauch psychoaktiver Substanzen in Anstiegen begriffen: In etwa 20% der österreichischen Jugendlichen haben schon mindestens einmal Cannabis konsumiert; nahezu 18% haben Erfahrungen mit biogenen Drogen (z.B. psychoaktiven Pilzen), Halluzinogenen, Amphetaminen oder Ecstasy; nur ca. 3% weisen Konsumerfahrungen mit Kokain (2%) oder Heroin (1%) auf. Diese Zahlen machen deutlich, dass ein Normalisierungsdiskurs in Sachen Drogen angefragt ist, der den Konsum psychoaktiver Substanzen als Alltagsphänomen betrachtet. Drogenkonsum wird nur in den seltensten Fällen sozial oder gesundheitlich auffällig und steht einem Leben, das den Alltagsanforderungen gerecht wird, auch nicht unbedingt entgegen. Die meisten DrogenkonsumentInnen zeichnen sich nicht durch eine verminderte Zurechnungsfähigkeit aus. Ihr Lebensstil ist vielmehr Ausdruck von autonomen Vorstellungen und Bedürfnissen, verbunden mit realitätsadäquaten Verhaltensweisen. Das bedeutet nicht, dass Suchtgefahr und Suchtentwicklung keine Rolle mehr spielen. Natürlich sollten für Suchtgefährdete und Drogenabhängige weiterhin adäquate, schadensbegrenzende und bedürfnisorientierte Unterstützungsmaßnahmen zur Verfügung stehen, die auf Basis von Freiwilligkeit in Anspruch genommen werden können. Solcherlei Angebote reichen von Informations- und Beratungsstellen über Therapieangebote, Entzugseinrichtungen, staatlicher Abgabe von Heroin (oder Substitutionsmittel) und Konsumräume für Heroinabhängige bis hin zu sozialen Unterstützungs- und Integrationsmaßnahmen (vgl. Schneider, 2000).

Das Konzept der Risikokompetenz (Fahrenkrug)

„Von der Verhinderungsdogmatik zur positiven Bewältigungsstrategie“ (Michels 1996).

Die Begriffe Risikokompetenz und -management zielen ganz allgemein „...auf die Erlangung und Förderung von Fähigkeiten im konkreten Umgang mit möglicherweise riskanten Situationen oder Verhaltensweisen ab“ (vgl. techno-netzwerk.berlin, 2001). Ausgehend von der Tatsache, das viele Heranwachsende mit psychoaktiven Substanzen experimentieren, versucht dieser Ansatz, „...diejenigen vor Schäden zu bewahren, die das Risiko des Drogenkonsums bereits eingegangen sind. Risikoprävention ist somit integraler Bestandteil einer übergreifenden Strategie der Schadensreduzierung im Umgang mit Rauschmitteln ...“ (Fahrenkrug, 1998). Angestrebt werden soll ein entsprechender „Gesundheitsschutz“ sowie ein sicherer und verantwortlicher Drogengebrauch bei den sogenannten „Risikonehmern“ („risk taker“):

„Da die Risikolust der Jugend auf Drogen offenbar eine Konstante ist, kann es nur noch darum gehen, dieses Risikoverhalten in seinen positiven Aspekten zu fördern und mögliche Nachteile auf ein schadensreduziertes Minimum zu bringen“ (ders. 1998)

Risikokompetenz wird aber auch ganz allgemein in unserer spätmodernen Gesellschaft zur neuen Entwicklungsaufgabe. Die Jugendphase fungiert nicht mehr als geschützter Raum vor der Übernahme der Erwachsenenrolle, sondern zeichnet sich durch eigenständige Handlungsanforderungen und Herausforderungen aus. Dazu gehören Themen wie z.B. Verselbständigung, Ablösung, Partnerschaft, Sexualität, Identität, Peergroups, Arbeit, Herausbildung von Werten und Zukunftsperspektiven und dgl.. Das Eingehen von Risiken ist Teil der Bewältigung dieser Aufgaben. Darüber hinaus müssen Jugendliche als Mitglieder einer Risikogesellschaft auch mit verschiedensten Umwelt-, Technik- und Sozialrisiken (wie z.B. Arbeitslosigkeit) umgehen lernen. Risikokompetenz zählt also zu einer „überlebenswichtigen Ressource für Heranwachsende“ (vgl. ders.). Das Hineinwachsen in die Drogenkultur einer Gesellschaft ist nur ein Risiko von vielen. Im günstigen Fall entwickelt sich daraus ein kompetenter Umgang mit psychoaktiven Substanzen der sich – nach Fahrenkrug, 1998 - folgendermaßen beschreiben lässt:

- x Profunde Kenntnisse über die Stoffe
- x Erwerb von Erfahrungen und Entscheidungs-/Handlungskompetenz im Umgang mit Drogen
- x Fähigkeit zur Verhinderung eines längerfristigen Missbrauchsverhaltens
- x Beschränkung des Missbrauchs auf einen experimentellen Proberkonsum
- x Genuss-Orientierung
- x Fähigkeit zur Verhinderung von Abhängigkeit
- x Entwicklung eines kontrollierten Konsums (Selbstkontrolle von Wirkungen und Schädigungen)
- x Sensitives Eingehen von Risiken (sensitive risk-taking)

Auf pädagogischer Ebene kann es daher nur um eine „Risikobegleitung jugendlichen Drogenkonsums“ (ders.) gehen, die von einer Qualitätskontrolle des Stoffes, über Informationen zu Drogen und deren möglichen positiven und negativen Wirkungen bis hin zur Förderung einer Entwicklung von „Drogenkultur“ reichen kann. Fahrenkrug beschreibt so ein begleitendes Risikomanagement für z.B. einen sicheren Ecstasy-Gebrauch auf Technopartys folgendermaßen:

- x Leitfaden für Veranstalter (Checkliste) beachten
- x Sicherheitspersonal instruieren (z.B. keine Drogenkontrolle, um Vorabkonsum zu vermeiden)
- x Erste Hilfe für medizinische Notfälle organisieren
- x Drogeninformation und Beratung für „safer use“ anbieten (Info-Stände, psychologische Betreuung, Telefon-Hotlines)
- x Umwelt/Raumbedingungen für die Party prüfen (Hitzschlagrisiko, Gehörschäden etc.)
- x Qualitätskontrolle der Drogen anbieten (Schnelltests: Testergebnisse via Internet)
- x Phasen der nachlassenden Drogenwirkung absichern (Chill-out-Räume bereitstellen)
- x „After hours“ Nachbetreuung (Gespräche, Drogenberatung, aber auch Heimbring-Service)

Weitergesponnen werden kann dieser Ansatz bis dort hin, wo erfahrene Drogenbenutzer in den sicheren Gebrauch von Drogen einführen, vergleichbar – so Fahrenkrug - den ersten Fallschirmsprüngen im Doppelpack. Eine derartige Begleitung und Einübung in die „Drogenkultur“ bedarf natürlich im nächsten Schritt einer Freigabe von zumindest „weichen“ Drogen, um auch das Risiko einer Straffälligkeit auszuschalten.

Suchtprävention soll – so auch Franzkowiak (1998) - die Risikokompetenz Jugendlicher stärken, indem sie als Programmziel auch „Riten des Genießens“ in Verbindung mit „Regeln für Rausche“ thematisiert. Dazu braucht es aber den straffreien Raum, in dem KonsumentInnen in einer Atmosphäre der Offenheit und des Vertrauens ihre Erfahrungen, Anliegen, Probleme und Bedürfnisse in Bezug auf Drogen untereinander und auch mit erfahrenen Erwachsenen austauschen können.

Das Konzept der Drogenmündigkeit (Gundula Barsch)

Die Konzeption der Drogenmündigkeit geht insofern einen Schritt weiter, als hier Drogenkonsum nicht zwingend als Risiko betrachtet wird. Die Annahme, dass der Konsum psychoaktiver Substanzen in jedem Fall als Risikoverhalten anzusehen ist, suggeriert fälschlicher Weise, so Barsch, eine Gefährlichkeit, ein Gesundheitsrisiko, kurzum, ein Wagnis mit unsicheren Ausgang. Außerdem wird auch hier Gesundheit zum alleinigen Maß aller Dinge hochstilisiert. Der Drogenkonsum bleibt vor diesem Hintergrund ein bedenkliches und unerwünschtes Verhalten. Eine Kosten-Nutzenabwägung von beispielsweise „...Gesundheit einerseits und Genuß und Lust andererseits...“ gerät damit aus dem Blickfeld.

Drogenmündigkeit geht demgegenüber von der Grundannahme aus,

„... dass (...) der Drogenkonsum nicht für sich genommen und per se ein Risiko ist, sondern zu einem Risiko werden kann. Damit wird dem Drogenkonsum die Bedrohung als Faktum genommen und das Risiko zu einer Eventualität zurückgestuft. Wie vieles andere in unserem Leben auch, können Drogen erst durch das Handeln des Menschen, insbesondere durch die Art und Weise, wie sie in konkrete Lebensbezüge integriert werden, auch zu einem Risiko werden. Der Mensch erhält auf diese Weise wieder seine Rolle als Subjekt seines Handelns zurück“ (Barsch, 2000)

Das Konzept der Drogenmündigkeit distanziert sich damit auch von jeglicher normierenden Einflussnahme auf das Verhalten der Menschen und erkennt die Diversifizierung des Drogenkonsums in einer pluralistischen Gesellschaft an. Gestützt wird diese Sichtweise auch durch ein neues, differenziertes Bild von Drogenkonsum und Drogenentwicklungsverläufen, wonach



selbst die Sucht als ein vielschichtiger, dynamischer Prozess verstanden wird, der un stetig verläuft, jederzeit umkehrbar ist und nicht notwendigerweise in die Verelendung führt (vgl. Barsch; 2001, sowie Schneider et. al. 1997). Zudem, so Barsch, beleger Untersuchungen, dass „...Drogenkonsum nicht nur destruktive, sondern auch persönlichkeitsfördernde und sogar protektive Komponenten haben kann...“ und daher mit physischer, psychischer und sozialer Gesundheit vereinbar ist (vgl. Barsch, 2001).

Ganz allgemein lässt sich daher sagen, dass die Entwicklung von Drogenmündigkeit darauf abzielt, ...

„...Menschen zu befähigen, sich eigenständig in vielfältigen Alltagssituationen orientieren und zu jeweils angemessenen Formen im Umgang mit Drogen finden zu können.“ (dies.)

Drogenmündigkeit meint damit eine komplexe Handlungsfähigkeit in Bezug auf Drogen, welche Resultat vielfältiger „...sozialer, kultureller, reflexiver, emotionaler, sinnlicher und nicht zuletzt ethischer Kompetenzen...“ ist. Gundula Barsch definiert vier Kernbereiche von Drogenmündigkeit:

- x **Drogenkunde:** diese beinhaltet den Erwerb von Wissen, Kenntnisse und praktische Fertigkeiten in bezug auf Drogen und deren Anwendungsmöglichkeiten. Auch Kenntnisse über Gestaltungsmöglichkeiten und Sinnsetzungen hinsichtlich des Drogenkonsums, sowie der sinnvolle Umgang mit kulturellen Codes gehören in diesen Bereich.
- x **Genussfähigkeit:** Basis dafür ist die Fähigkeit, sich seinem sinnlichen und körperlichen Erleben öffnen und auch wieder in den Alltag zurückkehren zu können (kontrollierte Regression). Wichtig ist aber auch eine Kenntnis über die Vielzahl an möglichen Wirkungen des Drogenkonsums und die Fähigkeit, die gewünschte Wirkung durch z.B. bewusste Set- und Settinggestaltung herbeizuführen. Zur Genussfähigkeit gehört darüber hinaus die sinnvolle Einbettung in den Lebensalltag, sowie eine kritische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Genusnormen.
- x **Kritikfähigkeit:** zu dieser gehört die Fähigkeit, Situationen, Anforderungen, mögliche Gefahren und Konsequenzen, sowie die eigenen Entscheidungs- und Handlungsfähigkeiten realistisch einschätzen zu können. Eine solche analysierende und selbstreflexive Kritikfähigkeit „...fördert Entscheidungen für einen Drogenkonsum, der hinsichtlich Menge, Ort, Zeit und Konsumform der jeweiligen Situation entspricht“ (dies.). Dazu gehört aber auch, die Rolle und Funktion, die der eigene Drogenkonsum im eigenen Lebenskontext hat, zu reflektieren sowie – als ethische Dimension – „...die Fähigkeit zu einem sozial verantwortlichen Handeln und der Respekt vor der inneren und äußeren Natur des Menschen...“ (dies.)
- x **Risikomanagement:** wie oben bereits beschrieben geht es darum, Kompetenzen im Umgang mit möglichen Risiken zu entwickeln. Dazu gehören neben Informationen zur „risk-reduktion“ das Wissen um persönliche Grenzen und Belastbarkeiten. Auch die Wahrnehmung und Berücksichtigung von Umgebungsrisiken ist ein wichtiger Aspekt hierbei. Risikomanagement ist darüber hinaus eine wichtige Grundlage für einen sozial verantwortlichen Drogenkonsum, der auch Risiken, die der eigene Drogenkonsum für andere hat, berücksichtigt und so weit wie möglich eliminiert (vgl. dies.).

Das Ergebnis ist ein „integrierter, autonom kontrollierter und genussorientierter Drogenkonsum, der allen KonsumentInnen psychoaktiver Substanzen die selbstbestimmte und selbstverständliche Teilnahme am allgemeinen gesellschaftlichen Leben ermöglicht“ (dies.). Solche Entwicklungen basieren allerdings nicht im „luftleeren“ Raum. Sie bedürfen der sozialen und kulturellen Einbettung, beispielsweise in Form der Etablierung einer „Drogenkultur“. Gundula Barsch folgert daher:

„Individuelle Drogenmündigkeit kann in ihrer Qualität nicht völlig anders sein, als die Drogenmündigkeit sozialer Gruppen und die Drogenmündigkeit einer Gesellschaft als Ganzes“ (Barsch, 2001)

Folgende Rahmenbedingungen begünstigen daher nach Gundula Barsch (2001) die Entwicklung von Drogenmündigkeit:

- x Zulassen und Dulden des Gewinns von Drogenerfahrungen in straffreien Räumen. Eine Entkriminalisierung ist die Basis einerseits für die Etablierung eines differenzierten kommunikativen Austausches über Drogenkonsum und andererseits für die Herausbildung adäquater Hilfs- und Unterstützungsangebote.

Als Beispiel ist hier die Diskussion zur Aufhebung der Strafbarkeit von Cannabiskonsum in der Schweiz zu nennen. Diskussionspunkte sind die Rechtsungleichheit von Cannabis- und Alkoholkonsum, die bei vielen Bürgern aufgrund des Wissens über die relative Ungefährlichkeit von Cannabis eine Unglaubwürdigkeit des Staates bewirkt, des weiteren die Frage, inwieweit der Staat in das Leben eines Erwachsenen eingreifen darf, solange dieser nicht Dritte schädigt und – vorrangig – die Frage, wie man Jugendliche vor dem Missbrauch nicht nur von Cannabis, sondern von psychoaktiven Substanzen inklusive Tabak und Alkohol schützen kann. Die Schweiz arbeitet derzeit noch an Inhalt und Umsetzung neuer Rahmenbedingungen, die in etwa so aussehen werden: Im Bereich des Jugendschutzes und der Prävention geht es um Maßnahmen zur Förderung des Gesundheitsbewusstseins und zur Minimierung des problematischen Konsums, sowie um die Verhinderung der Kriminalisierung Jugendlicher. Auf gesetzlicher Ebene wird daher an einer Entkriminalisierung von Cannabis gearbeitet, die mit internationalen Bestimmungen vereinbar ist. Demnach ist die Aufhebung der



Strafbarkeit des Konsums und seiner Vorbereitungshandlungen (Erwerb und Besitz) möglich. Der Handel mit Cannabisprodukten kann aber im Rahmen der internationalen Konvention nicht ohne weiteres entkriminalisiert werden. Hier greift die Schweiz auf das niederländische Modell, nämlich eine verfahrensrechtliche Entkriminalisierung über das Opportunitätsprinzip, zurück, wonach auf eine strafrechtliche Verfolgung bei sog. Bagatelldelikten verzichtet werden kann. In ähnlicher Weise wird auch überlegt, ob der Eigenanbau von Cannabis im kleinen Rahmen für den Eigenbedarf toleriert werden sollte. Ungelöst ist hingegen noch das Problem, ob der Konsum von Cannabis ab 16 oder ab 18 erlaubt werden soll. Ein nicht unwesentlicher Nebeneffekt solcher Bestimmungen ist aber auch die Entlastung von Polizei und Justiz. (vgl. Francois van der Linde, 2001).

- x Förderung von öffentlichen Diskussionen über angemessenen Drogenkonsum, um einen kollektiven Konsens darüber zu entwickeln, „...an welchem Ort, zu welcher Zeit, in welcher Menge und für welche Personen Drogenkonsum als akzeptabel angesehen werden kann, welche Situationen als unangemessen gelten und welche Chancen ein selbst kontrollierter, an Genuss orientierter Drogenkonsum in welcher Form hat“. Hierzu gehört z.B. auch die Diskussion über Jugendschutzmaßnahmen.
- x Enttabuisierung der gesammelten Erfahrungen und des hier zirkulierenden subkulturellen Wissens und - damit verbunden – die Förderung des Austausches von Erfahrungen, Wissen und Ansichten bezüglich des Drogenkonsums. Auf diese Weise können sich gemeinsame Erfahrungen organisieren, Ansichten über den angemessenen Drogenkonsum formulieren, sowie neue Wertmaßstäbe und Sinnsysteme entwickeln.

So zeigt eine Untersuchung von Kappeler et. al. (1999) über Jugend und Drogen sehr deutlich, dass „... eine von Angst, Abwehr und Misstrauen bestimmte Erziehung in Sachen Drogenkonsum sich kontraproduktiv für das Erlernen eines subjektiv verantwortlichen Umgangs mit psychoaktiven Substanzen auswirkt ...“ (S.53). Problematisch ist, dass gerade durch die Betonung der negativen und gefährlichen Seiten des Drogenkonsums durch Erwachsene Jugendliche dazu neigen, die positiven Seiten unter Ausblendung der negativen in den Mittelpunkt zu rücken. Darüber hinaus tendieren sie zur Idealisierung des Drogenkonsums in demonstrativer Abgrenzung zu den „unwissenden“ Erwachsenen. Illegalisierung und damit Tabuisierung des Drogenkonsums bewirkt überdies, dass Jugendliche beim Sammeln von Informationen und Erfahrungen fast ausschließlich auf Gleichaltrige angewiesen sind. Ein nicht seltenes Erfahrungs- und Informationsdefizit sowie die eben beschriebene Überbewertung der positiven Seiten des Drogengebrauchs begünstigen eher einen problematischen Umgang mit Drogen (vgl. Kappeler, 1999).

Demgegenüber fördert ein offenes und sanktionsfreies Gesprächsklima bei den Heranwachsenden eine realistischere Einschätzung von Drogen mit all ihren positiven und negativen Seiten. In dieser Untersuchung wird auch deutlich, dass sich Jugendliche prinzipiell mehr Kommunikation und tabufreien Austausch mit Erwachsenen wünschen. Wichtig dabei ist aber, dass die Erwachsenen glaubwürdig sind und über Erfahrungen und ein profundes Wissen in Sachen Drogen verfügen. Authentische Erfahrungsberichte spielen dabei eine besonders große Rolle.

An dieser Stelle bietet sich ein Vergleich zur Sexualerziehung an: Eine Tabuisierung von Sexualität führt bekanntlich zu unbefriedigenden, zwanghaften und mitunter gefährlichen Formen der Sexualität (man denke an ungewollte Schwangerschaft oder Geschlechtskrankheiten, aber auch an mögliche seelische Verletzungen ...). Offene Kommunikation und Informationsvermittlung, die angenehme und unangenehme, gefährliche und schützende Aspekte mit einschließt, ist demgegenüber Basis für eine befriedigende und risikobewusste Sexualität. So wie der Rausch braucht auch Sexualität den geschützten Rahmen und den Ort, an dem sie angemessen ist. Die Tatsache, dass ihre Ausübung an öffentlichen Plätzen unangebracht ist, oder dass sie manchmal unter Gewaltanwendung, den anderen schädigend, erzwungen wird, würde niemanden auf die Idee bringen, dass Sexualität an sich verwerflich ist. In gleicher Weise ist die Berauschung, die an einem geeigneten Ort und im geschützten Rahmen unter Ausschluss von Fremdschädigung stattfindet, kein verwerfliches oder verantwortungsloses Verhalten, sondern Zeichen von Verantwortung und Gesellschaftsfähigkeit.

- x Etablierung von Angeboten, Unterstützungen und Hilfen, durch die „... die Prozesse der Kulturentwicklung aktiviert und unterstützt und Menschen bei der Aneignung und Bewältigung von Drogenkonsum begleitet werden können. Es wird davon ausgegangen, dass Menschen den Weg der Kultivierung des Drogenkonsums gehen können, „wenn der Drogengebrauch nicht sozial ausgegrenzt, sondern integrierter Bestandteil einer gemeinsamen Drogenkultur ist, die ihrerseits fest in der jeweiligen Lebensweise wurzelt“ (Marzan, zit. in Kappeler et. al., 1999, S.349)
- x Kritische Reflexion der Markt- und Konsumgesellschaft. Ihr darf das Anbieten von Drogen und damit das Feld der Kulturbildung nicht unwidersprochen überlassen werden (vgl. Barsch, 2001) (z.B. Legalisierung von Cannabis aber nicht schrankenlose Kommerzialisierung). Es geht vielmehr um die Förderung und Unterstützung der kreativen, kulturschaffenden Potentiale der DrogenkonsumentInnen selber. Ihre Kompetenz ist Grundlage für die Schaffung einer genussorientierten, risikobewussten und gesellschaftlich integrierten Drogenkultur, deren Funktion auch darin besteht, das Auftreten von problematischen Drogenkonsumformen zu minimieren.

Der aus der beschriebenen Entwicklung resultierende angemessene Umgang mit Drogen ist, so Barsch, eine Voraussetzung für Gesellschaftsfähigkeit, da „...durch Drogenkonsum angestoßene individuelle Verhaltensweisen wie das zeitweise Losbinden vom Alltag, die Orientierung auf die eigene Person, Genuss, Grenzerfahrungen und Lustgewinn...“ eine gesellschaftliche

Integration erfahren und somit nicht in Widerspruch zu gemeinschaftlichen Aufgaben und Zielsetzungen treten. Dieser Ansatz stärkt außerdem die Würde von DrogenkonsumetInnen. Ihr integrierter Drogenkonsum wird als Normalität und Ausdruck ihres individuellen Lebensstils angesehen, und nicht per se als verminderte Zurechnungsfähigkeit, Willensschwäche, psychische Krankheit oder Verantwortungslosigkeit interpretiert (vgl. dies., 1997).

4.3.5. Exkurs: Das Fest – Funktion und Bedeutung im gesellschaftlichen Wandel

Dieser ergänzende Beitrag ist eine gekürzte Version des gleichnamigen Kapitels im Buch „Kontrollierter Gebrauch illegalisierter Drogen.“ (Strieder, 2001). Anhand zwei unterschiedlicher Festtheorien soll die Bedeutung von „rauschhafter Entgrenzung“ und ihr Spannungsverhältnis zum Alltag herausgearbeitet werden. Deutlich wird dabei, dass rauschhaftes Erleben nicht immer mit dem Konsum rauschererzeugenden Substanzen in Verbindung sein muss und dass das Herbeiführen solcher Erlebnisformen ein höchst aktiver, gemeinschaftlicher Prozess ist, der auch eine besondere gesellschaftliche Funktion und Bedeutung besitzt. Der Konsum psychoaktiver Substanzen ist nicht Mittelpunkt des Motivs, sondern lediglich ein Aspekt unter vielen, welche die Herbeiführung rauschhafter Bewusstseinszustände bewirken.

Zwei unterschiedliche Festtheorien

In den modernen Festtheorien kommen vor allem zwei unterschiedliche Funktionen des Festes zum Ausdruck: zum einen, das Fest als eine Zustimmung zur Welt und zum anderen das Fest als Widerspruch und Exzess (vergl. Martin, 1973).

Im Fest als Zustimmung zur Welt geht es darum, dass die Welt als Schöpfung gutgeheißen wird. Vor allem die altägyptischen Feste (1500-1300 v. Chr.) hatten diesen Charakter. Das altägyptische Fest ist ein sinnliches Ereignis, eine „multimediale und ‘multi-sensorische’ Inszenierung von Schönheit, die ihrerseits einen hochkünstlerischen Charakter besitzt“ (Assmann, Jan, in Haug & Warning, 1989). Duftende Blumen, Salben und Öle, geschmückte Umgebung, Musik, Tanz, gute Speisen und Getränke, festliche Kleidung - all das wird aufgeboten, um eine Festfeier zu inszenieren, die über die Intensivierung der Sinnesreize eine „Entalltäglichsung des Lebens“ (ders.) und eine Verschmelzung von Subjekt und Objekt zu erreichen beabsichtigt. Bei solchen Festen wird das Leben zur Kunst:

„Die Stilisierung der Speisen und Getränke, durch erlesene Waren, kostbare Gewürze, sorgfältigste Zubereitung und Darreichung in besonderen Gefäßen, sowie die Stilisierung der Gerüche durch Blumen, Salben, Räucherwerk und duftende Öle bewirkt jene ‘Umschaltung’ der sinnlichen Wahrnehmung von ‘erkennender Distanz’ auf ‘affektive Verschmelzung’, die ein zentrales Merkmal des Festlichen ist. Affektive Verschmelzung [...] können wir uns nämlich im Alltag nicht leisten“ (ders., S.9)

Der Einzelne verschmilzt - so Assmann - jedoch nicht nur „mit der in Duft und Geschmack sich präsentierenden Welt, sondern auch mit der Gruppe, die Teil dieser Welt ist“. Dadurch wird auch die Verbundenheit mit- und Zugehörigkeit zur Gruppe immer wieder neu gefestigt. Andererseits ist ein Fest wie das altägyptische immer ein Balanceakt, da ja auch der „Geschlechtersinn“ affiziert wird. D.h., es sind durchaus auch Veranstaltungen mit erotischer Intensität, die aber keine Orgien sind und daher auch die bestehende Ordnung respektieren.

Das Fest als sinnliches Ereignis ist aber laut Assmann auch „Ausdruck der menschlichen Mehrdimensionalität (Macuse), seiner Fähigkeit, vielleicht sogar Angewiesenheit, zu einem Leben in verschiedenen Welten“. Gerade der Alltag im alten Ägypten war ja auch von Zurückhaltung, Selbstkontrolle und harter Arbeit gekennzeichnet. Das Fest war demnach eine sinnvolle Ergänzung zum Alltag. Die in der Arbeit zu kurz kommenden Erlebniserwartungen finden im Fest mit seiner multidimensionalen Anregung der Sinne vollen Ausdruck und Befriedigung. Assmann kommt daher - bezogen auf das altägyptische Fest - zu folgendem Schluss:

„Das Fest bzw. die Muße ist die intensivste Form der Zeitverwendung, weil sie dem inneren Selbst in der beschränkten Zeit seiner irdischen Existenz zu vollster Entfaltung verhilft. [...] Die beste Ausnutzung der Zeit ist diejenige, bei der der Mensch mit allen Sinnen beteiligt ist, d.h. am intensivsten lebt. Nur die Schönheit, nicht die Arbeit vermag die Sinne des Menschen und damit sein inneres Selbst in seinem ganzen Umfang anzuregen und zur Entfaltung zu bringen“ (S.21)

In der ästhetischen Erfahrung sprechen die Dinge ganz aus sich selbst. Sie haben keinen Zweck im herkömmlichen Sinne, und dennoch besitzen sie so etwas wie eine Sinnstruktur, die unter der sprachlichen Fassbarkeit liegt. Damit werden wir in der ästhetischen Erfahrung auch ein Stück weit vom Funktionsdenken befreit:

„[I]m Schönen der Natur und analog dazu in der Kunst, erfahren wir [...], daß die Welt uns sinnhaft entgegenkommt und diese Begegnung übersteigt die Kapazität theoretischer wie praktischer Vernunft. [...] Plötzlich muß die Wirklichkeit keinen Funktionen mehr unterworfen werden und entläßt uns in eine Art von Spiel, wo wir uns selbst frei genießen“ (ders. S.656)

Andere Autoren betrachten hingegen das Fest als Widerspruch und Exzess. Hier geht es nicht um eine zur Darstellung gebrachte optimale Harmonie, sondern um den „Ausbruch aus jeder als ungenügend und zu eng empfundenen konkreten Welt- und Gesellschaftssituation“ (Martin, 1973). Dieses Merkmal des Festes hebt auch Freud in „Totem und Tabu“ hervor, wenn er schreibt:



„Ein Fest ist ein gestatteter, vielmehr ein gebotener Exzess, ein feierlicher Durchbruch eines Verbots. Nicht weil die Menschen infolge irgendeiner Vorschrift frohgestimmt sind, begehen sie die Ausschreitung, sondern der Exzess liegt im Wesen des Festes; die festliche Stimmung wird durch die Freigebung des sonst verbotenen erzeugt“ (1991, S.194f)

Freud weist hier aber auch darauf hin, dass der zeitlich begrenzte, festliche Ausbruch aus einer Ordnung auch verordnet wird, um die Bereitschaft, sich der Ordnung unterzuordnen, wieder neu zu befestigen. Das Fest ist vielmehr „eine regelhafte Regellosigkeit, ein Gesetz für Gesetzesüberschreitung“ (Küchenhoff, in Haug & Warning, 1989). Vor allem die Narrenfeste aus dem Mittelalter gehören in diese Kategorie. Das Grundschema der Narrenfeste war vor allem „Rollentausch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, Erinnerung an das Goldene Zeitalter, Andenken an den ursprünglichen Stand, wo alle gleich waren“ (Martin, 1973). Böhmer beschreibt zum Beispiel ein kirchliches Narrenfest folgendermaßen:

„Die Kleriker erschienen in der Kirche [...] nicht bloß in Tiermasken, sondern auch als Weiber, Zuhälter, Gaukler verkleidet. Anstatt mit Weihrauch räuchernd sie mit Blutwurst oder altem Stiefelleder. Statt der Responsorien sangen sie schmutzige Lieder. Statt der Hostien genossen sie am Altar fette Würste. Auch vergnügten sie sich während der kirchlichen Feier mit Würfelspiel und führten zum Ergötzen der Bevölkerung sehr unpassende Reigentänze auf“ (Böhmer, zit. in Martin, 1973, S.19)

Nicht nur Verbote werden im kathartischen Fest gebrochen, auch Ideale werden mit Füßen getreten. Nicht das kulturell Höchste wird verehrt, sondern das kulturell Niedrigste wird genossen. An Stelle von Ordnung tritt Chaos und an Stelle von Identität Identitätsdiffusion. (vergl. Haubl, 1995)

Haubl kommt daher, bezogen auf den mittelalterlichen Karneval, zu folgender psychoanalytischer Deutung des Festes:

„Das Fest setzt dem Standpunkt des herrschenden Realitätsprinzips den Standpunkt des beherrschten Lustprinzips entgegen und lockert, wenn auch nur für ein Interregium, die Zensur. Die Obrigkeit gestattet diesen Perspektivenwechsel; sie ordnet ihn sogar an, weil sie sich durch den kathartischen Effekt letztlich die Sicherung des gesellschaftlichen Status quo verspricht“ (Haubl, 1995, S.128)

Das heißt aber auch, dass die im Fest stattfindende Entgrenzung so weit voranschreiten kann, dass aus dem Spiel Ernst wird. In diesem Fall tritt die dialektische Beziehung von Fest und Alltag voll in Kraft. Die bestehende Ordnung wird dann nicht einfach bestätigt, sondern sie wird vielmehr hinsichtlich ihrer Einschränkungen hinterfragt:

„Gelungene Feste machen den ungelungenen Alltag unerträglich, sie bekräftigen nicht dessen Enge, sondern machen an der Enge leiden. Feste machen die Einschränkungen, Unfreiheiten, Panzerungen, Ritualisierungen des Alltags schmerzlich bewusst. Dieser Schmerz ist es - und nicht ästhetischer Übermut - der darauf drängt, die guten Erfahrungen des Festes in den Alltag zu integrieren, dem ungelungenen Alltag nicht nur festlich, sondern auch alltäglich zu widersprechen“ (Martin, 1973, S.27)

Die Fähigkeit des Festes, den Alltag in Frage zu stellen, verbindet auch die beiden genannten Festtheorien. Denn auch dort, wo das Fest die totale Zustimmung zur Welt und die Vereinigung mit der Sphäre des Göttlichen bedeutet, muss man erst recht sensibel für die Unstimmigkeiten des Alltags werden (vergl. ders.). Martin versucht daher vielmehr, die beiden Festtheorien zu verbinden. Seiner Ansicht nach ist das beiden Gemeinsame „die Erweiterung, die Aufspaltung des Bewußtseins- und Lebensfeldes, also Seins- und Bewußtseinsweiterung, Steigerung des Lebens in jede Richtung“:

„Fest gewährt unverkrampfte Selbstbegegnung, Selbst- und Gruppenidentität [...] Erlebe ich größere Wachheit, intensivere Kommunikation, größere Weite, dann habe ich nicht länger das beunruhigende Gefühl, das zu verpassen, was eigentlich mein Leben sein könnte“ (ders., S.27)

Das Fest zeichnet sich auch durch seinen spielerischen Charakter aus. Es bietet einen kreativen Raum in dem neue Formen der Interaktion und der Symbolisation entstehen können. Darin liegt auch die Fähigkeit des Festes, einen Neubeginn zu schaffen, eine neue Form des Interagierens und der Beziehung zur Welt auch im Alltag zu erproben.

Fest und Alltag

Die im Fest zum Ausdruck gebrachten Lebensformen, können nun in unterschiedlicher Weise mit dem Alltag in Beziehung treten oder auch beziehungslos neben dem Alltag bestehen. Letzteres ist vor allem dann der Fall, wenn im Fest lediglich das bejaht wird, „was im Alltag geschaffen und beabsichtigt wird“ (ders.). Zu diesen Festen zählen vor allem Staatsfeiern, Firmenfeiern oder Feste, die im Zeichen des Konsumierens von hergestellten Waren stehen (wie es gegenwärtig auch immer mehr im Weihnachtsfest zum Ausdruck kommt). Hier gibt es nach Martin keinen „Widerspruch zu den Wertsetzungen der jeweiligen Gesellschaft“.

Eine andere Beziehung zwischen Fest und Alltag manifestiert sich dort, wo das Fest eine Funktion des Alltags ist. Das Fest hat hier – so Martin – vor allem Kompensationscharakter:



„Festlichkeit ersetzt alltäglichen Mangel, erfüllt Bedürfnisse, die man gegenüber dem Alltag nicht stellen darf; im Fest holt man sich das, was einem im Alltag versagt und versagt bleiben wird: Farben und Lebensfülle des Nicht-Alltags bestätigen die Farblosigkeit und Todesnähe des Alltags“ (ders., S.38f)

„Die Weinfässer würden platzen, wenn man ihnen nicht manchmal das Spundloch öffnete, und ihnen Luft machte“ lautet ein Argument der Obrigkeit für die Duldung der Exzesse bei Esels- und Narrenfeste aus dem Jahre 1444 (vergl. ders.). Miller spricht, bezogen auf die gegenwärtige Gesellschaft - von der „Coca-Cola-Philosophie“ (zit. in Martin, 1973), was so viel bedeutet wie:

„[...] eigentlich besteht das Leben aus Arbeit, aber es gibt Pausen, die man mal machen und in denen man etwas Erfrischendes konsumieren soll. Diese Pausen jedoch sind nicht mehr als Unterbrechungen der Arbeit, des Regulären und eigentlich Gesollten. Pausen erfrischen, damit man besser arbeiten kann“ (ders., S.40)

Martin resümiert daher folgendermaßen: Die Feste der heutigen Zeit schaffen vielfach nicht mehr, ...

„[...] als die mittlere Rationalität des Alltags aufzulösen, Lockerungsübungen im Verbund der Unverbundenheit und Zusammenhangslosigkeit. Solche Übungen machen allenfalls die Spannungen des Alltags erträglicher, erzeugen aber keine spielerische und festliche Gegenspannung. [...] Was Station von Befreiung und Einübung in gelungene Kommunikation und Interaktion sein könnte, verdirbt und wird ein Blödeln mit zwanglos verkrampften Fortsetzungen. [...] Es handelt sich um Lockerungsübungen ohne Fest und neue Festigung, um mehr oder weniger höhere Formen alltäglicher Entspannung ohne neue festliche Spannung, um Entlastung ohne die gute Last neuer Gemeinsamkeit“ (S.57f)

Im Gegensatz dazu erfüllt das gelungene Fest eine ganz andere Funktion. Hier werden auf spielerische Weise Interaktionsformen zur Darstellung gebracht. Die damit verbundene Regression - der Rückschritt ins Infantile - bedeutet damit auch eine ...

„[...] Aufhebung falscher Tabus, Aufhebung von zusätzlicher Unterdrückung, von rational nicht mehr zu verteidigendem Leistungsdruck. [...] Dabei kann die Wunscherfüllung im Infantilen, wenn sie Station bleibt und sich nicht verselbständigt, eine gemeinsame emotionale Basis zwischen Erwachsenen schaffen und sie aus ihrer erwachsenen Isoliertheit, die sich im ideologischen Streit, in der Unfähigkeit zur Kooperation und zur gemeinsamen Aktion zeigt, befreien. [...] Hat man sich möglicher und realistischer kindlich-menschlicher Gemeinsamkeit von Bedürfnissen, Erfahrungen und Ausdrücken versichert, dann sind die erwachsenen Differenzen erträglicher, man setzt sie nicht mehr absolut, fühlt sich und die anderen nicht mehr ausschließlich definiert durch Programme und politische Strategien“ (S.58f)

Sowohl der Rausch, als auch das Fest oder beides zusammen ermöglichen gemeinsame sinnliche Erfahrung und körpernahe Erleben und bekräftigen eben dadurch menschliche Beziehungen auf fundamentaler Ebene. Durch das Hereinholen der in der Regression erlebten Verbundenheit in die Erwachsenenwelt kann auch das Alltagsbewusstsein mit all seinen Zwängen und Regieanweisungen, seiner Tendenz zur Verdinglichung und seiner Tendenz, entfremdete Lebensbedingungen widerspruchslos hinzunehmen, aufgebrochen werden. Ob überhaupt oder inwieweit es möglich ist, durch das Fest die alltägliche Lebenspraxis zu verändern, hängt sicher von den Spielräumen ab, die der Einzelne wahrnimmt und auch faktisch hat. Durch die ökonomischen Zwänge, die mittlerweile fast jeden Lebensbereich dirigieren, sind die Chancen, seine Lebenspraxis in Richtung gelungener Zwischenmenschlichkeit oder Verbundenheit mit der Gemeinschaft zu verändern, stark beschnitten.

4.3.6. Zusammenfassende Betrachtungen und Schlussfolgerungen

Neben einer Definition des Rausches und einer Aufarbeitung seiner historischen, psychosozialen und gesellschaftlichen Einbettung, wurden auch aktuelle wissenschaftliche Untersuchungen und Theorien über den Drogenkonsum skizziert. Das so entstandene Gesamtbild wirft ein neues Licht auf die Phänomene Rausch und Drogenkonsum und damit auch auf die derzeitige pädagogische und politische Praxis im Umgang mit RauschmittelkonsumentInnen.

Hervorzuheben ist, dass nicht nur über Drogen und deren Konsum, sondern über das Bedürfnis nach Rausch, Grenzerfahrung und Ekstase ganz allgemein mehr gesprochen werden sollte. Die beinahe zwanghafte Fixierung auf den Drogenkonsum in Zusammenhang mit Rausch und Ekstase kann als charakteristisches Merkmal unserer rationalen, leistungs- und konsumorientierten Gesellschaft gedeutet werden. Eine Reflexion diesbezüglich und eine Anregung zum Experimentieren mit nicht-substanzbezogenen Rauschen und Ekstasetechniken macht vor diesem Hintergrund auf jeden Fall Sinn. Zu denken wäre hier beispielsweise an die Förderung einer kreativen Festkultur, intensive Naturerfahrungen (Klettern, Raften ...) Trommeln, Tanzen, Reisen etc. Gemeinsam ist diesen Aktivitäten, dass sie ebenso in der Lage sind, alltags- und ich-transzendierende sowie berauschende Erfahrungen zu ermöglichen. Aufzugeben ist allerdings die Hoffnung, dass solcherlei Angebote eine ausschließliche Alternative zum Drogenkonsum darstellen könnten. Viel eher ist anzunehmen, dass in Zukunft beide Formen gleichberechtigt nebeneinander bestehen werden.



Ein wichtiger Aspekt ist mit Sicherheit, dass sich Erwachsene und Jugendliche gemeinsam erlauben, gesellschaftliche Normen, Strukturen und Entwicklungen kritisch zu reflektieren. Die Thematisierung eigener Wünsche, Ängste, Bedürfnisse und Interessen hat hier genauso Platz wie die kritische Hinterfragung von Genuss- und Rauschnormen, Massenkonsum, Leistungsnormen, Wohlstands-, Prestige- und Statusnormen, bis hin zu einer Auseinandersetzung mit ökologischen, politischen und ökonomischen Fragestellungen. Die Hinterfragung von Drogengebrauch und die Thematisierung von äquivalenter Freizeitgestaltung sollte in diesem Rahmen genauso möglich sein, wie eine Hinterfragung von Drogenabstinenz. Dies verweist auf einen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsbedarf: Möglichkeiten der Partizipation und Mitgestaltung am gesellschaftlichen Leben für Jugendliche sind zu entwickeln bzw. auszubauen.

LITERATURVERZEICHNIS:

- Arbeitsgruppe Hanf & Fuss** (1994), *Unser gutes Kraut*. Das Porträt der Hanfkultur, Nachtschattenverlag.
- Aspel, R.** (Hg. u.a.) (1995), *Ethnopsychanalyse*. Arbeit, Alltag, Feste, Brandes & Aspel: Frankfurt.
- Autorenkollektiv techno-netzwerk berlin** (2000), *Drug-Checking-Konzept für die Bundesrepublik Deutschland*, erarbeitet für das Bundesministerium für Gesundheit.
- Balint, M.** (1960): *Angstlust und Regression*. Stuttgart. Klett-Cotta
- Barsch, Gundula** (1998), Kritik und Alternativen zu aktuellen Präventionsmodellen, , Pro Jugend – mit Drogen? – „*Mein Glück gehört mir!*“, BOA e.V. (Hrsg): Solothum, S. 28-41
- Barsch, Gundula** (2000), Risikoprävention oder Drogenmündigkeit oder beides?, in: akzept e.V. & INDRO e.V. (Hg.), *Gesellschaft mit Drogen - Akzeptanz im Wandel. Dokumentationsband zum 6. internationalen Drogenkongress 5.-7. Oktober 2000 in Berlin*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit; Band 31, VWB-Verlag: Berlin
- Barsch, Gundula** (2001), *Cannabisprävention sinnlos? Das Konzept der „Drogenmündigkeit“*, unveröffentlichter Vortrag anlässlich der Fachtagung „Cannabis“ in Bregenz.
- Becker, Howard** (1973), *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*, Fischer Verlag: F.a.M.
- Berger, Peter & Luckmann, Thomas** (1969), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt.
- Blätter, A** (1995), Die Funktion des Drogengebrauchs und ihre kulturspezifische Nutzung, in: *Curare*, 2/1995, S279-291.
- Cohen, Stanley & Taylor, Laurie** (1980), *Ausbruchsversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt*, Suhrkamp: F.a.M.
- Cousto, Hans** (1998), *Drogeninduzierte und andere außergewöhnliche Bewusstseinszustände. Ein Bericht über Sucht, Sehnsucht, Transzendenz, Ich-Erfahrungen und außergewöhnliche Bewusstseinszustände*, Nachtschatten: Solothurn
- Dittrich, Adolf** (1985), *Ätiologie - unabhängige Strukturen veränderter Wachbewußtseinszustände. Ergebnisse empirische Untersuchungen über Halluzinogene I. und II. Ordnung, sensorische Deprivation, hypnagoge Zustände, hypnotische Verfahren sowie Reizüberflutung*, Stuttgart.
- Duerr, Hans Peter** (1978), *Traumzeit*, Frankfurt am Main
- Elias, Norbert** (1976), *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bände, Shurkamp: Frankfurt.
- Fahrenkrug, H** (1998) Risikokompetenz – eine neue Leitlinie für den Umgang mit „riskanten Rauschen“?, in *Suchtmagazin* 3, S. 23-27
- Franzkowiak, Peter** (1998) Risikokompetenz und “Regeln für Rausche”: Was kann die Suchtprävention von den akzeptierenden Drogenarbeit lernen?, in: *Akzeptanz. Zeitschrift für akzeptierende Drogenarbeit und humane Drogenpolitik*, Nr.2.
- Freud, Sigmund** (1991), *Totem und Tabu*, Fischer Taschenbuch: F.a.M.
- Goodman, Felicitas** (1992), *Trance, der uralte Weg zum religiösen Erleben*, Gütersloher Taschenbücher: Gütersloh.
- Haubl, Rolf** (1995), Kein Fest ohne Narren. Zur Dialektik von Entgrenzung und Begrenzung, in: Brandes & Aspel, *Ethnopsychanalyse: Arbeit, Alltag, Feste*, Brandes und Aspel Verlag: F.a.M.
- Haug, W. & Warning, R.** (Hg) (1989), *Das Fest*, Fink: München.
- Haves, W. & Schneider, W.** (1992), Kontrollierter Gebrauch illegaler Drogen. Forschungsstand und Konsequenzen, in: *Wiener Zeitschrift für Suchtforschung*, Jg.15, Nr.1.
- Hermle, L., Gouzoulis, E., Kovar, K.A., Borchard, D.** (1994), Zur Bedeutung der historischen und aktuellen Halluzinogenforschung in der Psychiatrie am Beispiel Arylalkanamin-induzierter Wirkungen bei gesunden Probanden, in: Dittrich, A., Hoffmann, A., Leuner, H., *Welten des Bewußtseins*, Band III, VWB-Verlag: Berlin
- Hurrelmann, K.; Bründel, H.** (1997) *Drogengebrauch - Drogenmissbrauch. Eine Gradwanderung zwischen Genuss und Abhängigkeit*. Primus Verlag: Darmstadt.
- Josuttis, Manfred** (1987), Die Religiösen Dimensionen von Rausch und Ekstase, in: Scheiblich, Wolfgang (Hg), *Rausch - Ekstase - Kreativität. Dimensionen der Sucht*, Lambertus Verlag: Freiburg.
- Jünger, Ernst** (1970), *Annäherungen. Drogen und Rausch*, Ernst Klett Verlag: Stuttgart.
- Kappeler, Manfred, Barsch, Gundula, Gaffon, Katrin** (1999), *Jugendliche und Drogen*, Leske u. B. Verlag.
- Keckeisen, W.** (1974), *Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens*. Juventa: München.
- Legnaro, Aldo** (1980), Drogenkonsum und Wertstrukturen - Aspekte der kulturellen Integration illegaler Drogen, in: Kutsch & Wiswede (Hg), *Einstieg - Abhängigkeit - Sucht. Soziale Probleme der Gegenwart*, Verlag Anton Hain Meisenheim: Königstein.
- Legnaro, Aldo** (2000), *Rausch – Grenzland des Bewusstseins, Zentrum der Unterhaltung*, unveröffentlichter Vortrag anlässlich eines Symposiums mit dem Titel „Rausch – Eine Reise an die Grenzen des Bewusstseins“, veranstaltet von Akzente Salzburg und dem Verein Vital u.a., Innsbruck-Salzburg-Steyr.
- Leuner, H.** (1981), *Halluzinogene. Psychische Grenzzustände in Forschung und Psychotherapie*, Hans Huber: Bern, Stuttgart, Wien.

- Linde, Francois van der** (2001), unveröffentlichter Vortrag über die Schweizer Drogenpolitik anlässlich der Fachtagung „Cannabis“ in Bregenz.
- Loch, Wolfgang** (1963), Regression, in: *Psyche*, 17, S 516-545.
- Lorenzer, Alfred** (1981), *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*, Fischer Taschenbuch: Fa.M.
- Martin, G. M.** (1973), *Fest und Alltag, Bausteine zu einer Theorie des Festes*, Ulmer: Stuttgart.
- Meudt, Volker** (1980), Drogenpolitik in der Bundesrepublik, in: Kutsch & Wiswede (Hg), *Einstieg - Abhängigkeit - Sucht. Soziale Probleme der Gegenwart*, Verlag Anton Hain Meisenheim: Königstein.
- Michels, Ingo Ilja**, (1996), Ein drogenpolitisches Nachwort, in: Wissenschaftlicher Beirat des Bundesverbandes für akzeptierende Drogenarbeit, akzept e.V. in Zusammenarbeit mit dem Bremer Institut für Drogenforschung (BISDRO) (Hrsg.), *Wider besseres Wissen: die Scheinheiligkeit der Drogenpolitik*, Bremen S. 219-224
- Parow, E.; Hegi, F.; Niemeyer, H. H.; Strömer, R.** (1976), *Über die Schwierigkeit, erwachsen zu werden. Rauschmittel und Adoleszenzkrise. Eine empirische Untersuchung auf der Grundlage einer dialektischen Interaktionstheorie*, Syndikat: Fa.M.
- Quensel, S** (1991), Aufklärung und Prävention, in: Ludwig, R. & Neumeyer, J. (Hg.), *Neue Wege in der Drogenpolitik*, Marburg Rätsch, Christian (1998), Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen, AT Verlag: Aarau/Schweiz.
- Reuband, Karl-Heinz** (1994), *Determinanten des Drogengebrauchs. Eine sozialwissenschaftliche Analyse des Gebrauchs weicher Drogen in der Bundesrepublik Deutschland*, Westdeutscher Verlag: Opladen.
- Rost, Wolf-Detlef** (1987), *Psychoanalyse des Alkoholismus. Theorie, Diagnostik, Behandlung*, Ernst Klett Verlag: Stuttgart.
- Scheiblich, Wolfgang** (Hg) (1987), *Rausch - Ekstase - Kreativität. Dimensionen der Sucht*, Lambertus Verlag: Freiburg.
- Schmidbauer, Wolfgang** (1989), *Handbuch der Rauschdrogen*, Fischer: Fa. M.
- Schneider, W.** (1993), Warten auf Godot. Zur Notwendigkeit der Entkriminalisierung des Drogengebrauchs als Politik der Schadensbegrenzung, in: *Paed extra*, 21 (7-8), S. 62-67.
- Schneider, W. & Weber, G.** (1993), *Kontrollierter Gebrauch illegaler Drogen. Selbstheilung und therapiegestützter Ausstieg*, In: Wiener Zeitschrift für Suchtforschung, Jg. 16., Nr. 2/3.
- Schneider, W.** (1995), *Risiko Cannabis? Bedingungen und Auswirkungen eines kontrollierten, sozialintegrierten Gebrauchs von Haschisch und Marihuana*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 5, VWB-Verlag: Berlin.
- Schneider, W. & Weber, G.** (1997), *Herauswachsen aus der Sucht illegaler Drogen, Selbstausstieg, kontrollierter Gebrauch und therapiegestützter Ausstieg*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 14, VWB-Verlag: Berlin.
- Schneider, W.** (2000), *Drogenmythen, Zur sozialen Konstruktion von „Drogenbildern“ in Drogenhilfe, Drogenforschung und Drogenpolitik*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 23, VWB-Verlag: Berlin.
- Schneider, W., Buschkamp, R. & Follmann A.** (2000), *Cannabis – eine Pflanze mit vielen Facetten*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 24, VWB-Verlag: Berlin.
- Springer, Alfred** (1993), Reflexionen zur Anthropologie und Kulturgeschichte der psychoaktiven Stoffe, in: Brosch, Renate & Juhnke Günter, *Sucht in Österreich. Ein Leitfaden für Betroffene, Angehörige, Betreuer*, Orac: Wien.
- Strieder, Christoph** (2001), *Kontrollierter Gebrauch illegalisierter Drogen. Funktion und Bedeutung des Gebrauchs illegalisierter Drogen im gesellschaftlichen Kontext*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 32, VWB-Verlag: Berlin.
- Völger, Gisela & Welck, Karin von** (Hg) (1982), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*, 3 Bände, Rowohlt: Reinbek.
- Watts, Alan W.** (1972), *Kosmologie der Freude*, Melzer Verlag: Darmstadt.
- Weber, Elisabeth** (1987), *Die Berichterstattung über Drogen und Drogenkonsumenten in der Presse. Eine inhaltsanalytische Untersuchung in zwei Wiener Tageszeitungen*, unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Wien, Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaften.
- Wegener, B.** (1991), Historisch betrachtet - Der Rausch, In: *Suchtreport*, 1, S. 4-11.
- Zinberg, N.E.** (1983), Soziale Kontrollmechanismen und soziales Lernen im Umfeld des Rauschmittelkonsums. In: Lettieri D.I. & Welz, R (Hg), *Drogenabhängigkeit. Ursachen und Verlaufsformen*, Beltz: Weinheim.

4.4. MAG. ANDREA BALDEMAIR: RAUSCH, TRANCE UND EKSTASE – ERLÄUTERT AM BEISPIEL DER TECHNO-TANZ-BEWEGUNG UNTER BERÜCKSICHTIGUNG KÖRPEREIGENER, PSYCHO- AKTIVER SUBSTANZEN

Techno als Folge einer Ekstase-Deprivation

Die Techno-Bewegung zählt zu den populärsten jugendlichen Tanzkulturen der Postmoderne. Geradezu exemplarisch steht sie für die Wiederbelebung von Trance, Tanz und Ekstase als verschüttetem Kulturgut¹ der westlichen Industrienationen, deren Funktionieren weitgehend auf einseitigen Rationalismen basiert. Das Erleben außergewöhnlicher Bewusstseinszustände, die sich der Kontrolle durch den Verstand weitgehend entziehen, ist gerade dort – wenn auch heiß ersehnt – so doch gesellschaftlich nach wie vor nicht „wirklich erwünscht“. Die Kulturanthropologin Felicitas Goodman (1991) diagnostiziert als Folge dieser systematischen Ausgrenzung nicht kontrollierbarer, veränderter Wachbewusstseinszustände in säkularisierten Gesellschaften einen – in seinen Grundzügen religiös motivierten – Ekstase-Mangel und führt typische Zivilisationserscheinungen wie Selbstentfremdung übermäßiges Konsumverhalten und Suchtprobleme auf dieses kulturgeschichtlich bedingte Missverhältnis zurück.

Jugend in säkularisierten Gesellschaftssystemen

Die Ausgangsbedingungen für Jugendliche haben sich verglichen mit den letzten Generationen grundlegend verändert. Obwohl die finanzielle Abhängigkeit von den Eltern häufig bis ins zweite oder sogar dritte Lebensjahrzehnt aufrecht erhalten bleibt, entwickeln Jugendliche der heutigen Generation bereits sehr früh ihren eigenen Lebensstil, welcher sich vor allem im Freizeit und Konsumbereich manifestiert. In der Tat wird den Jugendlichen heute augenscheinlich ein hoher Grad an Freiheit vor allem im Konsumbereich zugestanden. Diese Tatsache täuscht gerne darüber hinweg, dass es sich hier um einen kommerziell stark gesteuerten Sektor handelt, um einen (Be-)Trugschluss, welcher ein sinnerfülltes Wachstum der eigenen Persönlichkeit letztendlich auch nur ansatzweise bzw. ersatzweise ermöglicht. Darüber hinaus fehlen beispielsweise verbindliche Zukunftsperspektiven und kalkulierbare Realisierungsmöglichkeiten für die eigenen Berufs- und Lebenspläne. Hinzu kommt die zunehmende Komplexität des Alltags sowie unterschiedlichste Rollenerwartungen, die es gleichzeitig zu bewältigen gilt. In diesem Prozess der permanenten Selbstorganisation und Selbstfindung bedarf es unweigerlich der unterstützenden Funktion einer halt- und sinngebenden Umgebung durch soziale Netzwerke oder zwischenmenschliche Beziehungen. Gerade in Industriegesellschaften ist das psychosoziale Leben aber vielerorts durch das „Fehlen emotional tragender Gruppenbezüge und kollektiv geteilter Sinnsysteme“ gekennzeichnet (Andritzky/Trebes 1994, S. 393). Jugendliche der heutigen Generation sind also verstärkt angehalten, neue Riten und Initiationsformen zu entwickeln. Diese dienen aber nicht nur der Verarbeitung von Selbstkrisen. Es entsteht dabei auch ein enormes Potential an kulturstiftender Kreativität (siehe Kultivationsstheorie von Fuhrer 2000), welches mitunter die Erinnerung an kollektiv verdrängte Inhalte freigibt. Die daraus resultierende, häufig chaotische und wilde Symbolik² setzt sich im Rahmen der Techno-Kultur beispielsweise aus einer Verquickung von futuristisch-religiösen Diaprojektionen, elektronischen Klängen und archaisch anmutenden Tanz- und Trommelrhythmen zusammen. Auf diesem Weg des ständigen Ausprobierens auch die Balance zu finden zwischen bewusstseinsweiternden Suchbewegungen und bewusstseinsverengendem Suchverhalten (vgl. Metzner 1993) kommt einer Gratwanderung gleich.

Jugend, Rituale und Initiation

Die anthropologische Funktion des Ritus in Stammeskulturen besteht in der symbolischen Einweihung und Begleitung in einen neuen Lebensabschnitt. Auf der psychischen Ebene geht es hauptsächlich darum, die aus der ungewissen Lebenssituation herrührenden Gefühle der Angst, Unsicherheit und Ohnmacht zu bewältigen. Zwei wesentliche Merkmale des Initiationsritus in traditionellen Gesellschaften bestehen in der Weitergabe des kollektiven Erbes durch Ältere an Jüngere und in der symbolischen Berührung mit dem Tod. Durch den Ritus wird der/die Initierte neu zur Welt gebracht und erhält eine neue soziale und kulturelle Identität. Reste von traditionellen Initiationsriten in okzidentalischen Gesellschaften reichen noch bis in dieses Jahrhundert hinein wie etwa die Firmung bzw. Konfirmation³, der Wehrdienst oder die Hochzeit. Zumeist fehlt hier jedoch die explizit traditionelle Akzentuierung sowie der im rituellen Vollzug scharf gekennzeichnete Bruch zwischen einem „vorher“ und „nachher“.

Bereits im Jahre 1909 hat Van Gennep auf die wichtige, identitätsstiftende Funktion von Übergangsriten (rites de passage) hingewiesen. Der Sozialwissenschaftler Le Breton knüpft an dessen Überlegungen an und beschreibt den Aufgabenbereich von Übergangsriten wie folgt:

„Die Funktion eines Übergangsritus besteht in der Symbolisierung eines Wandels (...), bestätigt die Gefühle der persönlichen und sozialen Identität und drückt sich am augenscheinlichsten im Kollektiv der Jugendlichen aus.“ (Le Breton 1995, S. 81)

Auch C. G. Jung (1986) setzte sich mit der Funktion von Übergangsriten im Rahmen des Individuationsprozesses⁵ auseinander. Ihm zufolge tritt der Wunsch nach einer entsprechenden Realisationsform eines solchen Rituals in existentiell bedeutsamen Situationen in Kraft (Liebe, Verlust, Ablösung von den Eltern, Eintritt in einen neuen Lebensabschnitt), ausgelöst durch die archetypischen Bilder des kollektiven Unbewussten. Das Gefühl eines sinnerfüllten Lebens entfaltet sich folglich dann, wenn persönliche Lebensäußerungen eine tiefe, archetypische Resonanz erfahren, wodurch der Einzelne sich selbst beizeiten neu (er)finden und mit dem Kollektiv verbinden kann.

1 Trance-Tanz-Rituale, wie sie auch in Europa über Jahrhunderte hinweg bestanden, wurden von den christlichen Kirchen als Relikt heidnischer Kulte geahndet und mittels Dämonisierung und Verboten größtenteils ausgemerzt.

2 Ein Beispiel dafür ist die Verabschiedung eines Gesetzes in Großbritannien, welches das Veranstellen inoffizieller Rave-Parties verbietet. Der sogenannte „Criminal Justice Act“ trat 1994 erstmals in Kraft. Bezugnehmend auf ihre Untersuchungsergebnisse innerhalb der britischen Rave-Szene gibt M.A. Wright (1994) zu bedenken, dass durch dieses Verbot zahlreichen RaverInnen die Möglichkeit zu einer wichtigen Gruppenerfahrung genommen wurde.

3 Man betrachte nur die diaprojizierten fraktalen Muster in der Dekoration auf Techno-Parties oder das Cover-Layout von diversen Techno-Schallplatten und CD's.

4 Selbst in einem atheistischen Staat wie der ehemaligen DDR existierte diese noch in Form der Jugendweihe.

5 Der Individuationsprozess beinhaltet die phasenspezifische Annäherung und Auseinandersetzung zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten, deren Informationsgehalt sich vordergründig in Symbolen darstellt.

In den Industriegesellschaften mit ihren individualisierenden Strukturen sind traditionelle Initiationsrituale weitgehend verlorengegangen oder – ihrer Sinnlichkeit und Bedeutung entleert – zur leblosen Form erstarrt⁶. Das ubiquitäre Bedürfnis, unter dem Aspekt von Selbstbegegnung und Wandel mit dem Sakralen eine tiefe, ganzheitliche und archetypische (Bewusstseins)Erfahrung zu machen, wurde in westlichen Kulturen in den Bereich des Unbewussten verdrängt. Mangels anthropologischer Haltefunktionen sind gerade Jugendliche meist gezwungen, den schwierigen Übergang ins Erwachsenenleben auf eigene Faust zu bewältigen. Zu dieser Zeit gewinnen aber auch „peer-groups“ (vgl. Allerbeck/Hoag 1985, Baacke 1993) zunehmend an Einfluss. Jugendliche schließen sich zu Gruppen zusammen, entwickeln ihren eigenen Kommunikationsstil und spielen mit ritual-ähnlichen Umgangsformen. Diese für Industriekulturen typischen, „liminoiden Phänomene“ (vgl. Turner 1995) ersetzen praktisch die Funktion traditioneller Initiationsriten und prägen das Identitätsbewusstsein des einzelnen ebenso wie sie das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppenmitglieder stärken.

Risiko, extreme und ordalische Verhaltensweisen

Das Ordal war in seiner ursprünglichen Form ein rituelles Gerichtsverfahren, welches in traditionellen Gesellschaften, in der Antike und im Mittelalter praktiziert wurde. Es wurde als Beweismittel zur Feststellung von Schuld oder Unschuld angewandt. Der Verdächtige musste sich einer schmerzlichen und gefährlichen Prüfung unterziehen. Bestand er diese, so galt dies als göttlicher Beweis seiner Unschuld. Er wurde in die Gesellschaft wieder eingegliedert und erhielt zudem ein erhöhtes Ansehen. Bestand er die Prüfung nicht, so wurde er aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, wenn nicht gar zum Tode verurteilt. Wichtig dabei war die kollektive Überzeugung, dass eine göttliche Instanz über sein Schicksal entschieden hat. In postmodernen Gesellschaften wird durch das Ordal eine Art „persönliche Liturgie“ verkörpert (Le Breton 1995). Grundsätzlich unterscheidet sich das Ordal vom Risiko durch die uneingestandene Suche nach größerer Todesnähe. Sie sind aber nicht immer klar voneinander abzugrenzen. Interessanterweise nehmen Handlungen mit ordalischem Charakter gesamtgesellschaftlich betrachtet „in dem Maße zu, wie sich im sozialen Feld die Sorge um Sicherheit weiterverbreitet“ (Le Breton 1995, S. 52).

Mit dem Verlust der Initiation hat diese Gesellschaft auch zahlreiche, das Sterben begleitende Rituale verloren. Während in traditionellen Stammesriten der Tod seinen festen Platz findet, ist es im westlichen Kulturkreis zu einem weitgehenden Ignorieren der Todesproblematik gekommen. Damit fehlen Möglichkeiten, ihn als „natürliche“ Folgeerscheinung des Lebens begreifen und akzeptieren zu lernen. Auf der Strecke bleibt auch der bewusste, symbolische Umgang mit überlebten (Selbst-)Anteilen in Phasen äußerer und innerer Umbruchszeiten. An dieser Stelle verweise ich wieder auf Le Breton (1995), der die in westlich-zivilisierten Gesellschaften häufig zu beobachtende Risikosuche als zeitgenössische Form eines (jeweils individuell gestalteten) Übergangsritus betrachtet. Anders jedoch als bei traditionellen Übergangsriten „wird die Herausforderung nicht metaphorisch repräsentiert, sondern schroff und frontal im Realen gesucht“ (Le Breton 1995, S. 52). Folglich zählt in säkularisierten Gesellschaften das Betreiben von Extremsportarten (Bungee-Jumping, Raids, Survivalspiele) zu den beliebtesten Freizeitaktivitäten mit verdeckt initiatorischem Hintergrund. Riskante, extreme, mitunter lebensgefährliche Handlungen charakterisieren das Verhalten zahlreicher Jugendlicher. Die potenzielle Lebensgefahr – z. B. durch überhöhte Geschwindigkeit beim Motorradfahren oder das U-Bahn-Surfen in Großstädten – kann ein „spielerisches Liebäugeln mit dem Tod“ bedeuten und rückt somit in den „Dunstkreis“ ordalischer Verhaltensweisen (Toxikomanie, Selbstmordversuche, Anorexie etc.). Trotz der weitgehenden Verdrängung der Todesproblematik in den westlichen Industriestaaten scheint das „Spiel mit dem Tod“ dem persönlichen Wachstum in der Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt unabkömmlich zu sein. Dabei trägt die Suche – insbesondere nach den körperlich spürbaren Grenzen – wesentlich zur persönlichen Identitätsfindung bei. Erst der „Gang bis zum Äußersten“ scheint neue Facetten der Persönlichkeit zutage zu bringen, verleiht dem Leben wieder Wert und Sinn. Zudem bewirkt die meist unbewusst aufgesuchte Todesnähe einen enormen Energieschub und macht unmittelbares „Ganz-Da-Sein“⁷ spürbar:

„Das Paradoxon des Extremen ist, dass man sich auflöst, um sich selbst zu sammeln, eine zerstückelte Identität zu einem Ganzen fügen will, indem man aufs Ganze geht.“ (Le Breton 1995, S. 55)

Identität und Grenzerfahrung

Bei Grenzerfahrungen haben Menschen oft das Gefühl, ihrer wahren Identität am Nächsten zu sein (vgl. Maslow 1985). Sie fühlen sich integrierter, mehr mit sich selbst im Einklang als im Normalzustand und haben das Gefühl, wahrhaftig sein und authentisch handeln zu können. Über die Aufmerksamkeit und totale Involviertheit in das eigene Tun entsteht eine Art von Versunkenheit, die das Perzipierte für den Augenblick des Erlebens als absolute Handlung begreiflich macht. Die Steigerungsstufe solcher Momente beinhaltet das (Wieder-) Erleben der ursprünglichen Einheit bzw. Ganzheit alles Seienden, sei es nun in Form pränataler (Mutter-Kind) oder transpersonaler (Individuum-Kosmos) Erfahrungsmuster. Ähnlich wie bei ästhetischen und mystischen Erlebnissen verhält es sich auch beim kollektiven Mythos der Liebe, wie ihn die Techno-Bewegung propagiert, dahingehend, dass von einer temporären Fusion des Getrennten in einer übergeordneten, alles überwältigenden Einheit gesprochen werden kann. Die Fähigkeit zur ganzheitlichen Wahrnehmung charakterisiert das Erkenntnisvermögen in den verschiedensten Formen von Grenzerfahrungen (z.B. Vertigo, Illnix, Flow, Trance, Ekstase). Diese können je nach bevorzugter Technik in ein „himmlisches Vergnügen“ oder aber auch in ein (lebens-)bedrohliches Spiel mit dem Tod ausarten. Offenbar scheint die Dynamik integrativen Wachstums den Grenzerfahrungen innezuwohnen. Außergewöhnliche Bewusst-

⁶ Betrachten wir die Angebote postmoderner Freizeit- und Erlebniskultur, so werden auch dort nach außen projizierte Szenarien initiatischer Erfahrungen nachkonstruiert, beispielsweise in Form von Geisterbahnen und anderer, angsterzeugende Körperpersensationen.

⁷ Der für postmoderne Gesellschaften charakteristische „Mangel an Sein“ bedeutet letztendlich auch einen Mangel an Lebendigkeit, an sowohl äußerlicher Bewegung als auch innerlicher Bewegtheit, Emotion, Motivation und sozialer Einbindung.

seinszustände, in denen das Individuum mehr von den intrapsychischen Gesetzmäßigkeiten geleitet wird als von Determinanten der nichtpsychischen Wirklichkeit forcieren den Prozess einer „*Synthese des Lustprinzips mit dem Realitätsprinzip, eine gesunde Regression ohne Angst im Dienste der größten Reife*“ (Maslow 1985, S. 107 ff.) und führen zur Integration neu entdeckter Persönlichkeitsanteile. Aus psychoanalytischer Sicht kommt es dabei zu einer „*Fusion von Ich, Es und Über-Ich und Ich-Ideal [...], des Bewussten, Unbewussten und Vorbewussten, der Primär- und Sekundärprozesse*“ (Maslow 1985, S. 107).

Grenzerfahrungen, wie sie durch Trance und Ekstase erfahren werden, können sowohl die Sicht auf die Welt als auch in Bezug auf sich selbst in eine gesunde, wachstumsorientierte Richtung bewegen, zwischenmenschliche Beziehungen positiv beeinflussen. Sie führen allgemein zu größerer Kreativität, Spontaneität und Ausdrucksstärke (vgl. Baldemair 2001).

Dimensionen des Erlebens außergewöhnlicher Wachbewusstseinszustände

Der Bewusstseinsforscher Dittrich (1985) unterscheidet zwischen den drei Dimensionen veränderter Wachbewusstseinszustände:

- 1) Ozeanische Selbstentgrenzung (OSE)
- 2) Angstvolle Ich-Auflösung (AIA)
- 3) Visuelle Umstrukturierung (VUS)

Die erste Dimension (OSE) umfasst die angenehmen, beglückenden Aspekte eines außergewöhnlichen Bewusstseinszustandes (ABZ). Hierher gehören Erfahrungen des „Eins-Sein“ mit sich selbst und der Welt, die Auflösung von Raum und Zeit sowie die Begegnung mit einer „höheren“, als göttlich empfundenen Wirklichkeit. Starke Ausprägungsformen dieser Dimension können als Keimzelle mystischer Erfahrungen betrachtet werden. PAHNKE (1972) vertritt in diesem Zusammenhang die Meinung, dass Erfahrungen speziell auf dieser Ebene der ozeanischen Selbstentgrenzung intrapsychische Heilungsprozesse begünstigen können. Wird allgemein über Ekstase gesprochen, so sind damit meist Erfahrungen in dieser Dimension gemeint.

In scheinbarem Gegensatz zur ersten Dimension steht die zweite Dimension der angstvollen Ich-Auflösung (AIA). Häufig wird sie als „Horror-Trip“ beschrieben, welcher sich auf den Verlust von Selbst- und Realitätskontrolle sowie der Urteilsfähigkeit bezieht. Historische Beispiele, wie die mittelalterlichen „Tanzwut-Epidemien“⁸ in Europa zeugen von dieser „anderen“, unheimlichen und mitunter sogar lebensbedrohenden (Kehr)Seite der Ekstase. Noch zum Erfahrungsschatz der älteren Generation gehört die angstvolle Ich-Auflösung in den Ritualen des Nationalsozialismus (Aufmärsche, Reichsparteitage etc.). Weitere Beispiele ekstatischer Phänomene in negativer Form finden sich in der Literatur beispielsweise in William Goldings Roman „Lord of the flies“ (1954), in diesem Beispiel als Ergebnis außer Kontrolle geratener Gruppenprozesse.

Die dritte Dimension der ABZ, die „visionäre Umstrukturierung“ (VUS) schließlich wird als die vielschichtigste aller drei Dimensionen bezeichnet. Verschiedene Einzelaspekte wären zum Beispiel Veränderungen im Bereich visuell-kognitiver Funktionen, Visionen, andere optisch-halluzinatorische Phänomene und verändertes Bedeutungserleben. Auch hierzu finden sich in der modernen Literatur Schilderungen wie beispielsweise in dem Buch von Aldous Huxley „Die Pforten der Wahrnehmung“ (1959). Häufig tauchen solche Erlebnisse auch in Zusammenhang mit Drogenkonsum auf (LSD-Experimente von Stanislav Grof).

Alle drei Dimensionen – OSE, AIA und VUS – korrelieren positiv miteinander, was angesichts der scheinbaren Gegensätze zwischen OSE und AIA auf den ersten Blick überraschen mag. Demnach können Momente eines absoluten Glücksgefühls in ABZ entweder gleichzeitig oder abwechselnd mit Angst einflößenden Erfahrungen auftreten. Beide Dimensionen, also die Angst (AIA) ebenso wie das Glücksgefühl (OSE), sind eingebettet in die zur dritten Dimension (VUS) gehörenden Wahrnehmungs- und Bedeutungs-(Um)Strukturierung. In dieser dritten Dimension schließlich findet die psychische Verarbeitung des Erlebten, sprich das eigentliche Persönlichkeitswachstum statt. Althergebrachte Verhaltens- oder Denkmuster werden massiv in Frage gestellt oder vollständig über Bord geworfen; das „Ganze“ bekommt sozusagen eine andere Bedeutung im Sinne einer erweiterten Selbst- und Weltsicht, ja die ganze (innere wie äußere) Welt erscheint in einem neuen Licht.

Irrationale Welten des Bewusstseins

Vertigo, Illnix – Lust am Taumel

Schon seit jeher galten Schwindelspiele – unter anderem das häufig bei Kindern zu beobachtende, mehrfache Drehen um die eigene Achse – als besonders beliebter Zeitvertreib. In diesem Tun äußert sich nicht nur eine spielerische Einstellung zur Welt, sondern auch das Bedürfnis nach einer zeitweiligen Aufhebung des kontrollierten Ich-Bewusstseins zugunsten des Taumels bei gleichzeitiger Hingabe an die Kräfte des natürlichen Bewegungsablaufes. Dem herkömmlichen Zeit- und Raumempfinden entzogen, gestaltet sich der Übergang von einem Moment zum Nächsten als fließend. Die Trennung zwischen Ich und Umwelt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wird aufgehoben. Absicht und Tun verschmelzen zu einer unmittelbaren Handlungseinheit. Le Breton weist in seinem Buch „Lust am Risiko“ (1995) auf die aus dem griechischen stammende, aussagekräftige, deutsche Übersetzung für Schwindelspiele („Illnix“) hin: Demnach ist „Illnix“ das griechische Wort für „Strudel“, welches sich wiederum von „lilingos“ (Schwindel) herleitet. Unter „Illnix“ werden jene Kategorien zusammengefasst, „die auf dem

⁸ Jene Tanzwut-Epidemien, die sich im 13. und 14. Jahrhundert über ganz Mitteleuropa ausbreiteten, wurden vom Tanzforscher Max von Boehn (1925) als Ausfluss religiöser Ekstasen gedeutet. Aus dieser Zeit stammen auch Begriffe wie der „Veitstanz“, welcher mit der Psychopathologie der „Chorea Huntington“ eigentlich nichts zu tun hat oder auch der in Italien weitverbreitete „Tarantella“-Tanz (siehe dazu die Redewendung „wie von der Tarantel gestochen“).



Begehren nach dem Rausch beruhen und deren Reiz darin besteht, für einen Augenblick die Stabilität der Wahrnehmung zu stören und dem klaren Bewusstsein eine Art wollüstiger Panik einzuflößen. Es geht hier stets darum, sich in einen tranceartigen Betäubungszustand zu versetzen, der mit kühner Überlegenheit die Wirklichkeit verleugnet.“ (Callois 1982, S. 32)

Die meisten Techno-Stücke scheinen zum Erleben des „Vertiginösen“ nahezu berufen zu sein. Hohe rhythmische Geschwindigkeiten, monotone Klänge und letztendlich auch die – für das tanzende Publikum meist unerwartet auftretenden – Unterbrechungen des Bassrhythmen sorgen für gehörige Verwirrung im Dienste des „Inix“.

Flow – Bewusstsein in Optimalform

Die Bezeichnung „Flow“ wurde von Csikszentmihalyi (1974) geprägt und beruht auf der Erfahrung eines optimalen Bewusstseinszustand. Dieser stellt sich vornehmlich dann ein, wenn es gelingt, Kontrolle über Gedanken und Innenleben zu gewinnen, sodass sich Ordnung im Bewusstsein einstellt. Damit ist gemeint, dass jene Informationen, die ins Bewusstsein gelangen auch mit den persönlichen Zielen übereinstimmen, wodurch die psychische Energie optimal ins Fließen kommt. Voraussetzung für diese „autotelische Erfahrung“⁹ ist das Ausüben einer Tätigkeit, die bei höchster Aufmerksamkeit um ihrer selbst Willen geschieht. Im Grunde genommen kann jede Tätigkeit zu einem Flow-Erlebnis werden. Zu den bekanntesten Flow-Aktivitäten zählen Bergsteigen, Schachspielen, Malen und Musizieren.

Trance – Selbstversunkene Leichtigkeit

Das Wort „Trance“ stammt vom altfranzösischen Begriff „transe“ ab und bedeutet soviel wie das Hinübergehen in den Tod (vgl. dazu F.A. Brockhaus 1992, S. 306). In Anlehnung an das Trance-Klassifikationsschema von Firth (1967) zählen sowohl die religiös-rituelle Trance als auch die Techno-Tanz-Trance zur Kategorie jener Trancen, die im Mittelpunkt einer kultischen bzw. kult-ähnlichen Handlung stehen und für alle Beteiligten eine angenehme, wohltuende Gemeinschaftserfahrung verkörpern (vgl. Douglas 1986). Der Auslöser für das Entstehen von Trancezuständen hängt vom jeweiligen soziokulturellen Kontext ab und kann unterschiedliche Formen annehmen, welche wiederum individuell verschieden erlebt werden (vgl. Baldemair 2001). Während der Trance werden weder die körperliche Anstrengung noch sonstige Schmerzen wahrgenommen wie beispielsweise vom Tanzen wundgescheuerte Fußsohlen oder Blasenbildungen. Automatisch wird über mehr Kraft und Ausdauer verfügt als im Normalzustand. Trancezustände verfügen entweder über anregende (ergotropisch) oder beruhigende (trophotropisch) Wirkung (vgl. Stattman 1991). Auf physiologischer Ebene zeigen sich Veränderungen im Bereich der Gehirnströme (Theta-Wellen Produktion, Hypersynchronizität zwischen linker und rechter Gehirnhälfte), des Herzrhythmus und des Schmerzempfindens. Außerdem kommt es zu erhöhter Körpertemperatur und Schweißsekretion sowie zu Veränderungen von Stimmlage und Lautbildung, verbunden mit hierfür charakteristischen Intonationsmustern bei gleichzeitiger Hypersuggestibilität (vgl. Rittner & Hess 1995).

Grundsätzlich wird unterschieden zwischen verschiedenen Trancetiefen, tendenziell aktiven (z. B. Mevlevi-Sema der Sufi-Derwische) und passiven Trancen (z. B. klassische Hypnose). Ansonsten reicht das Spektrum von Trancezuständen ausgehend von typischen Alltags- und Minitrancen (z.B. Tagträumereien und Schwindelspiele) über hypnoide (z.B. Autogenes Training) und religiöse Trancen (z.B. Glossolie) bis hin zu Besessenheitstrancen (z. B. Umbanda). Letztere gehen mit einer tiefgreifenden psycho-physiologischen Veränderung der Gesamtpersönlichkeit während des Trancezustandes einher, meist gefolgt von Amnesien. Allen Trancen gemeinsam ist der Umstand, dass die Trance-Session eingeleitet wird durch eine bestimmte Art der Fokussierung von Aufmerksamkeit mittels einer Einengung des Wahrnehmungsfeldes (z.B. formelhafte Wiederholungen von Worten beim autogenen Training, gesungene Mantren im Yoga, rituelle Körperbewegungen im Islam oder rhythmisch-monotone Klänge bei Techno).

Ekstase – Das Erlebnis des Absoluten

Ekstase gilt als ursprünglicher Sammelbegriff für religiös interpretierte Ausnahmezustände (vgl. Hoffman 1994), als *das „Erlebnis individueller Entpersönlichung“* (Brockhaus 1992 S. 245) schlechthin, welches häufig mit optischen und akustischen Halluzinationen einhergeht. Sie kann als höhepunkt-zentrierte, absolute Steigerungsstufe von Trance bezeichnet werden – ein Faktum, welches in dem Rouget’schen Modell (1985, S. 11) einer Gegenüberstellung von Trance (Bewegung, Lärm, in Gemeinschaft, Krise, sensorische Überstimulierung, Amnesie, keine Halluzinationen) und Ekstase (Unbeweglichkeit, Stille, Einsamkeit, ohne Krise, sensorische Deprivation, Erinnerung, Halluzinationen) jedoch keine Berücksichtigung findet.

Ekstase steht in enger Verbindung mit dem Erleben des Sexuellen, des Todes, allumfassender Liebe und des Numinosen. Die Begegnung mit dem Göttlichen ist laut OTTO (1947) stets zugleich faszinierend und beängstigend. Ekstatische Erlebnisse ereignen sich in der profanen Form des „kleinen Todes“ dank sexueller Wollüstigkeiten ebenso wie in den asketisch-leidenschaftlichen Gottesbegegnungen zahlreicher MystikerInnen (vgl. Hoffman 1994). Ekstatische Erfahrungen stellen Kontakt zu anderen Welten her, aus denen wir Kraft schöpfen, für die wir uns begeistern können. Ekstase zu erleben bedeutet stets auch Heilung im mehr oder weniger engen Sinne. Jedenfalls verkörpert sie eine „sich ins Unermessliche steigernde Verzückung“ bis hin zur völligen Selbstauflösung, aus der das Individuum jedoch gestärkt, „wie neu geboren“ hervorgeht. Ekstase ist Ausdruck der menschlichen Ur-Sehnsucht einer Rückkehr in das Paradies, in die allumfassende (intrauterine) Geborgenheit einer

⁹ Dieses Verhalten entspricht einer „Theorie der primären Liebe“ des Psychoanalytiker Balint (1960) zufolge dem Typus des Philobaten (im Gegensatz zum Oknophilen), der wiederum als Abwehrreaktion auf die meist in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres stattfindenden, traumatische Erkenntnis der getrennten Existenz von Mutter und Kind und den damit verbundenen Gefühlen der Hilflosigkeit beim Kleinkind zu betrachten ist (vgl. dazu Abhandlungen über die Problematik der Wiederannäherungsphase bei Mahler et. al. 1975).

¹⁰ Der Begriff „autotelisch“ leitet sich von den zwei griechischen Wörtern „autos“ (Selbst) und „telos (Ziel) ab. (näheres dazu siehe Csikszentmihalyi 1990 S. 97)



Welt, die keine Grenzen zwischen Ich und Du, Welt und Selbst kennt. Ekstatische Erlebnisse spielen auch eine wichtige Rolle bei mimetischen Gruppenprozessen innerhalb der Techno-Szene¹¹. Durch das tänzerisch-taumelnde, ekstatische Heraustrreten aus dem Gewohnheitstrott kann es zur Auflösung alter Muster, leibseelischer Blockaden und Fixierungen kommen. Leben mehrerer Individuen gleichzeitig ihr ekstatisches Potenzial auf der Tanzfläche aus, so potenziert sich jene alles verbindende, (über)menschliche Kraft zu einem intensiven, identitätsstiftenden Gemeinschaftserlebnis einhergehend mit einem unermesslich befreiendem Glücksgefühl.

Gelegentlich werden die Begriffe Trance und Ekstase auch synonym verwendet. Dieser unreflektierte Sprachgebrauch hängt einerseits mit der mangelhaften, sprachlichen Ausdifferenzierung zusammen, die ihrerseits wiederum bezeichnend ist für die kulturgeschichtliche Ausgrenzung bzw. Verdrängung von Trance und Ekstase in zahlreichen abendländischen Kulturen. Die verbale Gleichbehandlung von Trance und Ekstase mag letztendlich aber auch auf die überwiegend erst im Nachhinein zur Verfügung stehenden, kategorialen Verarbeitungsmöglichkeiten des Bewusstseins zurückzuführen sein, da das Individuum ja stets als Subjekt und Objekt zugleich in das leib-seelische Geschehen mit eingebunden ist.

Mimesis¹² des Tanzes – Kultur als leiblicher Prozess

Ursprünglich im religiösen Kontext kultischer Handlungen von Stammesgesellschaften beheimatet, diente die Mimesis des Tanzes als leib-seelische Verkörperung mythischer Realitäten (vgl. Eliade 1975, Rouget 1985). Dieses körperliche Eintauchen in religiös besetzte, nicht alltägliche Wirklichkeiten mittels Trance und archaischer Ekstasetechniken prägte und verstärkte die Identität der Gruppe ebenso wie sie dem Einzelnen zum Erleben einer irdisch-sinnlichen Präsenz des Göttlichen verhalf. Mit anderen Worten ging es darum, religiös motivierte Selbststeigerung im Leibgedächtnis¹³ zu verankern.

Rauschzustände, Trance und ekstatische Anwendungen des Bewusstseins auf Techno-Parties und Raves sind Teil einer kulturellen Praxis, die – inszeniert durch die soziale Mimesis des Tanzes (vgl. Klein 2001, S. 265-268) – einen lebensweltlichen Ausdruck von Kreativität und Lebendigkeit verkörpert.

Wodurch sind nun die mimetischen Qualitäten des Techno-Tanzes charakterisiert?

Mimetische Prozesse innerhalb von Techno-(Sub-)Kulturen zielen speziell mittels Tanz auf die Erschließung archaischer Wirklichkeiten ab, auf die Aneignung nicht alltäglicher Bewusstseinsräume, in denen die leibhaftige Erfahrung von Einssein mit sich selbst und der Welt noch – oder vielmehr wieder – spürbar ist. Die soziale Mimesis des Trance-Tanzes ist in Techno-Teilkulturen zu einer subversiven, wenn auch ambivalenten Form des Widerstands geworden: Durch die Bejahung von Technik, Genuss und Konsum der ProtagonistInnen tragen sie zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Status Quo bei. Gleichzeitig wird das bestehende Ordnungssystem sowohl durch die Diskursferne als auch Wiederbelebung von Trance und Ekstase als kollektiv verdrängtes, dem Bereich des Irrationalen zugesprochenes Kulturgut systematisch unterwandert. Darin liegt der kulturbildende Beitrag der sozialen Mimesis des Techno-Tanzes, auf dessen Grundlage die ProtagonistInnen der Techno-Szene mit Grenzerfahrungen experimentieren, um diese für ihre Individuierung nutzbar zu machen.

Dimensionen des Erlebens von Trance und Ekstase auf Techno-Parties

Techno-Musik übt auf viele Techno-PartygängerInnen den Reiz des Unwiderstehlichen aus. Die rhythmisch-monotone Anregung (vgl. Akstein 1986), individuelle Bereitschaft, sich auf das Geschehen einzulassen (vgl. Mitterlehner 1995), musikalische Anreize, körperliche Kondition, individuelle Tagesverfassung und bisherige Geübtheit im Umgang mit Trancen (vgl. Baldemair 2001) gelten als die wichtigsten Grundvoraussetzungen für das Entstehen von Trancezuständen beim Tanzen auf Techno-Parties. Durch das ständige Wiederholen von Bewegungsabläufen treten rationale Denk- und Kontrollvorgänge unweigerlich zurück. Euphorische Lustgefühle und das Empfinden einer Leichtigkeit markieren den gleichförmigen Zustand der Trance. Der losgelöste Körper tanzt automatisch das, was ihm gut tut, was er braucht, um Verspannungen zu lösen und innere Blockaden aufzugeben. Trancezustände wechseln bevorzugt jeweils dann zur Ekstase über, wenn jener Punkt, an dem es im Normalzustand aufgrund der körperlichen Erschöpfung nicht mehr weitergeht, regelrecht übertanzt wird. Dieses Verhalten kann schließlich mit Hilfe der musikalischen Kompetenz des DJ's zum heiß ersehnten „Kick“ (siehe dazu den Begriff „peak experience“, Maslow 1973) führen. Die unmittelbaren Eindrücke und Nachwirkungen der auf Techno-Parties exzessiv ausgekosteten (Tanz-)Erfahrungen und Eindrücke werden – unter der Voraussetzung keiner missbräuchlichen Verwendung von psychoaktiven Substanzen – durchgängig positiv beschrieben¹⁴:

Trotz höchster körperlicher Anstrengung und Erschöpfung fühlen sich die meisten Techno- Trance-TänzerInnen glücklich, erleichtert und irgendwie entspannt. Es kommt zur Auflösung körperlicher Blockaden (Anja, Lisa, Roman), zur Freisetzung von unartikulierten Gefühlen bzw. Energien und insgesamt zu einer Stabilisierung des leibseelischen Gleichgewichts (Peda). Trotz höchster körperlicher Anstrengung und Erschöpfung fühlen sich die meisten InterviewpartnerInnen – so wie Cyberius – glücklich, erleichtert und irgendwie entspannt: *„Also wenn jemand fünf Stunden auf der Tanzfläche getanzt hat, wird er entspannt sein, auch wenn er am Arsch ist“* (S. 104ff). Roman stellt fest, dass sich im Zuge zahlreicher Techno-(Trance-)Tanz-Aktivitäten sein gesamtes Bewegungsspektrum nicht nur präzisiert sondern auch erweitert hat. Anja wiederum verlor über das Trance-Tanzen zu Techno-Musik u.a. zusehends ihre Scheu, durch heftige, „ordinäre“ Bewegungen tabuisierter Körperzonen

11 Der Begriff „Techno-Szene“ wird in diesem Aufsatz ausschließlich umgangssprachlich benutzt.
 12 Bei einer Mimesis handelt es sich nach Auerbach (1982) um eine Interpretation des Wirklichen durch literarische Darstellung oder (körperliche) Nachahmung.
 13 Annette Barkhaus (2001, S. 29-34) hat die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale zwischen den Begriffen Leib und Körper herausgearbeitet. Sie weist darauf hin, dass der Begriff Leib vor allem durch eine nicht instrumentelle Beziehung zum Körper charakterisiert ist.
 14 Der folgende Absatz wurde geringfügig geändert aus Baldemair (2001) übernommen. Er beinhaltet die Untersuchungsergebnisse einer wissenschaftlichen Studie von Baldemair (1999), auf die die zitierten Seitenzahlen verweisen. Bei den in Klammer angeführten Namensnennungen handelt es sich um geänderte Vornamen der von Baldemair interviewten Personen aus verschiedenen Techno-(Teil-)Kulturen.

(sprich, Becken und Busen) aufzufallen, ohne sich dabei gleichzeitig schuldbewusst vom ‚Lockvogel-Syndrom‘¹⁵ ausbremsen zu lassen. Ein Ereignis besonderer Art beinhaltet für Lisa und Peda das Veranlassen von Rave-Parties in freier Natur. In Zuge dessen hat sich für beide ein neuer, bewussterer Zugang zu Naturereignissen, wie etwa Sonnenaufgängen, eröffnet. Anja und Roman wiederum nutzen die Techno-Party als lustvolle Spielweise zur Erprobung neuer kommunikativer, zwischenmenschlicher Verhaltensweisen. Die Techno-Tanz-Trance stellt für beide ein wichtiges Mittel zur Selbsterkenntnis dar: „Also das erlebe ich auch so (...) dass ich den Raum bekomme, in meine Welt einzusteigen, etwas über mich wahrzunehmen. Und das empfinde ich immer als sehr heilsam“ (Anja S. 128). Allgemein verhält es sich so, dass eine gute Techno-Party von vorne herein eng an das Erleben von Trance und Ekstase gekoppelt ist, sei es ‚nur‘ in Form eines gemeinsam erlebten Rausches oder jenes intensiven, gemeinhin als ‚familiär‘ bezeichneten Gemeinschaftsgefühles, welches – in der wortlosen Sprache des Tanzes beheimatet – die herkömmlichen Unterschiede zwischen Individuen aufzulösen scheint und die Techno-Party zu einem ‚umwälzenden Ereignis‘ gestaltet. Obwohl Kommerzialisierung, Vermassung und Drogenskandale den ursprünglichen Geist der Techno-Szene schier zugrunde gerichtet haben, hat jenes Zitat von Roman zumindest in ‚Untergrund-Kreisen‘ nach wie vor Gültigkeit: *“Wenn du einmal Party (sprich, den ursprünglichen Geist von love, peace and unity – so das zentrale Motiv der Techno-AvantgardistInnen; Anm. A.B.) verstanden hast, dann hast du eine ganz neue Sicht auf das Leben (S. 135).”*

Techno mit und ohne Drogen

Der Konsum von Drogen und Rauschmitteln spielt in Techno-Kulturen – wie auch in anderen Jugend- und Erwachsenen-Szenen – eine bedeutsame Rolle. Die synthetisch erzeugte, psychoaktive Substanz MDMA (3,4 Metamphetamin-Derivat), besser bekannt unter dem Namen „Ecstasy“, gilt in der Techno-Szene als die illegalisierte Party-Droge schlechthin. Durch ihre empathiefördernde, leistungssteigernde Wirkung (vgl. Shulgin 1991, Eisner 1989, Metzner 1983) fungiert sie häufig als potentes Weck- und Hilfsmittel zum Abbau von (Tanz)Hemmungen, zumal dadurch ein relativ schneller, unkomplizierter Einstieg in einen Trancezustand möglich ist. Allerdings treten bei exzessivem Gebrauch (vgl. Saunders 1995) Verschleißerscheinungen insofern auf, dass immer höhere Dosierungen vonnöten sind, um jeweils denselben, vorausgegangenen Trance-Effekt zu erzielen. Zahlreiche Covers von Techno-CD’s und LP’s weisen in zahlreichen Fällen auf die Verbindung zu psychoaktiven Substanzen hin, entweder bildhaft angedeutet oder namentlich genannt (vgl. Rättsch 1995). Auch die auf Techno-Parties häufig anzutreffenden, bewegten Lichtinstallationen simulieren typische, bildhafte Wahrnehmungen während eines Drogenrausches.

Dem Menschsein wohnt ein grundlegendes Bedürfnis nach Rausch, Ekstase und Bewusstseinerweiterung inne. Der Konsum psychoaktiver Substanzen ist ein potenzieller Weg, dieses Bedürfnis zu stillen, kann aber auch Ersatzfunktion für das sein, was uns im Laufe der Zivilisationsgeschichte zunehmend verloren ging, beispielsweise das Wissen um Existenz und Wirkung archaischer Trance- und Ekstase-Techniken (vgl. Goodman 1991). Hinzu kommt, dass vor allem kirchliche Institutionen als Vertreter puritanischer Wertvorstellungen die Praxis heidnischer Rituale verboten (vgl. Koch 1995) oder ihnen systematisch den sinnlichen Boden entzogen, wodurch ein Mangel an religiös motivierter Trance entstand. Nicht von ungefähr bedienen sich die Protagonisten der Techno-Szene mit Vorliebe archaischer, religiös besetzter Begriffe. Oder sind es vielmehr die Medien, welche die Techno-Bewegung in diesem Licht erscheinen lassen? Vermutlich ist beides zutreffend.

Trancezustände und Ekstase können selbstverständlich auch mit der Unterstützung körpereigener psychoaktiver Substanzen zum Tragen kommen. Im Grunde genommen – so die Meinung einiger InsiderInnen – bedarf es lediglich einer einmaligen Erfahrung mit Ecstasy, bei der die entsprechenden Informationen erstmals im Körperwissen gespeichert werden, um danach praktisch fast jederzeit wieder abrufbar zu sein (vgl. Baldemair 2001). Der nichtsdestotrotz sehr beliebte Griff zur verheißungsvollen Tablette (vgl. Doldin 1996) entpuppt sich angesichts dessen als Gewohnheitsritual (vgl. Rättsch 1999) oder als Akt der Bequemlichkeit.

Wissenschaftliche Untersuchungen belegen den drastischen Anstieg der Ecstasy-KonsumentInnen, wobei sich das Einstiegsalter für den Erstkonsum nach vorne verlagert hat (vgl. Tossman/Heckmann 1997). Dieses Faktum ist zweifelsohne besorgniserregend, sollte jedoch nicht zu vorschnellen (Vor-)Urteilsbildungen und pauschalen Stigmatisierungen bestimmter Personengruppen führen oder – gar unter dem Deckmantel des „Opferschutzes“ – der Durchsetzung einseitiger, gesellschaftspolitischer und wirtschaftlicher Machtinteressen dienen. Ausführlicher wurde auf die Grundsatzprobleme in der Drogendebatte bereits an anderer Stelle eingegangen (vgl. Strieder 2001). Allenfalls ergibt sich die Notwendigkeit einer verstärkten kultur- und anthropologischen Sichtweise in der gängigen Jugend- und Drogenpolitik. Als Diskussionsgrundlage für VertreterInnen jeglicher, ideologischer Couleur in Sachen Drogenkonsum bietet sich folgendes Zitat von Albert Hofmann (1996, S. 24) an:

„LSD hat mir neue Dimensionen gezeigt. Ich hatte das Gefühl, ich stehe mitten in einer Wahrheit, die mich zu einer bestimmten Lebenshaltung geführt hat. Wichtig ist für mich, dass ich das, was ich für wahr halte, in meinem Leben lebe. Deswegen brauche ich LSD nicht mehr. Deswegen finde ich auch, dass ein verkrustetes, ausgetrocknetes, altes Bewusstsein LSD sinnvoll gebrauchen kann. Für die Jugend gibt es aber bessere Mittel: sie sollen tanzen!“ (Albert Hofmann, Erfinder von LSD in einem Interview mit „Frontpage“)

¹⁵ Ich gestehe es offen, dieser Ausdruck stammt von mir. Er kam mir soeben in den Sinn, als es darum ging, jenes Gefühl von Frauen zu beschreiben, die – obgleich voller unbändiger Tanzlust - Bewegungen im Bereich sexualisierter Körperzonen durch gezielte Selbst- und Fremdbeobachtung schier zwanghaft in Schach zu halten versuchen, ja, bändigen müssen, um nicht der leichtsinnigen, sexuellen Provokation (noch dazu ohne ernste Absichten auf Geschlechtsverkehr!) von Seiten der Männer- und (leider auch) Frauenwelt schuldig gesprochen zu werden.

ANHANG:

Methoden zur Mobilisierung körpereigener Drogen

Die meisten Menschen sind sich der Tatsache kaum bewusst, dass ihr Gehirn eigene Psycho-Drogen produziert z. B. schmerzlindernde (morphiumähnliche), angstlösende (valiumähnliche) oder energiesteigernde Substanzen (vgl. Zehentbauer 1994). Für das Entstehen von Trance und Ekstase auf Techno-Parties sind vor allem Dopamin, Adrenalin, Noradrenalin, Serotonin Endorphine und körpereigene Psychedelika verantwortlich – um nur einige der wichtigsten Botenstoffe (Neurotransmitter und Hormone) zu nennen. Psychedelika sind dem LSD ähnlich, erweitern die Wahrnehmung, lassen Visionen, Tag- und Nachträume entstehen und bringen Erleuchtung. Sie stehen in enger Verbindung zu den Endorphinen, zu Serotonin und Dopamin. Letzteres ist eine Neurotransmittersubstanz aus der Aminosäure Dopa, die auch die Muttersubstanz für Melanin ist, jenem Stoff, der Haaren und Haut die Tönung verleiht. Dopamin ist vor allem in hoher Konzentration für künstlerische Leistungen, für das Hyperphantastische, das Aus-dem-Rahmen-Fallende und das Absurde verantwortlich; es ist ein potenziell „ver-rückt“ machendes Molekül. Der Aktionsradius von Dopamin erstreckt sich gemäß Zehentbauer (1992, S. 137) auf viele Bereiche des leibseelischen Empfindens:

- x erhöhter seelisch-körperlicher Antrieb, der angenehm empfunden wird („emotional drive“); vermehrte emotionale und motorische Spontaneität
- x Förderung von Konzentrations- und Reaktionsfähigkeit; große Aufmerksamkeit und Wachheit, ohne dabei überdreht zu sein; verbesserte Sinneswahrnehmung; scharfes Denken, differenzierte Meinungsbildung, erweiterte Phantasie und Kreativität
- x Angstlösend und antidepressiv: Tendenz zu gehobener Stimmung bis hin zu Glücksgefühl
- x Sexuell ausgleichend bis zur leichten Steigerung sexueller Lust
- x Energieverbrauchend und gewichtsreduzierend
- x Vegetativ harmonisierend; ausgeprägte Stabilisierung des Herz-Kreislauf-Systems
- x Stimulierung von weißen Blutkörperchen (Leukozyten) und damit Verstärkung der Immunabwehr
- x Harmonisierung der Körperbewegung; Koordinierung und Veredelung der Feinmotorik (Mimik, Spiel der Hände und Finger): Steuerung der instinktiven (unwillkürlichen) Bewegungskontrolle des Muskeltonus (auch wichtig für absichtlich bewegungsloses Verharren)
- x Dopamin ist wohl der wichtigste Neurotransmitter des extrapyramidalen Nervensystems (das z. B. dem kraftvollen Sprung einer Tänzerin Harmonie und Grazilität verleiht oder Bewegungen im Zeitlupentempo erst ermöglicht).

Ebenso wie Dopamin wirkt auch das Stresshormon Noradrenalin allgemein aktivierend, stimmungshebend und antidepressiv. Die glücklichmachenden Endorphine gelten auch als körpereigene Morphium-Moleküle. Sie stillen den Schmerz und heben gleichzeitig die Stimmung. Serotonin sorgt für innere Ausgeglichenheit und Ruhe. Ähnlich beruhigend, angstlösend und nebenbei stimmungsaufhellend wirkt das körpereigene Endovalium.

Folgende Techniken veranlassen die Produktion endogener, psychoaktiver Substanzen, die sowohl als Ersatz für Psychopharmaka als auch zur Bewusstseinsweiterung gezielt eingesetzt werden können¹⁶ (vgl. Zehentbauer 1992, S. 181-189):

Aktives Imaginieren

Imaginieren bedeutet, eine bildhafte Vorstellung, ein inneres Bild von einer Situation zu entwickeln. Das jeweilige Bild, das wir uns vorstellen, setzt dann bestimmte Botenstoffe frei: Wollen wir schlafen, stellen wir uns am besten eine völlig entspannte Situation vor um sedierende Botenstoffe wie Endovalium und Serotonin zu aktivieren. Geht es hingegen darum, die eigene Trägheit zu vertreiben, so vergegenwärtige man sich eine Sequenz von Aktivitäten – vorzugsweise solche, die auch Spaß machen! Dank der Ausschüttung von Noradrenalin, Dopamin und Acetylcholin werden wir uns innerhalb kürzester Zeit munterer und unternehmungslustiger fühlen. Mit dieser Methode lassen sich offensichtlich sowohl anregende, kreativitätsfördernde als auch beruhigende, körpereigene Drogen freisetzen.

Atemtechniken

Die meisten Atemübungen wirken harmonisierend auf die endogenen Regelmechanismen der körpereigenen Botenstoffe (siehe Yoga, Meditation)

Ausagieren

Das Ausagieren von Stimmungen und Affekten ist der spontanen Mobilisierung von körpereigenen Drogen offensichtlich zu-



träglich. Ständiges Sich-Beherrschen und Sich-Anpassen dämpft die endogenen Botenstoffe in ihrer Aktivität und kann die Biofeedback-Regemechanismen im Körper nachhaltig stören.

Autogenes Training

Das Prinzip des Autogenen Trainings liegt in der Selbstbeeinflussung, der Autosuggestion. Durch starke gefühlsbetonte Erwartungen, aber auch durch zielgerichtetes Denken können psycho-physische Vorgänge positiv beeinflusst werden. Dabei kommt es zur Mobilisierung von Serotonin, Endovalium, Endorphinen und Melatonin.

Ekstatisches Tanzen

führt zur Ausschüttung von Noradrenalin, Adrenalin, Schilddrüsenhormonen und Glückshormonen, sogenannten Endorphinen. Ähnlich wie bei Orgasmen kommt es durch die exzessive Mobilisierung von körpereigenen Psychedelika, Endorphinen und Dopamin zu rausch- und tranceähnlichen Bewusstseinszuständen.

Extrembelastungen

Lang andauernde, mitunter sogar lebensgefährliche Extremsportarten (z.B. Steilwandklettern, U-Bahn-Surfen, Drachenfliegen, bungee jumping) führen zu einer enormen Erhöhung des Blutspiegels mit Noradrenalin, Acetylcholin, Endorphinen und männlichen Sexualhormonen. Besonders von Depressionen betroffene Jugendliche suchen solche Situationen (bewusst oder unbewusst) auf zur psychischen Stimmungshebung als auch zur Steigerung des Lebensgefühls.

Konzentrierte Aktivität – Trance, Flow

Ein Trancezustand ist u.a. charakterisiert durch eine gesteigerte Form des Erlebens mit exzessiv vertiefter Wahrnehmung. Konzentrierte Aktivität kann psychedelische Zustände verursachen, wobei hier Dopamin und Endorphine als körpereigene chemische Einflussfaktoren eine wichtige Rolle spielen.

Massage

Diverse Organe können durch manuelle Reizung oder Selbstmassage zu vermehrter endogener Drogenproduktion angeregt werden (z. B. Schilddrüse, Sexualorgane). Auch über andere Körperteile (z. B. Rücken, Gesicht) lassen sich bestimmte Botenstoffe stimulieren, besonders bei Akupunktur, Akupressur und Reflexzonenmassage. Die genannten Methoden (kombiniert mit einfachen Bewegungsübungen) erhöhen den Endorphinspiegel und tragen zur Mobilisierung von Acetylcholin und Noradrenalin bei.

Meditation

Ein meditativer Entspannungszustand kann durch spezielle Atemtechniken, bestimmte Bewegungsabläufe, Tanz, Versenkung in ein Bild, Musik, Gesänge oder Gebete erreicht werden. Meditation verfügt aber nicht nur über beruhigende, sondern auch aktivierende und kreativitätsfördernde Eigenschaften. Die wiederholte Ausrichtung nach „Innen“ begünstigt das symbolische und paralogische Denken, d.h. intuitives Wissen und spontane Assoziationen fließen ungehemmt ins Bewusstsein. Dabei werden folgende Botenstoffe mobilisiert: Serotonin, Dopamin, Endorphine, Melatonin, Endovalium, körpereigene Psychedelika und als Folge der Meditation häufig Noradrenalin.

Monotonisierung

Motorische Monotonie kann mittels vermehrter Bereitstellung endogener Psychedelika zu Selbstentgrenzungserfahrungen führen. Dies geschieht bei Techno anhand der monotonen Rhythmen elektronisch erzeugter Musikstücke.

Placebo Effekte

Placebo ist ein Stimulans, das die Selbstregulierungs- und Selbstheilungskräfte im Menschen mobilisiert. Spannenderweise muss dieser nicht gegenständlich sein, sondern kann auch als geistige Energie beispielsweise in Form eines Heilrituals wirken. Durch Placebo wissenschaftlich nachgewiesen ist ein Konzentrationsanstieg der körpereigenen Endorphine bei Menschen mit guten Selbstregulierungskräften.

Reizentzug

Eine natürliche Form des Reizentzugs stellt die schon aus der Bibel bekannte Askese in der Wüste dar. Sowohl durch Reizentzug als auch Reizüberflutung werden körpereigene Psychedelika, Noradrenalin, Endorphine und Dopamin angeregt.



Reizüberflutung

Reizüberflutung entsteht durch extrem dichte Konfrontation mit akustischen, optischen und anderen sensomotorischen Reizen. Sie kann im Rahmen festlicher Ereignisse ebenso wirken wie beim Tanzen auf Techno-Parties. Die dabei aktivierten, psychogenen Botenstoffe sind dieselben wie bei Reizentzug.

Schlafentzug

Die durch stundenlanges Tanzen und damit einhergehendem Schlafentzug verursachte Mobilisierung von Botenstoffen wie Serotonin und Noradrenalin bedingt eine vorübergehende Beseitigung depressiver Verstimmungen.

Sexualität

Bei intensiver Masturbation und bei heftigen Orgasmen kann es durch die exzessive Mobilisierung von körpereigenen Psychedelika, Endorphinen und Dopamin zu rausch- oder tranceähnlichen, ekstatischen Bewusstseinsveränderungen kommen. Die Sexualhormone erreichen dabei ihre maximale Konzentration im Blut.

Yoga

Ein wesentliches Ziel von Yoga ist die Wiedergewinnung der Einheit von Körper und Seele. Yoga-Übungen beinhalten den Wechsel zwischen körperlicher Anspannung und Entspannung, wobei auch die Atmung zu berücksichtigen ist. Die Botenmoleküle wirken bei Yoga nicht nur entspannend und beruhigend (Endorphine, Serotonin, Endovalium) sondern auch leicht aktivierend (Dopamin, Noradrenalin).

LITERATUR

Alkemeyer, Th. (1996): Gesellschaft, Körper, Tanz. In: Gesellschaft für Tanzforschung (Hrsg.): Jahrbuch Tanzforschung, Band 6 (S. 9-26), Wilhelmshaven

Allesch, Ch. (1994): Der schale Genuss. Über die Langeweile in der Erlebnisgesellschaft. In: U. Winkler (Hrsg.): Das schöne Leben. (S. 55-65), Thaur/Wien/München, Kulturverlag

Andritzky, W./S. Trebes (1995): Vision, Kreativität, Heilung. Das konstruktive Potential sakraler Heilpflanzen in der Industriegesellschaft. In: M. Winkelmann/W. Andritzky (Hrsg): Jahrbuch für Transkulturelle Medizin und Psychotherapie (S. 381-408), Berlin, VWB

Anz, P./ P. Walder (1995): Techno. Zürich, Rico Bilger

Auerbach, E. (1982): Mimesis. Dargestellte Wirklichkeiten in der abendländischen Literatur. Bern/München

Baldemair, A. (2001): Trancezendenz – Trancezustände beim Tanzen auf Techno-Parties und durch das Praktizieren religiös-ritueller Körperhaltungen nach Felicitas Goodman. In: Th. Phleps (Hrsg): Beiträge zur Populärmusikforschung Heft 27/28 (S. 253-269), Karben, Coda

Balint, M. (1960): Angstlust und Regression. Stuttgart, Klett-Verlag

Barkhaus A. (2001): Körper und Identität. Vorüberlegungen zu einer Phänomenologie des eigensinnigen Körpers. In: S. Karoß/L. Welzin (Hrsg.): tanz politik identität. Band.11 (S. 27-49), Hamburg, LIT

Baxmann, I. (2000): Mythos: Gemeinschaft. Körper- und Tanzkulturen in der Moderne. München, Fink

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M., Suhrkamp

Böpple, F./R. Knüfer (1996): Generation XTC - Techno und Ekstase. Berlin, Volk und Welt

Bohleber, W. (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. Psyche 53, (S. 507-530)

Bossinger, W. / P. Hess (1993): Musik und außergewöhnliche Bewusstseinszustände. In: H. Leuner / W. Schlichting (Hrsg): Jahrbuch des Europäischen Collegiums für Bewusstseinsstudien, Band 14 (S. 239-254), Berlin, VWB

Bourguignon E. (1973): Religion, Altered States of Consciousness and Social Change. Ohio, University Press

Brandl, R. M. (1993): Musik und veränderte Bewusstseinszustände. In: Bruhn H. / R. Oerter / H. Rösing (Hrsg.) Musikpsychologie. Ein Handbuch (S. 599-610), Hamburg, Reinbek

Callois, R. (1982): Die Spiele und die Menschen. Frankfurt/M., Suhrkamp

Costo, H. (1995): Vom Urkult zur Kultur - Drogen und Techno. Solothurn, Nachtschatten

Csikzentmihaly, M. (1974): Flow: Studies of Enjoyment. University of Chicago, PHS Grant Report,

Csikzentmihaly, M. (1990): FLOW – The Psychology of Optimal Experience. New York, Harper & Row

- Daiber, C.F.** (1992): Wird der Glaube zu einer Erlebnis- Religion ohne Dogmatik? In: Lutherische Monatshefte, Band 31 (S. 572ff)
- Dittrich, A.** (1985): Ätiologie unabhängige Strukturen veränderter Wachbewusstseinszustände. Ergebnisse empirischer Untersuchungen über Halluzinogene I. und II. Ordnung, sensorische Deprivation, hypnagoge Zustände, hypnotische Verfahren sowie Reizüberflutung. Stuttgart, Enke
- Douglas, M.** (1986): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt/M., Fischer
- Eliade, M.** (1989): Schamanismus und archaische Ekstasetechniken. Frankfurt/M., Suhrkamp
- Ders.** (1973): Die Sehnsucht nach dem Ursprung. Wien, Europa
- Ders.** (1957): Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen. Hamburg, Rowohlt
- Eisner, B.** (1989): Ecstasy. The MDMA-Story. Ronin Publishing Inc., Berkely, California
- Erikson, E. H.** (1970): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart, Klett
- Fend, H.** (1991): Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Entwicklungspsychologie der Moderne. Band II, Bern, Huber
- Feige, M.** (2000): Deep in Techno. Die ganze Geschichte des Movements. Berlin, Schwarzkopf & Schwarzkopf
- Figge, H. H.** (1994): Heilkundige in Trance. Psychologische Überlegungen an Beispielen aus der brasilianischen Umbanda. In: curare – Zeitschrift für Ethnomedizin, Bd. 17/2 (S. 229-240), Berlin, VWB
- Fischer A. / Y. Fritzsche / W. Fuchs-Heinritz / R. Münchmeier** (2000): Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie. Opladen, Leske + Budrich,
- Freund, Th.** (1995): Techno – eine Gefahr für Jugendliche? In: Österreichisches Institut für Jugendforschung, Jugendreport 2, (S. 9-10).
- Fuhrer U.** (2000): Individuierung durch Kulturbildung – das Beispiel Graffiti. In: Knolle N. (Hrsg.): Kultureller Wandel und Musikpädagogik (S. 9-26), Essen, Die Blaue Eule
- Gergen, K.J.** (1990): The saturated self: Dilimmas of identity in contemporary life. New York, Basic Books
- Ders.** (1994): << Sinn ist nur als Ergebnis von Beziehungen denkbar>>. Interview mit K.J. Gergen, in: Psychologie heute, Band 10 (S. 34-38)
- Goodman, F. D.** (1992): Trance. Der uralte Weg zum religiösen Erleben. Gütersloh
- Guttman G./G. Langer** (1992): Das Bewußtsein. Multidimensionale Entwürfe. Wien/NewYork, Springer
- Hemment, D.** (1998): Dangerous Dancing and disco riots: the northern warehouse parties. In: G. McKay (Hrsg): DiY Culture. Party & Protest in Nineties Britain (S. 208-228), London/New York, Verso
- Hess, P./ S. Rittner** (1996): Bewusstseinsforschung. In: H.-H. Decker-Voigt (Hrsg.): Lexikon Musiktherapie. Göttingen, Hogrefe
- Hoffman, K.** (1994): Dimensionen der Ekstase. München, Anarche
- Hofmann, A.** (1996): LSD: Completely Personal. In: MAPS – Bulletin of Multidisciplinary Association of Psychedelic Studies (translation by J. OTT), Volume VI/ Nr. 3 (S. 46-52)
- James, W.** (1997): Die Vielfalt religiöser Erfahrung: eine Studie über die menschliche Natur. Lizenzausgabe/1. Auflage, Frankfurt/M., Insel
- Janus L.** (1992): Schamanismus und menschliche Bewusstseinsentwicklung. In: Ch. Rättsch / J. R. Baker (Hrsg): Jahrbuch für Ethnomedizin und Bewusstseinsforschung, Bd. 1 (S. 33-49), Berlin, VWB
- Jerrentrup, A.** (1992): Techno – vom Reiz einer reizlosen Musik. In: Th. Phleps / H. Rösing (Hrsg): Beiträge zur Populärmusikforschung, Heft 12, (S. 46-84). Karben, Coda
- Keupp, H./ T. Ahbe/ W. Gmür/ R. Höfer/ B. Mitscherlich/ W. Kraus/ F. Straus** (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek, Rowohlt
- Klein, G.** (2001): electronic vibration. Pop Kultur Theorie. Hamburg, Rogner & Bernhard
- Dies.** (1994): Frauen-Körper-Tanz. Eine Zivilisationsgeschichte des Tanzes. München, Wilhelm Heyne
- Koch, M.** (1995): Salomes Schleier. Eine andere Kulturgeschichte des Tanzes. Hamburg, Europäische Verlagsanstalt
- Kraus, W./B. Mitscherlich** (1995): Identitätsdifusion als kulturelle Anpassungsleistung. Erste empirische Ergebnisse zu Veränderungen der Identitätsentwicklung. Psychologie in Erziehung und Unterricht, Band 42 (S. 65-72)
- Dies.** (1997): Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von James E. Marcia und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung. In: H. Keupp/R. Höfer (Hrsg): Identitätsarbeit heute (S. 149-173). Frankfurt/M., Suhrkamp

- Krollpfeiffer, K.** (1996): Auf der Suche nach ekstatischer Erfahrung. Erfahrungen mit Ecstasy. Berlin, VWB
- Leary, T.** (1982): Politik der Ekstase. Dt. Ausgabe Volksverlag, Linden (Amerik. Orig. 1968)
- Le Breton, D.** (1995): Lust am Risiko. Frankfurt/M., dipa
- Liebsch, K.** (2001): Identität-Bewegung-Tanz. Theoretische Reflexionen zum Begriff der Identität. In: S. Karoß/L. Welzin (Hrsg.): tanz politik identität. Band 11 (S. 11-24), Hamburg
- Maslow A.** (1978): Motivation und Persönlichkeit. Olten/Freiburg (Amerik. Orig. 1954) Walter
- Ders.** (1985): Psychologie des Seins. München (Amerik. Orig. 1968), Kindler
- Mattheis R.** (2001): Mimesis des Tanzes. Ekstase und mythische Identifikation. In: S. Karoß/L. Welzin (Hrsg.): tanz politik identität Band 11 (S. 51-65), Hamburg, LIT
- Metzinger, T.** (1995): Bewusstseinsforschung und Bewusstseinskultur. In: H. Leuner/M. Schlichting (Hrsg.): Jahrbuch des Europäischen Collegiums für Bewusstseinsstudien 1993/94, (S. 7-29)
- Metzner, R.** (1993): Sucht und Transzendenz als Zustände veränderten Bewusstseins. In: A. Dittrich / H. Leuner (Hrsg): Welten des Bewusstseins – Ein interdisziplinärer Dialog. Band 1 (S. 149-170), Berlin, VWB
- Mitterlehner, F.** (1996): Let´s Fly Together. Diplomarbeit, Universität Salzburg
- Müller, R.** (1996): Körper und Musik in Jugendkulturen. In: Pädagogik, Heft 6, S. 15-18
- Negt, O.** (1998): Lernen in einer Welt gesellschaftlicher Umbrüche. In: H. Dieckmann/ B. Schachtsiek (Hrsg.). Lernkonzepte m Wandels (S. 21-44), Stuttgart, Klett-Cotta
- Otto, R.** (1947): Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. München, Biederstein
- Pfleiderer, B.** (1993): Der ethnographische Blick auf Ergriffenheit und Trance: Zum Diskurs der Ausgrenzung und Wiederkehr. In: A. Dittrich/A. Hofmann/H. Leuner (Hrsg): Welten des Bewusstseins, Bd. 2 (S. 139-151)
- Pöppel, E.** (1982): Lust und Schmerz. Grundlagen menschlichen Erlebens und Verhalten. Berlin, Severin und Siedler
- Rätsch, Ch.** (1995): Sucht und veränderte Bewußtseinszustände im Kulturvergleich. In: curare. Zeitschrift für Ethnomedizin, Nr. 18/2 (S. 271-277). Berlin, VWB
- Ders.** (1995): Ritueller Gebrauch psychoaktiver Substanzen im modernen Mitteleuropa – Eine ethnographische Skizze. In: curare – Zeitschrift für Ethnomedizin, Nr. 18/2 (S. 297-324), Berlin, VWB
- Reynolds, S.** (1995): Wohin tanzt die Rave Kultur? In: Spex - Musikzeitschrift, Ausg./Oktober; (S. 64-69), Übersetzung aus dem Englischen: Andrea Honecker
- Rietveld, H.** (1998): Repetitive beats: free parties and the politics of contemporary DiY dance culture in Britain. In: G. McKay (Hrsg.): DiY Culture. Party & Protest in Nineties Britain (S. 243-269). London/New York, Verso
- Rouget, G.** (1985): Music and Trance. A Theory of the Relations between Music and Possession. University Press, Chicago
- Saunders, N.** (1993): E for Ecstasy. London, Neal´s Yard Desktop Publishing Studios
- Scharfetter C.** (1995): Welten des Bewusstseins und ihre Kartographen in: Curare – Zeitschrift für Ethnomedizin Bd. 18/1, (S. 161 – 171), Berlin, VWB
- Strauss, A. L.** (1959): Mirrors & Masks. The search for identity. New Brunswick/London, Transaction Publishers
- Strieder C.** (2001): Kontrollierter Gebrauch illegalisierter Drogen. Funktion und Bedeutung des Gebrauchs illegalisierter Drogen im gesellschaftlichen Kontext. Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit. Band 32, Berlin VWB
- Turner V.** (1995): Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt/M., Fischer
- Van Gennep, A.** (1986): Übergangsrituale. Frankfurt/M. Campus
- Welsch, W.** (1995): Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt/M., Suhrkamp
- Wilber, K.** (1981): Halbzeit der Evolution. Der Mensch auf dem Weg vom animalischen zum kosmischen Bewusstsein. Eine interdisziplinäre Darstellung des menschlichen Geistes. Berlin, Bertelsmann
- Wright, M. A.** (1994): Freedom to Party. An Investigation into the British Dance/Rave Scene and the Implications of the Criminal Justice Act. In: Rätsch Ch. / J. R. Baker (Hrsg): Jahrbuch für Ethnomedizin und Bewusstseinsforschung (S. 343-351). Berlin, VWB
- Zehentbauer, J.** (1992): Körpereigene Drogen. Die ungenutzten Fähigkeiten unseres Gehirns. München/Zürich, Artemis & Winkler

5. GERALD KOLLER:
PÄDAGOGISCHE KONSEQUENZEN:
REGRESSIONSRÄUME, INTEGRATION, CREDIBILITY UND BEGLEITUNG ZUR SELBSTVERANTWORTUNG

Hinter dem risflecting-Ansatz steht, der Kern desselben ist, eine pädagogische Haltung, die glaubwürdig die Balance zwischen notwendiger Regression und sozialer Verantwortung bildet.

Da Rausch- und Risikoerfahrungen weitab alltäglicher Vernunft ihre Wirkung entfalten, brauchen auch angemessene pädagogische Maßnahmen den Mut zur Regression. Der Umgang mit Magie braucht magische, der Umgang mit Emotionen emotionale Kompetenz. Darauf ist etwas näher einzugehen:

Nach den heutigen Erfahrungen der Evolutionswissenschaften (beispielsweise der dynamischen Systemtheorie) entwickelt sich alle Evolution hierarchisch hin zu mehr Tiefe und Komplexität der Strukturen, indem sie vorhergehende Strukturen integriert und zugleich transzendiert. Ken Wilber, führender Bewusstseinsforscher, spricht der Evolution eine Zunahme an „Agenz und Kommunikation“ sowie an Fähigkeit, die eigene Strukturebene zu transzendieren, zu. Unter Agens und Kommunikation ist hier die relative Autonomie des Wesens auf der einen Seite wie auch die kommunikative Vernetzung mit dem Umfeld auf der anderen Seite gemeint. Agens und Kommunikation drücken also aus, dass jedes Wesen individuell und sozial interagiert.

Wenn nun ein Evolutionsgrad (und das gilt vom Atom bis zum komplexen menschlichen Holon) nicht genügend gefestigt ist – was immer auch die lebendige Integration aller vorhergehenden Evolutionsstufen meint – so bleibt ihm nur eine Wahl, die Instabilität dieses Zustand zu beenden, der ja, je höher die Komplexität, desto bedrohlicher wird die Regression. In der Regression, also dem Zurückgehen auf die vorhergehende Evolutionsstufe ist – in einem mitunter dramatischen Akt – der Versuch der erneuten Integration möglich. Bei menschlichen Wesen gibt es verschiedene Regressionsmöglichkeiten in Stadien, die mitunter gesellschaftlich nicht toleriert sind oder auch berechtigt als riskant gelten. Ziel dieser Regressionen ist immer das Zurückgehen vor den nicht mental integrierten Zustand moralischer, psychischer und sozialer Komplexität, ein Eintauchen in die präbegriffliche Symbolwelt, um aus ihr nicht erlebte Heimat zu gewinnen oder einen neuen Anlauf in der Entwicklung zu wagen.

Integrative Gesundheitsentwicklung versucht, das risikobehaftete Regressionsverhalten von Menschen in seinen evolutionsorientierten Ansatz zu integrieren – ganz einfach deswegen, weil uns die Evolution gar keine andere Wahl lässt. Jede Art von Ausschluss von nicht erwünschten Verhalten im Sinne einer Pathologisierung steht der Gesundheitsentwicklung entgegen, wenn es um primärpräventive Bemühungen geht. Somit beschreibt Gesundheitsentwicklung eine Spiralbewegung, die sich der salutogenen Mitte annähert, dabei aber Risiko- und Problembereiche in ihrer Entwicklung mitnimmt. Dies stellt sicher, dass Veränderungsprozesse in Einstellung und Verhalten, die oft unterbewusst stattfinden, bewusst werden und dadurch Unterstützung erfahren können: Zum einen wird die bislang noch nicht gänzlich transzendierte Vorstufe der Entwicklung integriert und nutzbar gemacht, zum zweiten wird die neue Entwicklungsebene gefestigt.

Die Evolution zeigt uns, wohin pathologisches Beharren auf einer noch nicht integrierten Entwicklungsebene führt: Es kommt zu Dissoziationen von verinnerlichten Anteilen. Was der Physik und Biologie bekannt ist, beobachtet im menschlichen Bereich auch die Psychologie – hier heißt die Dissoziation Verdrängung von nicht akzeptierten Triebanteilen, die als „Schatten“ (C.G.Jung) ihre dissoziierte Eigen-dynamik entwickeln. Wer also die eigene psychosoziale Gesundheit offensiv entwickeln möchte, bedarf, um nicht in der Spaltung zwischen einer Vorwärtentwicklung, die vom Über-Ich angetrieben wird, und der Eigendynamik des Trieblebens seinen Selbstwert zu verlieren, mitunter der Regression: Das zieht uns am Risikoverhalten, am Widerstand gegenüber überhöhten moralischen Normen, am Rauschhaften an. Wer also Regression (deren Reifungspotential uns ja auch in jeder Krankheit und Krise begegnet) nicht als Möglichkeit des Gesundseins integriert, wird immer Gefahr laufen, den persönlichen Entwicklungsweg zur Flucht vor dem Unbewussten zu benützen.

Alle Kulturen dieses Planeten haben um die Wichtigkeit von regressiven Symbolhandlungen gewusst, um individuelle und soziale Identität zu stärken: Durch Rituale, soziale Rhythmen, auch durch Spiele haben Menschen Rahmen für Regressionserfahrungen geschaffen, die eine Brücke zwischen Verdrängtem und Triebhaftem und dem Alltagsbewusstsein herstellten – und damit pathologischer Erstarrung vorbeugten. Ein klassisches Beispiel dafür sind die „Aschenjahre“ der Wikinger-Clans: Fühlte ein Clan-Mitglied sich mit sich selbst uneins, wie z.B. in der Zeit von Pubertät oder Wechseljahren, so hatte es das Recht auf Aschenjahre. Es verbrachte sein Leben dann im Staub des Aschenrings, der sich um das ständig in Gang gehaltene Herdfeuer in der Hausmitte befand. Die Verpflegung wurde durch den Clan besorgt, es musste während dieser Zeit keinen sozialen Verpflichtungen nachgekommen werden. In den Chroniken heisst es, dass die Menschen nach dieser Regressionszeit gestärkt und als wertvolle Stützen ihrer Gemeinschaft ihren Beitrag gemäß ihrer neuen und integrierten Lebenssituation leisteten.

Es klingt paradox: zukunftsorientierte Problemvermeidung hat auch die Aufgabe, vergangenen Dissoziationen die Chance zur Integration zu geben, indem sie Regressionsräume bereitstellt, in denen auch Risikoverhalten möglich ist. Das 20. Jahrhundert hat klar gezeigt, dass gerade jene Dissoziationen, die die desintegrierende Gesundheitsethik des vorangegangenen Jahrhunderts uns beschert hat (mechanistische Funktionalismus, nationalstaatliche Sozialidentität, desintegrative Sexualmoral),

in Katastrophen geführt haben, die uns als Tiefpunkte menschlicher Verhaltensmöglichkeiten vor Augen stehen. Nur die Erlaubnis zu Regression im ritualisierten Zeit-Raum stellt sicher, dass diese der Integration und Weiterentwicklung dient und nicht in pathologischer Erstarrung das menschliche (Unter-) Bewusstsein deformiert.

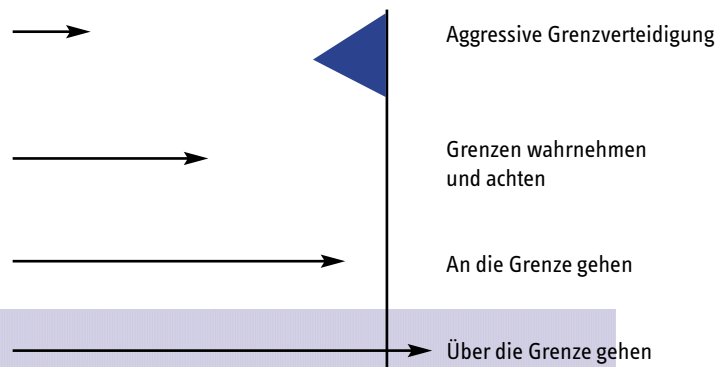
Alle anderen Versuche, Risiken auszuschalten, müssen sich den Vorwurf der Sozialromantik gefallen lassen – welcher Ideologie sie auch entspringen. Ob wir menschliches Problemverhalten bekämpfen, vernichten oder ausröten, oder ob wir es nicht wahrhaben und uns ausnahmslos den positiven Seiten menschlicher Kompetenz zuwenden (Lust, Kraft, Kreativität, Logik und Spiritualität) – die Evolution, auch jene des menschlichen Bewusstseins belehrt uns eines besseren, wie sich Leben und Lebendigkeit entwickelt.

Ebenso wichtig ist der Umgang mit Grenzen. Rausch- und Risikokompetenz heißt daher, zu gewissen Zeiten frei für die Erfahrung zu sein, zu anderen Zeiten frei von der Erfahrung.

Das stimmigste Beispiel für Grenze ist unsere Haut. Alle Funktionen einer Grenze sind in ihr vereinigt:
 sie ist das größte Wahrnehmungsorgan,
 eine sensible Zone,
 Schutz des Innen –
 und offen für Impulse und Nahrung von außen.

In unserem Umgang mit Grenzen werden meist manche dieser Funktionen vergessen. So reden die einen von grenzenlosen Möglichkeiten der Globalisierung oder der Völkerwanderung, die anderen fürchten sich davor und bauen massive Grenzen zu anderen Völkern und Regionen auf. Grenze hat aber immer alle diese Funktionen: sie ist zuerst einmal „sibles Wahrnehmungsfeld“, zwischen Menschen genauso wie zwischen Völkern. Sie ist Ort des Austausches genauso wie Ort der Abgrenzung. Kein Extrem wird ihrer vollen Funktion und Bedeutung gerecht.

Grenzen sind nicht dazu da, um a priori überschritten zu werden. Grenzen sind zuerst einmal dazu da, um geachtet zu werden. Wenn uns jemand ungefragt zu nahe tritt und unsere Grenzen verletzt, dann erleben wir dies als Gewalt. Die vier Möglichkeiten mit Grenzen umzugehen, stellen sich daher wie folgt dar:



Von der massiven Abwehr, die viel Entwicklungsraum ungenutzt lässt, bis zur (vereinbarten und gewollten oder ungewollten und gewalttätigen) Grenzüberschreitung ist vieles möglich. Kommunikation ist der einzig gangbare Weg, auf dem wir den achtsamen Umgang mit Grenzen kultivieren können.

PädagogInnen, die im Rausch- und Risikobereich arbeiten, brauchen credibility. Diese kann bei Zielgruppen in der Regel auf zwei Wegen erreicht werden:

→ **Durch das Anerkennen der Sehnsüchte und Handlungsweisen der Zielgruppen seitens der BegleiterInnen.**

Dazu gehört es auch, die entsprechenden Sozialformen, die in der jeweiligen Gruppe herrschen, sowie ihre Hintergründe ernstzunehmen. Dadurch wird beispielsweise deutlich, dass die Mitgliedschaft bei der Freiwilligen Feuerwehr sich deswegen ungebrochener, in manchen Gebieten sogar steigender Beliebtheit erfreut, weil in diesem Kontext rauschhaftes, risikohaftes und elementares Erleben ermöglicht wird.

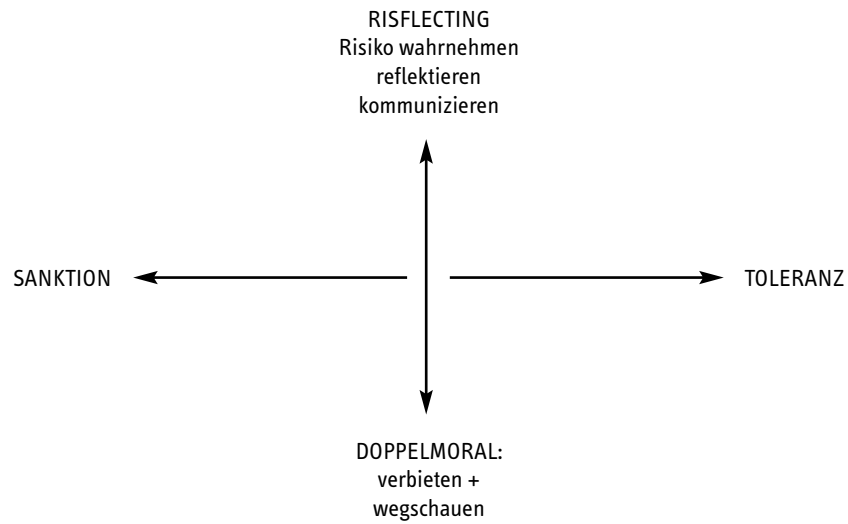
→ **Durch eigene Kompetenzen.**

Diese umfassen Eigenerfahrungen und/oder das Vermögen zu einer Reflexion, die emotionales Erleben jenseits moralischer Bewertungen integriert.



Selbstverantwortung ist das höchste pädagogische Ziel für rausch- und risiko-kompetentes Handeln. Dafür braucht es, wie der risflecting-Ansatz zeigt, hardskills (Umweltinformationen) und softskills (Inweltinformationen). Diese alle wahrzunehmen und als Grundlage für eine stimmige Entscheidung zu verwenden, soll sich in der Vorbereitung von Rausch- und Risikoerfahrungen als bewusst eingeschobenes Innehalten manifestieren: Wir bezeichnen dies als **break** – eine Analyse im Brückenbereich von Intellekt und Emotion, die zur Entscheidung führt, in die Erfahrung zu gehen - oder aber sie zu unterlassen.

risflecting versucht also einen 4. Weg zwischen moralgeleiteten Sanktionen und finanziell motivierter Toleranz, der offen und nicht doppelmoralisch ist:



6. METHODEN

Die hier vorgestellten Methoden bieten verschiedene kommunikative Zugänge zu Rausch- und Risikosettings. Aus der Vielzahl möglicher Ansätze wurde eine Auswahl getroffen.

6.1. MICHAEL GUZEI: DIE LIFE CHECK-METHODE: RISIKOTYPEN

*„Bedenke,
dass du deine innere Freiheit bewahrst,
ob du nun selbst deine Meinung änderst,
oder dem nachgibst, der sie berichtet.
Denn auch dann vollzieht sich deine Tätigkeit
nach deinem Willen und Urteil,
ja sogar nach deiner Absicht.“*
Marcus Aurelius, Römischer Kaiser, Philosoph, 2. Jahrhundert n. Chr.

„Das größte Risiko unserer Zeit liegt in der Angst vor dem Risiko“
Helmut Schoek, (*1922) österreichischer Soziologe

Es ist für die Methodenentwicklung in der Risikopädagogik von größter Bedeutung, sich mit den Gemeinsamkeiten auseinander zu setzen, auf denen Risikoverhalten in den verschiedensten Lebenssituationen beruht.

Dazu ist es notwendig, sich mit den psychophysischen Grundlagen zu beschäftigen, auf denen Risikoverhalten basiert.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, möchte ich in meinem Beitrag drei Aspekte näher betrachten und miteinander in Verbindung bringen:

1. Emotion und Risiko
2. Umgang mit dem körpereigenen psychoaktiven System
3. Risikostrategien und ihre Beziehung zum sozialen Umfeld

Emotion und Risiko

Emotionen sind die Grundlage jedes Risiko/verhaltens. Sie bauen sich aus körperlichen Reaktionen unseres psychoaktiven körpereigenen Systems und der psychischen Eigenwahrnehmung auf.

Dabei kann unterschieden werden:

x Gefühl:

Die Eigenwahrnehmung von psychischer und körperlicher Gestimmtheit – die expressive Komponente in der Aktivierung von Mimik, Gestik und Körperhaltung

x Affekt:

Eine Aktivierung des unwillkürlichen (nicht kontrollierbaren) Nervensystems und Ausschüttung verschiedener Hormone mit spürbaren Zeichen wie Herzklopfen, Erröten, Muskelanspannung etc.

Der Überbegriff dazu ist die:

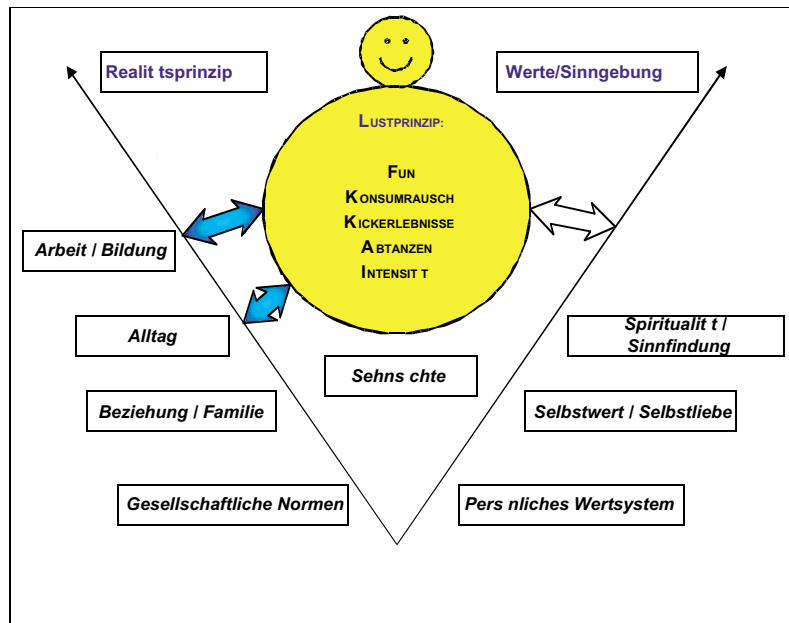
x Emotion: das Gesamtgeschehen von körperlicher Reaktion und Eigenwahrnehmung

Es wird dadurch offenkundig, das Risikoverhalten mit kognitiven Mitteln nicht wirklich erreicht werden kann, denn in einer emotionalisierten Situation gelten andere „Regeln“. Es ist also wichtig, möglichst genau auf diese Situationen vorzubereiten, in sie hineinzufühlen, sie vor- und nachzuerleben: in einem geschützten oder ritualisierten Rahmen sich ein inneres Bild davon zu machen.

Welche Ziele kann Risikopädagogik auf diesem Gebiet also verfolgen?

1. Bewusstmachung und Stärkung der emotionalen Eigenwahrnehmung.
2. Förderung von Kommunikationsprozessen in Gruppensituationen, in denen die emotionale Komponente bewusst eingebracht wird.

Vor allem der Freizeitbereich von Jugendlichen ist ein hoch emotionalisiertes Erlebnisfeld, in dem viele Möglichkeiten vorhanden sind, in riskante Emotionsschleifen zu gelangen. Es gibt ja mittlerweile eine mächtige Ersatzmittelindustrie für emotionale Bedürfnisse, die in den Themenbereichen:
 Körper/Mode, Jugendkultur/Musik, Fun-/Risiko-/Trendsportarten, Substanzen/legale/illegale ein reichhaltiges Angebot bereithält.



Diese Grafik zeigt die Vereinnahmung des Lustprinzips durch eine Ersatzmittelindustrie, die zu einem inneren Mangel an Wert/Sinnggebung führt und zu einer wechselseitigen Abhängigkeitsbeziehung zum materiell orientierten Realitätsprinzip führt. „Ich arbeite (lebe), um Spaß/Kick haben zu können“

Das von der Risikopädagogik angestrebte Ziel einer „emotionalen Kompetenz“ wird sich also mit einer Vielzahl von Themen auseinandersetzen müssen (diese Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit):

- x Selbst - Bewusstsein
- x Emotionale Selbstwahrnehmung
- x Kommunikation
- x Soziale Interaktion - Verhalten in Gruppen
- x Konfliktlösungsstrategien
- x Risikostrategien

Ein pädagogischer Modellablauf für einen reflektierenden Umgang mit Emotion in Verbindung mit Risikoverhalten könnte sich folgendermaßen gestalten:

- x Emotion tritt auf durch Auslöser (z.B.: Angst, Wut, Traurigkeit, Gruppendruck, aber auch positiv, Empathie, Freude, Liebe...)
- x emotionales Wahrnehmen (seelisch-körperlich)
- x Innehalten, (Break) (Distanzierung aus der Emotion - Hubschrauberperspektive)
- x Entscheiden und angemessenes Handeln (gelenkte Emotion)
- x Erleben
- x Reflexion

Zugang und Umgang mit dem körpereigenen, psychoaktiven System:

Einige Grundlagen:

Seit den 70er Jahren ist bekannt, dass die Wirkung von exogenen Substanzen mit psychoaktiver Wirkung (also psychoaktive Medikamente und Drogen) nur deshalb funktioniert, weil der menschliche Körper entsprechende chemische Substanzen selbst herstellt und damit große Teile unserer Befindlichkeit reguliert.





Wach-Schlafrythmen, Emotionen, Schmerzreaktionen des Körpers werden durch körpereigene Substanzausschüttungen (meist von Hormondrüsen gesteuert) je nach gewolltem Effekt unterstützt oder unterdrückt. Bislang sind über 600 solcher körpereigenen „Mittel“ identifiziert worden. Unser Körper beherrscht die Fähigkeit, diese Mittel chemisch jederzeit neutralisieren zu können und sie sozusagen auf Abruf bereit zu halten. Exogene Substanzen können auf unser psychisches System nur wirken, wenn sie sich biochemisch entsprechend zu einem intern vorhandenen Mittel verhalten (Schlüssel-Schloss-Prinzip).

Wenn Substanzen regelmäßig und mit steigender Dosis eingenommen werden, oder wenn Verhaltensweisen missbraucht werden, um ständig die körpereigenen Substanzen auszuschütten (Marathonlaufen, Risikosportarten...) wird die körpereigene Regulation gestört. Das kann bis zum völligen Ausfall der Produktion führen.

Das körpereigene Rauschsystem ist aber wiederum für die seelisch/emotionale Befindlichkeit sehr wichtig – das erklärt, wie wichtig das aktive Beeinflussen dieses „Befindlichkeitssystems“ für pubertierende Jugendliche ist, deren Hormonhaushalt dramatischen Veränderungen unterworfen ist und die oft unbewusst versuchen, durch das Einnehmen von Substanzen oder risikoreiche Verhaltensweisen ihr System wieder zu stabilisieren.

Die inhaltliche Klammer bezieht sich auf alle Methoden, mit denen das körpereigene psychoaktive System mobilisiert und aktiviert werden kann.

- x Körperwahrnehmung
- x Atem- und Entspannungsübungen
- x Fantasiereisen
- x Kreative Gruppenübungen (Musik, Malen...)
- x Meditationen
- x Erlebnispädagogische Übungen
- x Bewegung, Sport
- x

Risikokompetenz:

Ein wesentlicher Zugang zur Wahrnehmung der eigenen Risikokompetenz ist die Zuordnung zu einer der folgenden Strategien:

- x Risikovermeidung, Verdrängung, (Risikoabstinenzhaltung)
- x Vernunftzugang, Kontrolle, Sicherheit (Risikominimierung)
- x Risikokonsumhaltung (Risiko eingehen ohne Reflexion und bewussten Lustgewinn)
- x Risikosuche als bewusste Bestätigung der Lebenskompetenz (Flow)
- x Risiko als Möglichkeit, Intensität zu erleben. (Kick)
- x Risikomissbrauch zur Selbstzerstörung

Die Lebensumstände (das soziale Umfeld aber auch die gesellschaftlichen Normen), die innere persönliche Entwicklung (die eigenverantwortliche Kompetenz), das Bewusstsein (die Reflexionsfähigkeit und die Übertragung auf das Handeln) sind entscheidend dafür, wie mit dem jeweiligen Risiko umgegangen wird.

Ein Beispiel: Wenn wir in ein Auto einsteigen, gehen wir ein sehr hohes Risiko ein. Die Chance durch einen Unfall verletzt oder getötet zu werden, ist um ein vielfaches höher als etwa mit einem Flugzeug zu fliegen oder mit der Bahn zu fahren. Es gibt verschiedene Strategien, dieses Risiko zu bewältigen:

- x Gar nicht Auto zu fahren (Abstinenz, Vermeidung).
- x Sehr vorsichtig Auto zu fahren und sich des Risikos immer bewusst zu sein (Kontrolle, Vernunft).
- x Das Risiko nicht zu beachten und so zu fahren, wie man sich es gerade zutraut, das heißt stimmungsbhängig zu fahren (Konsum, Alltagsbewusstsein).
- x Gut Auto zu fahren, das heißt konzentriert und flüssig zu fahren und daraus eine gewisse Befriedigung zu schöpfen (Flow).
- x Riskant Auto zu fahren und das Risiko der Geschwindigkeit zu suchen (Kick).
- x Das Autofahren als Kompensation für ein seelisches Ungleichgewicht zu missbrauchen und dadurch sich selbst und andere in Gefahr zu bringen (Selbstzerstörung).

Der zweite Punkt ist der von der Gesellschaft propagierte (ÖAMTC, Verkehrsbestimmungen...)

Der vierte und fünfte Punkt wird von der Werbung und in den Medien (Autoverfolgungsjagd....) protegiert.

Der fünfte und leider auch der sechste Punkt sind oftmals von männlichen Jugendlichen bis 25 verfolgte Strategien.

Der zweite und dritte und manchmal auch der vierte Punkt trifft verhältnismäßig oft auf Frauen zu.

Es gibt also sehr verschiedene Ansätze, eben auch geschlechtsspezifisch unterschiedliche, mit dem objektiv vorhandenen Risiko umzugehen. Das ist aber nicht nur beim Autofahren so, sondern findet sich in vielen Lebensbereichen wieder. Die Statistik gibt Aufschluss darüber, welches objektive Risiko man eingeht, wenn man Fußball spielt oder Ski fährt oder auf eine Leiter steigt.





Wichtiger ist aber die subjektive Strategie – und die emotionale Befindlichkeit, in der diese Tätigkeiten angegangen werden. Natürlich ist dieses Risikoverhalten auch auf den Konsum von psychoaktiven Substanzen übertragbar. Wichtig ist auch hier, im Blick zu behalten, dass es nicht nur das Mittel ist, von dem das Risiko ausgeht, sondern die innere Haltung, die seelische Verfassung, das soziale Umfeld und die prinzipielle Herangehensweise an Risiko.

Im Folgenden vertiefe ich diese sechs grundlegenden Strategien zum Umgang mit Risikosituationen und beziehe diese auf bestimmte Risikobereiche, die relativ verbreitet sind und daher viele betreffen:

- x Essen/Figur
- x Alkohol
- x Snowboarden

Die Statements dienen dazu, sich selbst einzuschätzen und sich ein Bild zu machen, auf welchem Gebiet man welche Strategie verfolgt. Es ist nämlich durchaus möglich, dass eine Person auf einem Gebiet eher eine vorsichtige und sehr bewusste Strategie verfolgt, auf einem anderen Sektor aber sehr risikobereit ist.

Alkohol – Risikostrategien:

Zustand 1:

„Ich möchte nüchtern sein und mein Bewusstsein nicht von Alkohol beeinflussen lassen.“

Zustand 2:

„Man muss schon sehr vorsichtig sein mit Alkohol, es kann ja soviel passieren. Ich würde mich z.B.: nie in ein Auto setzen und fahren wenn ich alkoholisiert bin. Ich verstehe solche Menschen auch nicht, die das tun. Das ist der Gesellschaft gegenüber gewissenlos!“

Zustand 3:

„Ich trinke ab und zu ein Glas zum Essen oder wenn ich in Gesellschaft bin, es gehört halt einfach dazu.“

Zustand 4:

„Für mich ist die Vorfreude, das Ritual, der Geschmack, der Geruch, der ganz bewusste Genuss beim Trinken sehr wichtig.“

Zustand 5:

„Ich gehe gerne an die Grenze beim Trinken. Was vertrage ich noch, wie lange kann ich die Wirkung im Griff haben, ab wann bin ich dann wirklich zu, das ist ein spannendes Spiel.“

Zustand 6:

„Ich bin am Wochenende immer total zu. Ich brauch das, mir geht alles auf die Nerven. Ein paar Mal habe ich schon Glück gehabt, wenn ich bewusstlos war nach einem Exzess, die Leute im Spital kennen mich aber schon und sind sehr nett.“

Essen/Figur – dazu Essensabbildungen, bzw. Frauen- und Männerkörper

Zustand 1:

„Ich bin sehr vorsichtig mit dem Essen. Man nimmt ja so schnell zu, wenn man sich gehen lässt. Mit Diäten habe ich das aber gut im Griff.“

Zustand 2:

„Eine ausgewogene Ernährung ist für die Gesundheit sehr wichtig. Wenig Fleisch und fettes Essen, viel Obst und Gemüse und regelmäßige Mahlzeiten sollte man einhalten...“

Zustand 3:

„Ich esse einfach bis ich satt bin. Hauptsache es schmeckt halbwegs. Wenn man dabei nicht übertreibt, bleibt man schon schlank.“

Zustand 4:

„Essen ist ein ästhetisches Erlebnis, der Geschmack, der Geruch der optische Eindruck, all das macht Essen zu einem Fest der Sinne für mich.“

Zustand 5:

„Ich esse oft im Stress – oder um mich zu belohnen. Das sind dann meist Süßigkeiten oder urfette Sachen, von denen mir dann meist total schlecht wird, aber das brauche ich.“





Zustand 6

„Es ist schon komisch, ich kann nur mehr ans Essen denken, alles dreht sich darum in meinem Alltag, aber wenn ich etwas esse, fühle ich mich nachher total schuldig. Manchmal habe ich so eine Gier, da könnte ich essen, bis ich tot umfalle.“

Snowboarden /Risikosportarten:

Zustand 1:

„Snowboarden ist nicht meins, da würde ich mich zu unsicher fühlen.“

Zustand 2:

„Snowboarden kann schön sein, aber man muss sehr vorsichtig sein und Schutzkleidung tragen, die Verletzungsgefahr ist doch sehr hoch.“

Zustand 3:

„Snowboarden macht Spaß, das Drumherum mit Freunden, quatschen, Hüttenstimmung genießen aber genauso.“

Zustand 4:

„Ich finde das Gefühl unvergleichlich. Absolute Harmonie im Bewegungsrausch/fluss.“

Zustand 5:

„Mich reizen vor allem die Jumps über Schanzen, oder Fahrten im Wald in schwierigem Gelände, der Thrill dabei ist geil.“

Zustand 6:

„Für mich zählen eigentlich nur Hänge, bei denen ich mich vor Angst fast in die Hosen mache, wenn ich oben stehe.“

Kategorien der Risikobeschreibung:

Wichtig ist vorauszuschicken, dass niemand eine bestimmte Risikostrategie auf jede Lebenssituation anwendet. Wie wir mit bestimmten Situationen umgehen, hat sehr viel mit der sozialen Umgebung zu tun, mit gesellschaftlichen Vorgaben und mit der Eigenpersönlichkeit. Dadurch hat jedes Risikoverhalten eine eigene Geschichte.

Wir können uns z.B.: auf der einen Seite sicher fühlen, nie Essstörungen zu entwickeln, weil der Umgang mit Essen einfach nicht problematisch ist, auf der anderen Seite kann aber der Umgang mit Alkohol gleichzeitig hoch riskant sein.

Es gibt bis auf die sechste Kategorie auch nicht unbedingt eine eindeutige Abfolge von „Gut nach Böse“ oder von „Richtig nach Falsch“, diese Maßstäbe lassen sich nicht verallgemeinern. Umso wichtiger ist es, ein Bewusstsein für die Eigenrisikoverhaltensweisen zu entwickeln und im entscheidenden Augenblick innezuhalten und ein „Break“ zu machen. (Der Begriff „Break“ wurde bei der Tagung „sport (s)kills“ (Veranstalter: Österreichisches Bildungsforum, OEAV und Naturfreunde) über Risikopädagogikansätze im Sportbereich im März 2002 in Vorarlberg diskutiert:

„Die Fähigkeit vor einer Risikoerfahrung kurz anzuhalten, sich selbst und die Mitwelt wahrzunehmen – und sich dann zu entscheiden: die Erfahrung zu machen oder auf sie zu verzichten – diese Fähigkeit wird als BREAK bezeichnet. ...Es (das Break) ist ein kontinuierlicher Prozess, der seine Basis in Selbstverantwortung und Wahrnehmungskompetenz hat: den eigenen Körper ebenso wahrnehmen wie die eigene psychische Befindlichkeit.... Ein Break zu setzen, bedeutet keineswegs die Stimmigkeit des momentanen Erlebens aufzugeben, um sich in moralischen oder rein vernunftgeleiteten Gedanken zu verlieren. Gerade das Break ist es, das den Flow erst ermöglicht. Denn Flow bedeutet, in Einklang mit gestellten Aufgaben und den eigenen Fähigkeiten zu sein...“

Nur wenn es also gelingt, riskantes Verhalten bewusst zu machen, besteht eine Chance, Risiko für die Eigenentwicklung nutzbar zu machen.

Risikohaltung 1: RISIKOABSTINENZ

Charakteristika:

Abstinenz, Askese, Kontrolle, Verdrängung, Sicherheit, Nüchternheit, Rigidität, Selbstgenügsamkeit.

Der Risikozustand 1 kann je nach Lebenszusammenhang schützende oder risikobehaftete Formen annehmen.

Es kommt darauf an, ob Zustand 1 aus Angst (durch rigide Erziehung und damit starkem Über-Ich) oder einem Mangelbewusstsein („ich sehe nicht gut aus und darf daher nichts essen“) entwickelt wird, oder einer stabilen Persönlichkeit, die sich bewusst (z.B.: im Rahmen spiritueller Entwicklung) für diese Haltung entscheidet, entspringt.

Risikohaltung 2: RISIKOMINIMIERUNG

Charakteristika:

Kollektives Bewusstsein, gesellschaftliches Normenbild, Vernunft, Anpassung, in der Norm bleiben, Funktionalität, hierarchische Unterordnung, Über-Ich, Du sollst....





Diese Haltung kann zum einen sehr hilfreich beim Einschätzen von Risiken sein, ist aber nicht sehr erfahrungsfördernd, da sie das Ergebnis vorwegnimmt. Wie die Eltern, die schon vorher gewusst haben, dass etwas schief geht, nimmt die Vernunft oft die Lust an der Erfahrung und wird daher von Jugendlichen ignoriert. Im Falle des Checks von Risiko ist sie aber ein guter Gradmesser, der zumindest in Erwägung gezogen werden sollte, wenn die Entscheidung dann auch eine andere ist. Diese Risikostrategie ist sowohl gesellschaftspolitisch als auch geschlechtsspezifisch als sehr wichtig einzuschätzen.

Risikohaltung 3: RISIKO EINGEHEN OHNE BEWUSSTEN LUSTGEWINN

Charakteristika:

Alltagsbewusstsein, Konsum, Routine/Gewohnheit.

Unauffälliger Zustand, zumeist altersbezogen (das heißt dieser Zustand ist bei Jugendlichen selten anzutreffen, da sie eher Risikohaltung 4 bis 6 anstreben). Entsteht oft als Entwicklung nach Erfahrungen mit Zustand 4. Missbrauch ist meist dann gegeben, wenn das Lebensumfeld Problemkonsum oder –verhalten fördert. Ziel ist Erhaltung der Normalität, Gewohnheit.

Risikohaltung 4: FLOW

Charakteristika:

Genuss, Flow, innere Harmonie, Selbstzufriedenheit im Tun, bewusstes Ritual, körpereigene Rauschzustände.

Um in diesen Zustand zu kommen, bedarf es eines klaren Bewusstseins, das von Eigenvertrauen und Selbstliebe genährt wird. Life skills wie Risikoeinschätzung, Disziplin, Kreativität, Training (bei Sportarten) sind Grundvoraussetzungen, um die angestrebte kreative Harmonie mit den eigenen Fähigkeiten oder Sinnen zu erreichen.

Risikohaltung 5: KICK

Charakteristika:

Thrill, Kick, Grenzerfahrungen, Grenzüberschreitungen, Missbrauch, Ersatzbefriedigungen, induzierte Rauscherfahrungen, Ekstase (mittels Stoffen oder Handlungen)

Für diesen Zustand gilt ähnliches wie für den ersten Zustand: Es kommt auf die innere Haltung und Ausgeglichenheit an, aus der heraus Grenzerfahrungen gesucht werden. Wenn Mangelbewusstsein oder eine Ersatzproblembewältigung die Grundlage für diesen Grenzzustand sind, ist eine hohe Risikosituation gegeben. Andererseits sind bei Naturvölkern solche Rituale in Form von schamanistischen Heil- und Initiationsritualen ebenfalls zu finden. (Auch hier ist das Setting und die innere Vorbereitung für das Bewusstsein, aus dem heraus das Risiko eingegangen wird, sehr wichtig!)

Risikohaltung 6: SELBSTZERSTÖRUNG

Charakteristika:

Kontrollverlust, Betäubung, Verdrängung, Selbstbestrafung, suizidales Syndrom, Überdosierung, Selbstvernichtung.

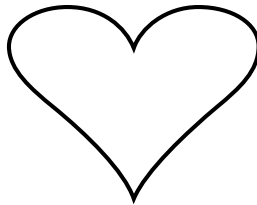
Dieser Zustand ist problembehaftet und extrem riskant. Hier fällt es schwer, einen positiven Ansatz festzustellen, da Reflexion oder bewusstes Handeln ausgeschaltet wird.

Zustand 6 ist ein starkes meist schon suizidales Signal nach Hilfeleistung von außen, die dann aber oft nicht angenommen wird.

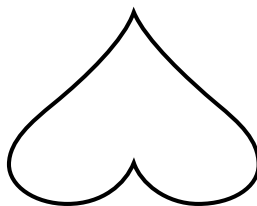


6.2. GERALD KOLLER:
GRUPPENREFLEXION: RAUSCH- UND RISIKODYNAMIKEN IN GRUPPEN

Gruppen entwickeln oft unbewusst eine ritualisierte Dynamik des Umgangs mit Rausch- und Risikosituationen, die mitunter Minderheiten unter Druck bringt, oder aber zur – durchaus auch legitimen – Bildung von Untergruppen führt. Diese Dynamik endet aber bisweilen auch in einer Erstarrung der Konsummuster. Daher gilt es nicht nur, die Reflexion nach konkreten gemeinsamen Erfahrungen zu kultivieren, sondern auch die Bedeutung von Rausch- und Risikoerfahrungen für die Gruppe auf einer Meta-Ebene zu betrachten. Dazu bietet sich das folgende Modell an:



Wenn Sie diese Grafik betrachten, werden Sie sie schnell mit dem menschlichen Herzen in Verbindung bringen. Jetzt drehen Sie das Blatt einmal um: Sie werden einen ganz anderen wohlbekannteren Körperteil entdecken, mit dem wir landläufig eher unliebsame Dinge in Verbindung bringen.



Auf ein Flipchart-Blatt oder Packpapier aufgemalt und in die Mitte des Raumes gelegt, ermöglicht diese doppelsinnige Grafik die Bewertung von Rausch- und Risikosituationen aus beiderlei Sicht:

- x Welche Entwicklungsschritte wurden in unserer Gruppe durch unseren gemeinsamen Rausch- und Risikoerfahrungen ermöglicht?
- x Was wurde durch Rausch- und Risikoerfahrungen in unserer Gruppe verhindert?

Die Gruppenmitglieder haben 15 Minuten Zeit, gemeinsam das Blatt auf den beiden Seiten zu beschreiben. Das Ergebnis gibt in der Regel eine profunde Grundlage für oft mehrstündige Diskussionen.

6.3. GERALD KOLLER:
FESTKULTUR

Das Fest als Rausch- und Risikoraum

Feste gelten als wichtige Verstärker persönlichen Wohl- und Sinngefühls wie auch der Kommunikation zwischen Menschen, die auch den Alltag miteinander teilen. Sie überhöhen diesen Alltag und machen seine wesentlichen Grundlagen auf spielerische Weise bewusst, indem sie Anfänge, Höhepunkte, Abschluss oder Neubeginn anzeigen. Somit sind Feste „Mitte des Lebens“ und ein wichtiger kultureller Entwicklungsschritt im menschlichen Leben.

Feste, das sind und waren auch immer Rausch- und Risikoräume, in denen triebhafte und grenzüberschreitende Dynamik ihren Platz fand. Somit liegt in ihnen auch die Möglichkeit zur Anarchie, wie sie Peter Handke in seinem dramatischen Gedicht „Über die Dörfer“ beschreibt:

Spiele das Spiel. Gefährde die Arbeit noch mehr. Sei nicht die Hauptperson. Such die Gegenüberstellung. Aber sei absichtslos. Vermeide die Hintergedanken. Verschweige nichts. Sei weich und stark. Sei schlau, lass dich ein und verachte den Sieg. Be-



obachte nicht, prüfe nicht, sondern bleib geistesgegenwärtig bereit für die Zeichen. Sei erschütterbar. Zeig deine Augen, wink die andern ins Tiefe, Sorge für den Raum und betrachte einen jeden in seinem Bild. Entscheide nur begeistert. Scheitere ruhig. Vor allem hab Zeit und nimm Umwege. Lass dich ablenken. Mach sozusagen Urlaub. Überhör keinen Baum und kein Wasser. Kehre ein, wo du Lust hast, und gönne dir die Sonne. Vergiss die Angehörigen, bestärke die Unbekannten, bück dich nach Nebensachen, weiche aus in die Menschenleere, pfeife auf das Schicksalsdrama, missachte das Unglück, zerlache den Konflikt. Bewege dich in deinen Eigenfarben, bis du im Recht bist und das Rauschen der Blätter süß wird. Geh über die Dörfer. Ich komme dir nach.

Grundprinzipien der Festkultur – Konsequenzen für die Praxis:

Partizipation

Feiern ist ein partizipatorisches Geschehen: Bereits mit der Einladung zu einem Fest entsteht ein Assoziations- und Gestaltungsprozess. In der aktiven Teilnahme liegt gerade der Unterschied zum Event: Der Event ist ein Ereignis, das außerhalb der Personen stattfindet und in ihnen Reaktionen auslösen kann, aber nicht muss – ein Angebot also. Ein gelungenes Fest hingegen lebt von der Teilhabe der Festgäste, ja, es wird dadurch erst zum Fest, indem es **in den Personen** geschieht und weitergesponnen wird. Mit möglichem Widerstand gegenüber dieser Eigenaktivität ist zu rechnen – auch er ist ein Zeichen der Auseinandersetzung.

1. Konsequenz:

Dementsprechend hat Animation im Fest nicht mit Aktionismus, sondern mit anima, also mit der Seele zu tun. Solche Animation ist stets dem Fest verbunden und begünstigt das „Sensibelwerden der Seele“ (Lipp), das „Sich-öffnen“ und die Fähigkeit zu genießen.

Interaktion von Alltag und Fest

Feste sind keine Fluchräume aus dem Alltag – sie sind immer mit ihm verbunden: Sei es, um den Alltag zu überhöhen oder aber, um ihm zu widersprechen. In beiden Fällen bezieht sich das Fest auf den Alltag der Menschen, die es gestalten. Ein gelungenes Fest entsteht also im und aus dem Alltag, stellt einen neuen alltagsfreien Raum her und landet schließlich wiederum im Alltag, um ihn zu bereichern.

2. Konsequenz:

Ein Fest ist so gut wie seine Vorbereitung – bereits in der Einladung kann Festesstimmung verbreitet und gleichzeitig auf den Alltag der Menschen eingegangen werden.

Auch ist es wichtig, den FestteilnehmerInnen zu Beginn die Möglichkeit des gemeinsamen Einschwingens zu geben, da sie ja aus verschiedenen Alltagsrealitäten kommen und erst eine gemeinsame Festrealität schaffen müssen. In diesem Sinne ist es wenig vorteilhaft, den Festraum perfekt ausgestaltet zu haben, sondern oft hilfreicher, diesen Raum gemeinsam zu Festbeginn zu gestalten und zu schmücken.

3. Konsequenz:

Den Eintritt in den Festraum aus dem Alltag macht eine Schwelle bewusst. Schon die Griechen umrahmten ihre Tempelanlagen mit 3 verschiedenen hohen Stufen: Wer also in den Raum des Heiligen eintreten wollte, musste seinen Alltagsrhythmus verändern. Somit war Bewusstheit für die neue Realität gegeben. Eine Schwelle in Form einer gestalteten Eingangstür, einer Prüfung, die durchaus heiteren Charakter haben kann, oder einer rituellen Begrüßung kann das Betreten des Festraums anzeigen.

Gemeinschaft

Feste gehören zu den intensivsten Formen von Kommunikation und sozialer Vernetzung in Gruppen – gerade deswegen werden und werden sie immer wieder auch demagogisch benützt, um Menschen in Abhängigkeit zu führen (Manes Sperber spricht interessanterweise vom Krieg als dem großen menschlichen Gegenentwurf zum Fest, der immer dann als Moratorium auftritt, wenn die Festkultur verkümmert ist).

Das Bewusstsein gemeinschaftlichen Erlebens überhöht individuelle Eindrücke und Empfindungen, macht sie wertvoller, indem Menschen soziale Heimat erfahren und das Abenteuer des Lebens nicht alleine bewältigen müssen. Indem dabei auch Raum für individuelle Erfahrung bleibt, beugt das gelungene Fest der Gefahr vor, Masse mit Gemeinschaft gleichzusetzen: Während Masse durch Uniformität geprägt ist, lebt Gemeinschaft von der Partizipation aller.





Die entwicklungsförderliche Dimension des Festes wird dann erreicht, wenn es nicht den Status quo besiegelt, sondern auf weitere evolutionäre Möglichkeiten im menschlichen Bewusstsein hinweist oder Entwürfe dafür schafft: Über dem individuellen steht das ethnische Bewusstsein der Gruppe; aus diesem (das ja, wenn Entwicklung hier versiegt, zum Nationalismus wird) entsteht wiederum ein globales Bewusstsein: Gemeinschaft im Fest erreicht dann ihre wertvollste Dimension, wenn in ihr die große Gemeinschaft aller Lebewesen auf diesem Planeten erahnt werden kann.

4. Konsequenz

Ein gemeinsames, klares und kreatives Festthema hilft Gemeinschaft zu bilden. Die Auseinandersetzung mit einem gemeinsamen Thema hilft den vielen verschiedenen Individuen, in ihren unterschiedlichen Alltagsrealitäten sich auf die gemeinsame Realität des Festes einzuschwingen.

5. Konsequenz

Wer an einem Fest teilnimmt, wird auch aufgefordert teilzugeben. Die Verbindung von Fest und Geschenk zeigt, dass die Erfahrung der Gemeinschaft über die Interaktion von Geben und Nehmen entsteht. Auch die indianischen Kulturen pflegen die Tradition, dass bei jedem Fest in Form eines give-away alle FestteilnehmerInnen einen (durchaus auch im Alltag nutzbaren Gegenstand) in die Mitte legen, der dann den Ärmsten in der Gemeinschaft zugute kommt. Somit schaffen Feste auch sozialen Ausgleich.

Balance: Ordnung und Chaos

Ordnung ist das halbe Leben, sagt der Volksmund – somit ist die andere Hälfte das Chaos. Im Fest als außeralltäglichen (also außerhalb der Alltagsordnung stehenden) Erlebnis wird deutlich, was uns die neue Physik und Biologie über den Entwicklungsprozess des Lebens sagen: Leben besteht und entsteht in der Interaktion zwischen unerwarteten Impulsen, die sich unserer Gestaltung entziehen (Chaos) und Strategien der Regelung und Strukturierung (Ordnung – wie z.B. Gesetze, Zeiteinheiten, Grenzen, Traditionen). Wie zuviel der Ordnung zu Erstarrung, also Tod führt, bedeutet ein zuviel an Chaos Entgrenzung und ebenso Tod. Die gelungene Interaktion zwischen Ordnung und Chaos zeigt uns der Rhythmus: einerseits stete Wiederholung, verändert er sich dennoch immer und bleibt nie gleich. Unser Pulsschlag, der Rhythmus der Tages- und Jahreszeiten – all dies lebt von der Spannung zwischen den Polen des Gleichbleibenden und des Unerwarteten. Auch das Gestalten von Festen stellt einen Pol zum Alltag dar.

6. Konsequenz

Feste brauchen Struktur und Freiraum. Ohne Strukturierung wird die Kommunikation im Fest kaum gelingen - insbesondere dann, wenn es sich um größere Gruppen handelt. Ohne Freiraum wiederum bleibt keine Möglichkeit, individuelle Kreativität einzubringen und ein Fest durch die Früchte partizipatorischen Gestaltens zu bereichern. Viele Festtraditionen auf dieser Welt bauen auf einem streng strukturierten ersten Teil auf, dem ein vollkommen offener, ja mitunter gesetzwidriger zweiter Teil folgt.

Entwicklung und Regression

Dass Feste in Gesellschaften immer dazu eingesetzt wurden und werden, um Entwicklungen zu befördern, einzuleiten oder abzuschließen, wurde im Kapitel 1 bereits ausgeführt. Und im Grundprinzip der Gemeinschaft wurde ebenso darauf hingewiesen, dass Feste dazu angetan sind, bisherige Entwicklungsstände zu transzendieren.

Entwicklung ist aber nicht nur eine Vorwärtsbewegung. Sie basiert auch auf Wiederholungen, im Hereinholen von Erfahrungen, die dem Alltagsbewusstsein nicht zu-gänglich sind oder im Alltag nicht gemacht werden dürfen: Regression als Rückkehr in kindliche Erfahrungswelten gibt die Möglichkeit, auf dem Weg Liegengelassenes in die persönliche und gemeinschaftliche Entwicklung mit aufzunehmen.

Gerade hier liegt auch die Gefahr des Festesmissbrauchs. Menschen aus dem Ordnungsprinzip der Vernunft in ekstatische Randbereiche des Bewusstseins oder kindliches Vertrauen zu führen, um sie dann gefügig für Machtinteressen zu machen, hat Tradition in Geschichte und Gegenwart. Hier also muss verantwortliche Balance gefunden werden: Einerseits braucht es vernunftsfreie Räume, andererseits die Verpflichtung, die Autonomie des(r) Einzelnen nicht zu beschränken.

7. Konsequenz

Es gilt, in den Alltag integrierbare Regressionsräume zu schaffen: Diese sind Symbole, die von den FestteilnehmerInnen selbst gewählt und gestaltet werden (Schmuck, Masken) bzw. das Spiel. Gerade im spielerischen Erleben werden sich Menschen auf lustvolle Weise der kindlichen Freiheit und der erwachsenen Verantwortlichkeit bewusst.

8. Konsequenz

Es braucht Höhepunkte. Nicht nur um des Aktionismus willen werden in einem gelungenen Fest Höhepunkte gesetzt. Sie bieten auch eine Möglichkeit, bisher Erreichtes zu übersteigen, neue Lebensdimensionen zu erfahren oder vergessene zu wiederholen. Somit sollte jedes Fest auf einen Höhepunkt angelegt sein, der durch die Teilhabe aller erreicht wird.



Raum für Nachbereitung

Wie die Vorbereitung entscheidendes Kriterium für das Gelingen eines Festes darstellt (und mitunter auch dafür viel Zeit aufgewandt wird: in vielen Kulturen gehen einem Fest ausgedehnte Fastenzeiten voraus), ist auch die Nachbereitung für die Integration des Erlebten und die Nutzbarmachung der Festesenergie für den Alltag von großer Bedeutung. Letztlich landet jedes Fest wieder im Alltag der Menschen. Diesen in der Folge ein wenig mit anderen Augen zu sehen, ist der größte Gewinn eines Festes.

9. Konsequenz

Nach der Ekstase braucht es Raum zur Entspannung (chill-out). Nicht nur bei Raves sind chill-out-Räume von Bedeutung. Vielmehr bedarf jedes Fest vorgeplanter Möglichkeiten, wieder gut zu landen.

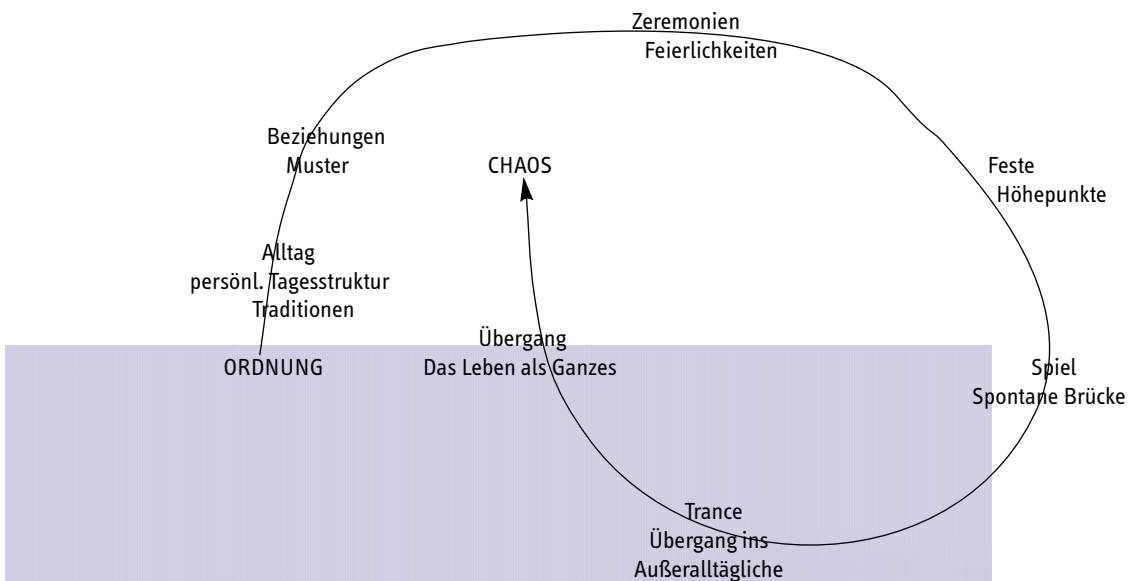
10. Konsequenz

Erlebnis wird durch Reflexion zur Erfahrung und Erkenntnis. Die Unmittelbarkeit des Erlebten bedarf der Nachbereitung. Auch diese ist – Kulturen auf aller Welt zeigen das – ein gemeinschaftlicher Akt. Das Telefonieren von Jugendlichen am Tag nach der Party zeigt den hohen Integrationsbedarf, der somit befriedigt wird. Gelungene Feste leben auch vom Tag danach und den dort geschaffenen Möglichkeiten, über das Erlebte in Austausch zu treten.

6.4. GERALD KOLLER: RITUALE

Rituale geben Halt und Orientierung, schaffen Klarheit in stürmischen Zeiten des Umbruchs, geben Heimat im Gefühl der Fremde, entwickeln Ordnung in chaotischen Zeiten. Und gerade dadurch helfen sie, uns wieder aufzumachen, das Chaos nicht abzuwehren, sondern zu akzeptieren und zu integrieren und uns damit weiterzuentwickeln. Sie fördern unsere Neugier auf das Leben. Beim Wort Rituale werden wohl gleich verschiedene Bilder bei dir aufsteigen: Vom täglichen Zähneputzen als Alltagsritual über Feste mit FreundInnen und deiner Familie zu Vollmondtänzen, über Staatsfeierlichkeiten, den Fronleichnamsumzug durchs Dorf bis zur Begräbniszeremonie für einen lieben Menschen.

In folgender Graphik habe ich versucht, die verschiedenen Ritualstufen nach ihrer Nähe zu den Polen Ordnung und Chaos darzustellen:



Alltagsrituale strukturieren als Gewohnheiten, derer wir uns meist nicht bewusst sind, unseren Tag – schließlich bestehen 70% unseres Tagesablaufes aus solchen Gewohnheiten.

Feierlichkeiten dienen zumeist auch der Demonstration und dem Erhalt von Macht. (Gerade hier ist auch anzumerken, dass Rituale sorgfältiger und kritischer Reflexion bedürfen. Denn sie können wie kaum eine andere Maßnahme Menschen in psychische oder politische Abhängigkeit führen. Und selbstverständlich ist auch der Krieg ein Ritual – wer wollte leugnen, dass die terroristischen Angriffe auf „Kraftplätze des Westens“ ritueller Natur waren.)

Feste hingegen sind offene Begegnungsräume, die der gemeinsamen Gestaltung bedürfen. Feste (im Gegensatz zu Events) kennen keine TeilnehmerInnen, sondern nur TeilgeberInnen – erst dann können sie Beginn, Höhepunkt oder Abschluss einer Entwicklung sein.



Eine besondere Fähigkeit, Beziehung zwischen Ordnung und Chaos herzustellen, beweist das *Spiel* – deswegen ist es wohl für uns so wichtig. Das Ritual des Spielens lebt wie kaum ein anderes Tun von Ordnung und Chaos, denn es braucht Spielregeln, also Ordnung – und lebt dennoch vom Unerwarteten: niemand würde spielen oder einem Spiel beiwohnen, wenn das Ergebnis schon am Anfang feststünde. Der Reiz und die Spannung des Spiels liegt ja gerade darin, dass dies nicht der Fall ist. Einlassen auf das Unbekannte ist die Devise, und jede(r), jedes Team versucht, den SpielpartnerInnen möglichst viele solcher überraschenden Momente zuzufügen. Stell dir eine geordnete und vorstrukturierte Skiabfahrt oder ein Fußballspiel vor, in dem alle Spielzüge vorher vereinbart wären: Fadesse pur.

Spielen macht uns lebendig, schafft Konzentration, Mitte und Beziehung. Wenn du mit deiner Familie oder mit deinen FreundInnen ein ganz banales Spiel, das die Begegnung von Chaos und Ordnung spürbar macht, spielen willst, schlage ich dir folgendes vor: setzt oder stellt euch in einen Kreis und zählt von 1 bis 10. Die Reihenfolge, wer also die nächste Zahl sagt, ist jedoch nicht vorgegeben. Sprechen zwei zur selben Zeit eine Zahl aus, so geht's von vorne los. Du wirst erleben, wie viel Spaß und Lebendigkeit, aber auch Intuition und Kommunikation selbst solche (anscheinend) banalen Spiele bringen...

Die höchste, intensivste und bewussteste Form des Rituals ist der *Initiationsritus*: die Einweihung in neue Lebensphasen brauchen wir deshalb so dringend, weil am Anfang und Ende solcher Zeiten Verunsicherung herrscht. „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben“ schreibt Hermann Hesse in seinem Gedicht „Stufen“ – dazu ist es aber notwendig, diesen Anfang bewusst zu machen. Ebenso heißt es darin: „Es wird auch noch die Todesstunde uns neuen Räumen ewig jung entgegensehen. Wohlan denn Herz, nimm Abschied und gesunde“. Über die Bedeutung des Abschiednehmens hat Georg heute schon gute Worte gefunden. Rituale sind wichtige Helfer dabei (im Kapitel 20 gehen wir gesondert darauf ein).

Nun ist es so, dass ein Ritual als außeralltägliches Ereignis seine Entsprechung, ja Grundlage im Alltag haben muss: Rituale zwischen Menschen geben nur dann Kraft, wenn es auch ein soziales Netz des Alltags gibt, das hält. Einen Mangel an Verbindungen und Verbindlichkeiten im Alltag, das fehlende gute Wort zwischendurch, die nicht eingehaltenen Vereinbarungen kann auch das schönste Fest nicht wettmachen. Kränkung passiert im Alltag, Heilung auch.

6.5. GESCHLECHTSSPEZIFISCHE PRÄVENTION

6.5.1. Manuela Steger: Mädchenarbeit und Risiko

Der geschlechtsspezifische Ansatz ist seit Jahren Bestandteil der (vorwiegend) frei-zeitorientierten Jugendarbeit – zumindest in der Theorie und in den Wünschen nach Veränderung hat er großflächig Einzug gehalten.

Verschiedenste Einrichtungen österreichweit können auf praktische Erfahrungen und Umsetzungen zurückgreifen – andere scheuen sich davor oder haben zu wenig Ressourcen – Personal, Räume etc.. Die zunehmende Zahl an spezifischen Angeboten für Mädchen darf nicht den Eindruck erwecken, dass wir es hierbei schon mit Chancengleichheit zu tun haben – nein vielmehr besteht ein großer Nachholbedarf, denn noch immer sind gerade Jugendzentren geschlechtsspezifisch dominiert – von Burschen. Ebenso sind es öffentliche Plätze wie Parks, Spiel- und Turnplätze, Wiesen etc.

Generell ist der FreiRaum – gerade im städtischen Gebiet – eingeengt worden – für alle Kinder und Jugendlichen. Wer sozusagen „mehr Mut“ hat sich Raum zu nehmen, Plätze zu besetzen und zu beanspruchen hat klarerweise auch mehr Chancen – und das sind traditionell die Burschen.

Durch spezifische Angebote seitens weiblicher Jugendarbeiterinnen kann den Mädchen mehr Sicherheit vermittelt und weibliche Autonomie nahegebracht werden – jedoch geschieht dies nicht „von sich aus“, vor allem nicht in herkömmlichen Strukturen, wie etwa in der Städteplanung, bei Spielplätzen, im Siedlungsbau etc.

Diffuse Ängste der Eltern – v.a. der Mütter, dass gewisse Orte „nichts für Mädchen“ seien, übertragen sich und erzeugen weitere Unsicherheiten. Mädchen werden dadurch oft zu Zuschauerrinnen, Randpersonen bei sportlichen Aktivitäten, Veranstaltungen und Feiern – sie verlieren an Selbstbewusstsein und –vertrauen – ohne dies konkret so benennen zu können – fühlen sich oft „fehl am Platz“.

Durch die spezielle Förderung der Mädchen kommt es aber erfahrungsgemäss immer wieder zu Konfliktsituationen mit den Burschen – es gilt also verstärkt auch diese mit einzubeziehen und zu berücksichtigen damit geschlechtsspezifische Jugendarbeit gelingen kann. Es gilt eben auch sich um die Akzeptanz und das Vertrauen der männlichen Jugendlichen zu bemühen und diese konkret und adäquat in ihren eigenen Identifikationsprozessen zu unterstützen.

Mädchen gilt es besonders auch dahingehend zu fordern und zu fördern, dass sie erweiterte Lebensgestaltungsmöglichkeiten erkennen und anstreben können. Dazu muss den normativen gesellschaftsbedingten Einflüssen und Rollenbildern bewusst





gegengesteuert werden.

Risikobereitschaft zu üben wird noch immer eher als „Sache der Jugend“ gesehen, wobei wir alle heutzutage stark gefordert sind. Sicherheiten, langfristige Verträge, Ideale und Werte wandeln sich in der Lebenswelt der Jugendlichen ständig oder sind kaum bis gar nicht mehr spürbar.

Mut zum Risiko haben zu können, heißt aber auch Mut zum Überwinden der eigenen Grenzen zu finden – Grenzen zu finden, die ich mir selbst stecke, die mir der gesellschaftliche Rahmen vorgibt oder die wir in einer Gruppe definieren. Und hierbei hat der Großteil der Jungen und Mädchen andere Ansprüche und Vorstellungen.

Die Grenzerfahrungen gehen bei Jungen meist einher mit Bezug zum Körper, zur Stärke, zur „Tapferkeit durch Taten“ und diese Erfahrungen sind dann auch umfassend und bestärkend, wenn die körperliche Ebene mit dabei sein kann.

Wer aber nicht auf Bäume klettern kann oder mag, wer nicht über Zäune hechtet, wer nicht mit lauten Mopeds herumbrasen kann, wer sich nicht beim Skaten oder Fußballen austoben, beweisen und erfahren kann – was macht die??

Nicht zu vergessen ist dabei, dass Mädchen ja immer wieder mal auch mit Jungen zusammen sein wollen, nicht nur unter sich bleiben – gezielt danach befragt, wollen sie sich aber nicht mit Abwertung oder Verdrängung oder bloßer Leistungsbeurteilung zufriedener geben – so sind wir wieder beim Wunsch und Bedarf nach separaten Räumen angelangt.

Grenzüberschreitungen für Mädchen zeigen sich eben fort auch in Verbindung mit Körper, jedoch intensiv in Bezug auf Nähe und Distanz, z.B. knutschen, kuscheln oder sprechen über ja, fast ungeheuerliche Dinge, die sie da erahnen und die sie bewegen, die Veränderungen durch die Menses und den Körperbau, das – Als-Weiblich-Wahrgenommen-Werden etc.

Mädchen erhalten immer Rückmeldungen von der Außenwelt – ob sie wollen oder nicht – die dann, je nach Selbstvertrauen oder leider oft aus Mangel daran, in den Rückzug drängen können.

Rollenbilder – Körperbilder – Lebensbilder – hier finden Grenzüberschreitungen bis hin zur Krankheit (Fett/Magersucht, medikamentöse Abhängigkeiten) statt. Dieser Mut zum Risiko, in diesem Falle zur Selbstverleugnung darf nicht unterschätzt werden.

Die Möglichkeiten der Kompensationen für fehlende kreative bzw. selbstgewählte Grenzüberschreitungen werden somit oft auf andere Ebenen verlagert – Mut zum Kiffen, Mut zum „Schmiere stehen, Mut zum Hungern, Mut zum „Beifahrer/in sein (die sich zu Tode fürchten), Mut zum .. Sich-selbst abschalten.

Gesellschaftliche Strukturen zu schaffen, die die Wahrheit zur eigenen Organisation der Lebensbereiche und Lebensplanung zulassen und dies unabhängig vom Geschlecht ist eine der wichtigen Aufgaben, um die heutige Jugend in Richtung Selbstbestimmung und Gleichberechtigung zu fördern. In alle Bereiche der Sozialisation und Erziehung sollte dies dringend Eingang finden, denn das einschränkende Rollenverhalten bei Mädchen und Jungen kann sich nur dann langfristig ändern, wenn dazu die Weichen schon in Kindheit und Jugend gestellt werden.

Ein gleichberechtigtes Miteinander der Geschlechter kann sich natürlich nicht in der Jugend allein entwickeln – dazu bedarf es der Bemühungen und vor allem konkreter Auseinandersetzung, authentischem Umgang mit Mann-Sein und Frau-Sein von Fachpersonal – Frauen und Männern in Schule, Offene Jugendarbeit, Kindergarten, sozialen Institutionen etc. und natürlich auch im privat-häuslichen Bereich, der in diesem Sinn ja ein hochpolitischer ist.

Geschlechtsparitätische Besetzungen von Leitungspositionen in Einrichtungen, Mädchenarbeit als Teil von Leitbildern bis hin zu konkreten Mädchenprojekten und Mädchenräumen (parallel dazu natürlich auch für die Burschenarbeit) sind hier Beispiele für praktische Umsetzung weit über den kommunikativen Bereich hinaus.

Buben und Mädchen brauchen zeitweise eben einen geschützten Raum – z.B. in geschlechtshomogenen Gruppen – für ihre eigene Weiterentwicklung. Hier kann auch sensibilisiert und bewusst gemacht werden, welche alltäglichen Formen von Einschränkung bis hin zu Gewalt und Sexismus stattfinden, welche konstruktiven Möglichkeiten es gibt, damit umzugehen und was es heißen kann, Frau / Mann zu werden – welche Abenteuer dahinter verborgen sind – welche Gefahren und Chancen alleine das bewusste Erleben der eigenen Entwicklung geben kann.

Hier sind im täglichen Kontakt besonders die Fachleute aufgerufen, Jugendliche in ihrer speziellen Situation, die nun mal geschlechtsabhängig unterschiedlich ist, wahrzunehmen und zu fördern.

Das kann heißen, zu unterstützen, erweiterte Erlebnisrahmen zu bieten, Verhalten zu hinterfragen, Schritte zu forcieren und natürlich Risiko per se erst mal nicht verhindern zu wollen, sondern auch als Chance zu Entwicklung und zu Wachstum zu sehen.

Dazu brauchen wir selbst Mut und Risikobereitschaft.



6.5.2. Gerald Koller: Schwache Stärke – der Weg zum Mann-sein

Männer leiden an zwei grundlegenden Problemen: Einmal an der Stärke, die sie insbesondere im öffentlichen Raum beweisen müssen (gerade auch, wenn sie daheim das Mamasöhnchen sind) und die es ihnen versagt, Schwächen zu spüren und zuzugeben. Zum anderen am abwesenden Vater, der weit weg von der Lebenswelt des jungen Buben seiner Arbeit nachgeht und die Erziehungsarbeit seiner Frau überlässt. So tritt der perverse Prozess ein, dass Männer nicht von Männern, sondern von Frauen auf das Mann-sein vorbereitet werden.

Diese problematische Entwicklung wird gesellschaftlich und wirtschaftlich weiter gefördert, solange Frauen für ihre Arbeit 30% weniger Geld verdienen als es Männer tun; und Männer somit in die Erwerbsarbeit gezwungen sind. Und auch die Jugendarbeit und Pädagogik muss sich fragen, ob sie nicht unbewusst weiter männliche Stärke sofort in Projekte fasst (so wird das Auftreten junger Männer mit Skateboards in der Regel sofort zum Bau einer Skaterrampe führen) während Mädchen im öffentlichen Raum wie z.B. in Shoppingcenter nur als Konsumentinnen abgewertet werden.

Der Mangel an väterlichen Leitfiguren führt bei jungen Männern zu einem Mangel an Demut, die nur aus dem Wissen um den Umgang mit den Verwundungen des Lebens herrühren kann; die starke Dominanz der Mutter wiederum zu Außenorientierung und Narzissmus insbesondere im öffentlichen Leben. Am verheerendsten wirkt sich dies jedoch in der Beziehung zum eigenen Körper aus. Da Männern biologische Bezugsrhythmen fehlen, wird das DU des anderen Körpers zur einzigen Möglichkeit, sich selbst als Körper zu erleben. Hier ist die Ursache für die männliche Sehnsucht nach Verschmelzung: sie äußert sich im Rausch, in dem die Körpergrenzen sich auflösen, in der Dominanz der Sexualität im Leben des Mannes und in der Gewalt. Denn selbst in militaristischen Männerbünden ist Gewalt letztlich eine Form körperlicher Begegnung, in der Sehnsucht nach Verschmelzung offensichtlich wird – wenn z.B. im alten Militärlied „Ich hatt’ einen Kameraden“ es heißt: „Ihn hat es weggerissen, erliegt zu meinen Füßen, als wär’s ein Stück von mir.“

Die größte Angst des Mannes ist die vor Beschämung – insbesondere in der Öffentlichkeit. Das größte Risiko, das er eingehen kann, ist also: Schwäche zuzulassen. Die Angst vor Scham führt zu einer extrovertierten Überforderung (während sich Frauen oft sozial überfordern). „Ich leiste, also bin ich“, das ist die Identitätsformel des Mannes: Leistung wird zum einzigen Wertmaßstab männlichen Lebens, und Identität wird überhaupt mit der Rolle, die wir spielen, verwechselt. Wie stark Männer zu Rollenidentitäten neigen, zeigt sich dann, wenn es in Großbetrieben zu wirtschaftsbedingten Massenkündigungen kommt: die Männer, die ihre Identität aus der Zugehörigkeit zur Firma bezogen, sind plötzlich nackt und leer – psychosomatische Krankheiten in dramatischer Intensität und Schnelligkeit die Folge.

Heilung für den Mann liegt in dem Satz: „Ich darf sein“ als Gegenmodell zum Leisten-müssen. Sein zu dürfen, das heißt auch in Beziehungen zu leben, die nicht funktionell sein müssen: Freunde zu haben, Begegnungen zu leben, die keinen direkten Zweck erfüllen und die über das Selbstbild des Mannes als Chef, Untergebener, Mann und Vater hinausragen.

Die Anforderung an die Jugendarbeit zur Entwicklung und Begleitung hin zu einer gesunden männlichen Identität ist eine dreifache: Zum ersten braucht es Männerkreise, Begegnungsformen, in denen ältere Männer den jüngeren aus ihrem Leben erzählen. Es braucht Rituale, in denen der Übergang vom Jungen zum Mann gefeiert wird.

Zum zweiten braucht es Begegnungsformen, in denen Verschmelzung gelebt werden kann, ohne abhängig zu werden.

Und schließlich brauchen wir Vorbilder – Vorbilder von schwachen Männern, die ihre Schwäche leben und gerade dadurch liebenswert sind. Starke Männer, die sich andere und die Welt ruinieren, haben wir schon genug.

7. MODELS OF GOOD PRACTICE

Die folgenden neun Modellprojekte sind im Rahmen des ersten *risflecting*-Lehrgangs entstanden. Sie zeigen, wie im Alltag der Jugend- und Präventionsarbeit erste Grundlagen zu einem Diskurs über Rausch- und Risikokompetenz und in der Folge für eine Erhöhung derselben geschaffen werden können. Zu weiteren Projekten, die mit *risflecting* in Austausch stehen, führt sie der Link am Seitenende.

7.1. MAG. GERALD BRANDTNER VOM VERBOT ZUM GENUSS – AUF DEM WEG ZUR BEWÄHRUNGSPÄDAGOGIK FÜR BEEINTRÄCHTIGTE JUGENDLICHE

Aufgrund des Interesses des Ausbildungszentrums Schloss Oberrain in Unken führte Akzente Suchtprävention eine dreiteilige Fortbildung für die AusbilderInnen der Einrichtung zum Thema: Umgang mit Alkohol und Drogen durch. In mehreren Schritten wurde dabei eine Entwicklung von der Bewahrungs- zur Bewährungspädagogik eingeleitet.

1. Schritt:

Eine Erstanalyse der pädagogischen Situation in der Ausbildungsstätte ergab:

1. Bezüglich des Umgangs mit Alkohol- und illegalisierten Substanzen gibt es Verbote ohne klare Konsequenzen.
2. Es gibt ein Defizit an Transparenz, sowohl bei den Jugendlichen als auch bei den BetreuerInnen.
3. Die Jugendlichen haben wenig Eigenverantwortung im Umgang mit Alkohol.

Daraus ergab sich die Frage, welche Regelung zu entwickeln sei, die den goldenen Mittelweg zwischen Unter- und Überforderung der Jugendlichen bedeuten könnte.

2. Schritt:

Ein Jugend-Workshop zur Entwicklung von neuen Gesetzen im Umgang mit Alkohol

Die Kids sind am Zug und werken genug ...

An dem Workshop am 9. Oktober 2002 im Jugendzentrum Saalfelden nahmen 13 Jugendliche aus Oberrain teil. Ich war vorher sehr aufgeregt, wie die 6 Burschen und 7 Mädchen aufgrund ihrer Beeinträchtigungen „drauf sein würden“ und war ehrlich absolut überrascht von deren aktiver und disziplinierter Mitarbeit am Thema. Fast 3 Stunden werkten wir mit allen Methoden der Erwachsenenbildung an Möglichkeiten der Öffnung und Liberalisierung der „Gesetze“ bezüglich Alkoholkonsum im Ausbildungszentrum. Dabei wurde offensichtlich, dass es den meisten der anwesenden Jugendlichen nicht primär um die Erlaubnis zum Alkoholkonsum ging, sondern weit mehr um die Möglichkeiten, ihre Liebesbeziehungen befriedigend ausleben zu können. Zuerst die Kuschelräume und dann die Rauschräume, so war der Tenor der Kids, was die Reihung ihrer Bedürfnisse anbelangte.

Das war neu und sehr aufschlussreich für mich und brachte mich auf den Gedanken, dass viel Alkohol nicht nur unter beeinträchtigten Jugendlichen „den Bach runterrinnt“, um die Anbahnung sexueller Beziehungen zu ermöglichen. Alkohol also unter anderem auch die Funktion eines „oralen Gleitmittels“ zur Lockerung der Zunge vor allem bei Männern und männlichen Jugendlichen einnimmt. Alkoholkonsum hat aber bei beeinträchtigten Jugendlichen auch den Stellenwert der sozialen Integration. Wenn ich viel Alkohol vertrage, dann bin ich ja auch ganz normal wie die anderen Jugendlichen. Die Faszination von Alkohol und Rauchen ist für die Jugendlichen Oberrain auf alle Fälle auch dadurch begründet, dass sie über den heimlichen und unheimlichen Konsum von beidem an der „Welt der Normalen“ teilzuhaben versuchen.

Ich hatte den Eindruck, dass die Jugendlichen sich von mir ernst genommen fühlten und wir hatten in den 3 Stunden eine ganze Menge Spaß am Arbeiten und Herumalbern. Die Jungs und Mädels stellten sich mir mit Zeichnungen und einem Partnerinterview zu ihren Lieblingssinnlichkeiten vor. Danach entwickelten wir ein Rauschcluster und ihre Vorstellungen zum offeneren Umgang mit Alkohol im Schloss Oberrain. Hier wünschten sie sich unter anderem mehr Freizeit und Freiheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht. So bemängelten sie die rigorose Trennung von Mädchen und Burschen. Die Burschen durften bis dato nicht in den Kuschelraum und auch nicht auf die Zimmer zu den Mädchen. In punkto Alkohol wünschten sie sich am Abend Bier und leichte Alkoholika unter Aufsicht von BetreuerInnen genießen zu dürfen.

3. Schritt:

Ein runder Tisch mit Jugendlichen und PädagogInnen

Die Jugendlichen brachten im Rahmen dieser Veranstaltung ihre Vorschläge für eine Veränderung des Umgangs mit Alkohol im Schloss Oberrain ein. Es entspann sich eine lebhafteste Diskussion über folgende Punkte: Die Jugendlichen wünschten sich nämlich

- x ab 16 Jahren bis 23.00 Uhr aufbleiben zu können und in einem eigenen Raum (Bar) Alkohol konsumieren zu dürfen
- x dass Alkohol bei Festen (z.B. Geburtstagen, Abschlussfeiern etc.) erlaubt wird
- x sich einen eigenen Barraum (Pub) im Haus einrichten zu dürfen
- x weiters auch Bier zum Abendessen und einen Getränkeautomat zu bekommen

Die Reaktion:

Zweifel bei einem Teil der FreizeitbetreuerInnen hinsichtlich der Kontrollierbarkeit des Alkoholkonsums, wenn dieser im Schloss Oberrain in einem Barraum erlaubt wird. Die Verantwortung bzw. das Risiko alkoholisierte Jugendliche im Nachtdienst betreuen zu müssen, war manchen BetreuerInnen im Moment noch zu groß.

Dennoch zeichnete sich nach etwa 2 Stunden intensivem Diskurs eine Annäherung der Standpunkte insoweit ab, als man sich auf folgende Vorgangsweise einigen konnte:

Die Einrichtung eines Barraums im Burscheninternat wird baldigst in Angriff genommen. Solange in Oberrain noch das Alkoholverbot aufrecht ist, sollen dort zumindest antialkoholische Getränke ausgeschenkt werden. Danach soll es in dieser Bar vorerst am Donnerstag bis 21.30 Uhr und Samstag abends bis 23.00 Uhr Betrieb mit Alkoholausschank unter Aufsicht einer Betreuungsperson geben. Parallel dazu dürfen Jugendliche ab 16 auch in örtlichen Gasthäusern unter Aufsicht von BetreuerInnen maximal 2 Bier oder leichte alkoholische Getränke konsumieren. Das Alkoholverbot bleibt aber noch so lange aufrecht, bis die Eltern der Aufhebung auch zustimmen und sich mit der vorgeschlagenen Regelung einverstanden erklären.

4. Schritt

Das Elternforum

Mit diesem vorläufigen Diskussionsergebnis innerhalb der Einrichtung wurden dann die Eltern der Jugendlichen mittels Brief informiert und für ein Elternforum im Anschluss an den Elternsprechtag am 8.11.02 nach Oberrain eingeladen.

Zu diesem Forum kamen dann an die 40 Eltern und brachten sich teilweise sehr emotionell in die Diskussion mit ein. Vor allem die Väter waren anfangs sehr gegen jegliche Aufhebung des bestehenden absoluten Alkoholverbots eingestellt. Sie äußerten vor allem die Sorge, dass durch die Öffnung andere Jugendliche zum Alkohol verleitet werden und ein maßvoller Umgang mit Alkohol in der Einrichtung nicht kontrollierbar wäre. Zweifel hegten einige Eltern auch daran, wie mit den Jugendlichen umgegangen werden soll, die Medikamente nehmen müssen und deshalb keinen Alkohol konsumieren sollen. Vereinzelt hatten Eltern auch Sorge um den Ruf der Einrichtung.

Auf der Seite der Befürworter fanden sich zu Beginn der Diskussion hauptsächlich Mütter oder weibliche Verwandte ein. Sie führten Argumente wie „Verbote machen Alkohol erst interessant“ oder „Jugendliche müssen mit Rauscherlebnissen umgehen lernen“ oder „Eigenverantwortung stärken“ als wichtiges Lernfeld ins Treffen. Die Aufhebung des Verbotes hätte zudem den Vorteil, dass Jugendliche nicht mehr heimlich trinken müssten und Alkohol und ein maß- bzw. genussvoller Umgang mit dieser Volksdroge somit auch zum Thema werden könnte. Einige Eltern meinten sogar, dass der Konsum von Alkohol im Ausbildungszentrum besser kontrollierbar wäre als im Ort und traten für die Einrichtung einer kleinen Bar unter Aufsicht der Betreuer ein. Grundsätzlich ging es den Eltern, die sich für eine wie auch immer geartete Aufhebung des Alkoholverbots stark machten, in erster Linie um die Stärkung der Selbständigkeit und der Eigenverantwortung bei ihren Kindern. Oberrain soll kein Gefängnis sondern ein Ausbildungszentrum gerade auch für die Persönlichkeit der Jugendlichen sein.

Nach einigem Hin und Her zwischen Befürwortern und Gegnern fanden aber doch die meisten Eltern es für gut und wichtig, zumindest einen Versuch in Richtung kontrolliertem Umgang mit Alkohol in Oberrain zu wagen.

5. Schritt:

Entscheidung der PädagogInnen

In einem Workshop, das den ersten Teil des Prozesses abschloss, wurden die Risiken und Chancen einer Liberalisierung der Handhabung von Alkoholkonsum im Ausbildungszentrum diskutiert. Für die meisten PädagogInnen standen dabei die Risiken im Vordergrund.

Der Geschäftsführung wurde schließlich folgende Vorgehensweise vorgeschlagen:

- ✗ Der Alkoholkonsum innerhalb der Einrichtung soll unter den derzeitigen Bedingungen weiterhin auch für Jugendliche über 16 Jahren verboten bleiben.
- ✗ Bei Ausflügen und im Ort und unter Aufsicht der BetreuerInnen soll die Möglichkeit zu maßigem Alkoholkonsum möglich sein.
- ✗ Das Ausmaß des Konsums hängt von der jeweiligen Situation ab.
- ✗ Aus der Aufhebung des Alkoholverbots außerhalb der Einrichtung soll sich kein Recht auf Alkoholkonsum für Jugendliche ableiten lassen. Feste und Geburtstagsfeiern mit Alkohol sollen in der Almhütte von Schloss Oberrain stattfinden, bei speziellen Anlässen auch in den Außenwohngemeinschaften.

Resümee

Der „große Wurf“ einer umfassenden Bewährungspädagogik ist mit dieser Kompromisslösung zwar noch nicht gelungen, dennoch hat die Auseinandersetzung mit dem Thema Alkohol als Ganzes einen wichtigen Bewusstseinsprozess innerhalb der Einrichtung bezüglich Rausch und Risiko in Gang gesetzt.

7.2. HERMANN HAUER:
BREAK THE SHAKE & MIX YOUR DRINK
EIN BARMIXWORKSHOP IM RAHMEN DES MEGA-EVENT „VIENNA IN MOTION“ IM RATHAUS WIEN

Die vielfältige und farbenprächtige Welt der Drinks löst Faszination aus, sie entführt in eine heitere Welt der Lebensfreude. Die Bar ist ein besonderer Ort der Begegnung und Kommunikation. Das Projekt „Break the shake ...“ hat sich dies zu Nutzen gemacht und einen neuen pädagogischen Ansatz entwickelt.

Einen Break zum Alltag und zur Ausgekkultur erlebten die großteils jugendlichen Veranstaltungsbesucher an der Bar zum Selbermixen am Samstag, 21. September 2002, beim Mega-Tanz-Event „Vienna in Motion“ im Wiener Rathaus. An dieser Cocktailbar im Chill-Out-Bereich konnten nicht Drinks im gewohnten Stil bestellt werden, dort wurden die Gäste vielmehr eingeladen, unter Begleitung von TrainerInnen einen alkoholischen oder alkoholfreien Cocktail selbst zu mixen: nicht nur konsumieren, sondern für einige Minuten in Beziehung treten mit einem Barman oder einer Barfrau; erfahren, wie mein Drink entsteht, was er enthält (bei alkoholischen auch die Dosis, die ich als Gast zu mir nehme), Tipps und Ideen für zuhause mitbekommen. „Break the shake & mix your drink“ – ein pädagogischer Ansatz, bei dem Trinkkultur durch die Begegnung mit dem Jugendlichen und durch aktive Beteiligung vermittelt wird.

Idee und Ziel des Projektes:

Der Hintergrund des Veranstalters war es, im Rahmen der Großveranstaltung „Vienna in Motion“, einen Chill-Out-Bereich und einen Kreativbereich zu installieren. Erwartet wurden dazu 5.000 bis 6.000 BesucherInnen. Die Veranstaltung im Rathaus Wien hat bereits Tradition. Das Landesjugendreferat Wien als Veranstalter hatte den JungbürgerInnen der Stadt freigestellt, aus einer von 3 Veranstaltungen zu wählen, zu der die GemeindegängerInnen freien Eintritt hatten. Eine davon war „Vienna in Motion“. Nicht nur JungbürgerInnen, sondern eine große Zahl an Jugendlichen und jungen Erwachsenen zählten zur Zielgruppe dieser Veranstaltung. Der Großteil der Gäste waren im Alter zwischen 16 und 30 Jahren.

Mit dem Arbeitstitel „Break the shake & mix your drink“ wurde dieser Barmixworkshop als neues pädagogisches Konzept in eine Großveranstaltung integriert. Dabei wurde ganz bewusst auch mit alkoholischen Mixgetränken gearbeitet, weil es bei diesem Projekt darum ging, den Jugendlichen die Mündigkeit beim Alkoholkonsum zuzusprechen und eine Optimierung von Rauscherfahrungen zu ermöglichen.

Ziel war es, Trinkkultur einzüben, sich mit Alkohol, insbesondere der „Spirituose“, auseinanderzusetzen. Weiters, sich der eigenen Trinkgewohnheiten bewusst werden und deren Auswirkungen (Alkohol am Steuer, the day after, wie kann ich als jugendlicher Alkohol positiv nutzen, um mir mehr zuzutrauen oder jemanden anzusprechen, ...)

Die Barkarte gab Einblick in das großzügige Angebot an alkoholischen und alkoholfreien Getränken, das den Jugendlichen zum Selbermixen bereitstand. Die Preise waren so gestaltet, dass es auch Jugendlichen mit einer schlanken Geldtasche erlaubt war, sich an diesem Projekt zu beteiligen. Non-alkoholic drinks zum Selbermixen kosteten je € 1,50, für alcoholic drinks zum Selbermixen wurde ein Materialbeitrag von je € 3,- verrechnet.

Ablauf eines Kontaktes mit einem Jugendlichen an der Bar

Für die TrainerInnen war es manchmal durch den großen Ansturm eine große Herausforderung zu erkennen, wer als Nächstes an der Reihe war.

Der Jugendliche wurde an der Bar begrüßt und gefragt, ob er sich unter Begleitung seinen Drink mixen wolle. Stimmt dieser zu, wurde der Gast eingeladen, auf die Seite des Barkeepers zu kommen. Der Trainer stellte sich vor und begrüßte den Jugendlichen per Handschlag. Es wurde abgeklärt, ob sich der Jugendliche schon für einen bestimmten Drink entschieden hätte. Danach wurden die Zutaten bereitgestellt und erläutert (welche Spirituose, Säfte, Sirupe, woraus gewonnen, Höhe des Alkoholgehalts, ...) Im Gespräch konnte der Jugendliche nicht nur Interessantes über die Zutaten, sondern auch über Mixtechniken, diverse Tricks und Alternativen erfahren. Vor- bzw. während des Mixens wurden nach Möglichkeit die Themen „Trinkgewohnheiten“ und „Lieblingsdrinks“ angesprochen, diese gegebenenfalls bei der Auswahl des Drinks berücksichtigt, um ein Optimieren des Trinkvergnügens zu erzielen.

Zum Abschluss wurden die Drinks noch mit einer passenden Dekoration versehen. Der jugendliche Gast hatte außerdem die Möglichkeit, seine e-mail-Adresse für die Zusendung der Rezeptliste bekanntzugeben und wurde bestärkt, auch zuhause als Barkeeper kreativ zu sein.

7.3. INGRID HÖCHTLER, CHRISTA PREINING:
QUADRATMETER ZU VERSCHENKEN – EIN PROJEKT IM ÖFFENTLICHEN RAUM

Ausgangslage:

Im Wiener Kaufpark Alt Erlaa ist es seit langen Jahren ungeschriebenes Gesetz, dass dieser Jugendlichen als Treffpunkt nicht zur Verfügung steht. Der gesamte Wohnpark mit 10.000 Einwohnern hat mittels Unterschriftensammlung vor einigen Jahren auch die Errichtung eines Polytechnischen Lehrgangs in unmittelbarer Nähe der Geschäftslokale verhindert. Die Jugendarbeit

in dieser städtischen Region versuchte mittels verschiedener Aktionen, Jugendlichen im öffentlichen Raum Möglichkeiten zur Gestaltung zu geben – was aber immer damit verbunden war, dass diese kreativ tätig sein mussten. Im vorliegenden Projekt ging es darum, Jugendlichen ein Erlebnis der Akzeptanz ohne Leistungsdruck zu ermöglichen.

Das Projekt:

Zu diesem Zweck verschenkten die Projektleiterinnen einzelne Quadratmeter im Kaufpark an Jugendliche – für 3 _ Stunden an einem Nachmittag. Dort sollten sie tun können, was sie wollten: sich wohlfühlen, Spaß haben, den Platz als Bühne einnehmen.

Folgendes Material wurde zur Verfügung gestellt.

1. 10 knallorange Plastikfauteuils (ein Sessel + Platz für zwei Füße = 1m²) – d.h. 10m² in Form von Sesseln, die schon allein optisch eindeutig unverkennbar Jugendmöbel sind. Ein Pensionist würde darauf kaum Platz nehmen, aus Angst, nicht mehr hochzukommen.
2. 1 Hockerkocher mit Pfanne, Schmarrnschaufel, 100 Eiern, Öl, Salz, Brot, Papptellern und Plastikgabeln – d.h. 1m² Selbstversorgerküche.
3. Hefte, div. Handtascherln, die jeweils eine Überraschung bereithielten (Perücken, Spok-Ohren, Brillen, Schweinepatschn ...) – d.h. 1m² Unterhaltung.
4. 1 Wäscheständer, Zetteln, Kluppen, Stifte – d.h. 1m² Möglichkeit zum Aufschreiben, Zeichnen ... dessen, was man schon immer sagen wollte ...
5. 1 Megafon – d.h. 1m², um akkustisch etwas zum Ausdruck zu bringen
6. 2 mit Gaffa am Boden markierte m² nebeneinander ... = 2 m² Bühne für 2 Akrobaten, Models ...

Die Reaktionen:

Die üblicherweise am Nachmittag anwesenden PensionistInnen erlebten die Zeit sichtlich als willkommene Abwechslung. Bei Eierspeise und Kaffee applaudierten sie den jugendlichen Selbstdarstellern, die sich bald gar nicht mehr schüchtern und positiv in Szene setzten. Auch die Geschäftsleute reagierten mit Humor.

Die Aktion wurde deswegen ein Erfolg, weil

- x der Grad der Grenzüberschreitung vorher festgelegt wurde, sodass niemand wirklich belästigt werden könnte.
- x durch das Ausgeben von Kaffee und Spiegeleiern die Erwachsenen miteinbezogen wurden, sodass sich leichter Gespräche ergaben.

Die Jugendlichen erlebten den Nachmittag als Stärkung ihres Gemeinschaftsgefühls und Selbstvertrauens. Durch einen nachfolgenden Fernsehbeitrag im Wohnpark-TV und 5 Sessel, die zukünftig im Kaufpark als deutliches Signal von erhöhter Akzeptanz stehen sollen, wurde versucht, das Projekt nachhaltig in den Alltag des Kaufparks Alt-Erlaa zu integrieren.

7.4. WOLFGANG SCHÖNGRUBER:

„WAGNIS LEBEN“ – EIN EMPOWERMENT-KONZEPT FÜR JUGENDLICHE AM ÜBERGANG ZUM ERWACHSEN-WERDEN

Der Übergang vom Jugendalter in die Gesellschaft der Erwachsenen ist in Stammes-gesellschaften ein markanter Punkt.

In Industriegesellschaften wird dieser sensible Zeitpunkt oft vergessen und verdrängt.

Nicht selten versuchen Jugendliche sehr risikoreich, diese Initiation selbst nach zu holen: S- und U-Bahn-Surfen, illegale Autorennen, Stromastklettern, Airbagging, Gleis-Roulette. Erhöhte Gewaltbereitschaft, regelmäßiger Missbrauch von Alkohol und Nikotin oder illegalen Drogen und süchtige Verhaltensweisen sind oft die Folge.

Eine bewusste Gestaltung des Übergangs (Initiation) vom Jugendlichen zum Erwachsenen setzt genau hier an, indem Kompetenzen vermittelt, Reflexion als wichtig erkannt und die Jugendlichen in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden.

Eine breite Palette von kommerziellen Angeboten ist mittlerweile im Internet bei Bildungshäusern und diversen Erwachsenenbildungseinrichtungen zu Adoleszenz und Initiation zu finden.

Es gibt darunter sehr viele gute Angebote, allerdings werden sie zumeist entsprechend kommerziell vermarktet und sie sprechen daher nur einige wenige an. Von der Gemeinschaft (z.B.: Gemeinde) werden diese Angebote nicht getragen bzw. anerkannt.

Wenn aber die Gemeinschaft – „der öffentliche Raum“ den Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen als solchen nicht wahrnimmt und kein Diskurs stattfindet, ergeben sich für die Beteiligten im öffentlichen Raum auch keine förderlichen Entwicklungen.

Initiation, die den Umgang mit Alkohol und Nikotin thematisiert und in unserer aktuellen Gesellschaftsform fehlt, muss also ein Anliegen der Kommune - der Gemeinschaft sein. Wenn jemand zu einem vollen Mitglied der Gemeinschaft initiiert werden soll, kann dies nur durch diese geschehen.



In diesem Sinne und auch im Sinne der Nachhaltigkeit geht das Projekt davon aus, dass man Menschen aus einer Gemeinde/Region dazu befähigen muss, solch einen partizipativen Übergangsprozess eigenständig planen und durchführen zu können.

In unserer aktuellen Gesellschaftsform ist es uns unmöglich, so wie in Stammesgesellschaften 14-jährige zum Erwachsenen zu initiieren.

Die immer länger werdenden Ausbildungszeiten und die daraus folgende finanzielle Abhängigkeit der Jugendlichen machen das Erwachsenwerden schwieriger.¹ Initiation kann daher nur in 3 Schritten erfolgen.

- 2 – 14 Jahre - Übertritt zum Jugendlichen, Alkohol und Nikotin braucht's das?
- 16 Jahre - Umgang mit Rausch und Risiko (Gesetz – Alkohol, Nikotin)
- 18 Jahre - Erwachsen werden (Gesetz – Volljährigkeit)

In der Zielgruppe:

der jugendlichen Mädchen und Buben werden durch geschlechtsbezogene Praxisansätze:

- Rausch und Risikokompetenzen verbessert, indem durch bewusstes Reflektieren der Umgang mit Situationen und Verhaltensweisen optimiert wird. Dadurch wird eine Verringerung des Alkohol- und Nikotinmissbrauches erzielt.
- eine Stärkung der soz. Kompetenzen, des Selbstwerts, der generellen Sucht-resistenz, der Rolle als Mann/Frau und der Eigenverantwortlichkeit erreicht werden,
- Grundlagen für gesundheitsförderndes Verhalten und entsprechenden Erfahrungen von/für Jugendliche/n aufgezeigt und manifestiert werden.

In der Zielgruppe:

der Eltern, der GemeindebürgerInnen und der Gemeindestruktur (Gemeinderat, Bürgermeister) aber auch der Jugendlichen, liegt der Nutzen in:

- der Unterstützung der Eltern bei der Erziehungsarbeit (Elternbildung),
- der Schaffung von (bzw der Unterstützung bestehender) MultiplikatorInnen (SeminarteilnehmerInnen), welche die nachhaltige Umsetzung sichern.
- der Gesunderhaltung, in dem der Prozess sich auf die Erkenntnisse der Salutogenese (Aaron Antonovsky) bezieht und die seelischen und sozialen Faktoren mitberücksichtigt werden.
- dem Aufbau und der Förderung einer gemeindegerechten und partizipativen Struktur zur Unterstützung kommunaler Jugendarbeit mittels der auch gesundheitsfördernde Initiativen umgesetzt werden können.

Umsetzung:

1. Informationsveranstaltungen:

Nach den Erstinformationen und –gesprächen werden in interessierten Gemeinden aufgrund der Komplexität des Projektes eigene Informationsveranstaltungen zur Sensibilisierung und Erklärung des Themas abgehalten. Es ist wichtig, dass das Projekt von einer breiteren Basis in der Gemeinde mitgetragen wird.

2. Seminarzyklus mit 3 Blöcken

Durchführung eines motivierenden und umsetzungsorientierten Seminarzyklus in 3 Blöcken mit je 2 _ Tagen, für 2-3 Personen je Gemeinde. Die TeilnehmerInnenanzahl dafür ist mit mind. 12 bis max. 18 Personen festgesetzt (5 bis 6 teilnehmende Gemeinden).

Der Seminarzyklus wird:

- x die TeilnehmerInnen befähigen, eigenverantwortlich in ihrer Gemeinde ein niederschwelliges Initiationsprojekt geschlechtsspezifisch und partizipativ zu planen, zu begleiten und durchzuführen.
- x einen bewussten Umgang mit riskanten Handlungen und psychoaktiven Substanzen (Alkohol, Nikotin usw.) aufzeigen. (Balance zwischen Genuss und Verzicht).
- x eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle als Mann/Frau einleiten.
- x Grundlagenkenntnisse über Pubertät – Adoleszenz – Entwicklungsphasen vermitteln.
- x die Bedeutung von Ritualen aufzeigen, diese aber auch kritisch hinterfragen.
- x grundlegende Kenntnisse über Kommunikation – Konfliktmanagement und Gruppendynamik vermitteln.

¹ Jugendbericht des Bundesamtes für Statistik: Eine verlängerte Ausbildungszeit, die spätere Ablösung vom Elternhaus, ein schwieriger Eintritt in die Arbeitswelt, verbunden mit einer teilweise prekären finanziellen Situation sowie eine eigene Kultur- und Freizeitszene charakterisieren die Gruppe der 15-24jährigen. Gleichzeitig zeugen erhöhte Kriminalitätsraten von nicht immer einfachen Übertritt ins Erwachsenenleben.





Mögliche TeilnehmerInnen am Seminarzyklus:

- ✗ Gemeindejugend - ReferentInnen (v. a. für die geplante Strukturbegleitung)² bzw. Mitglieder des Gemeindeausschusses für Jugend.
- ✗ JugendbetreuerInnen, JugendleiterInnen, VertreterInnen von Jugendvereinen, ...
- ✗ GemeindegliederInnen, (künftige) MultiplikatorInnen, denen das Thema Jugend und die Jugendlichen ein Anliegen sind und die sich dafür einsetzen.

3. Praxisprojekt / Projekte

Im Praxisprojekt wird mit den SeminarteilnehmerInnen den SeminarleiterInnen und ca. 10 Jugendlichen (ca. 5 Mädchen / 5 Buben) ein komplettes Initiationsprojekt geplant und durchgeführt.

Die Phasen eines jeden Übergangsrituals, wie sie von dem französischen Ethnologen Van Gennep in Hunderten von Übergangssritten nachgewiesen wurden, wie:

1. **Trennungsphase**
2. **Übergangsphase** (Durchführung, Prüfung,..)
3. **Wiedereingliederungsphase**

werden hier nochmals behandelt und auf Grundlage der Analyse (unter Berücksichtigung der regionalen Traditionen) im Detail geplant und durchgeführt.

Die Trennungsphase:

Sie leitet ein Ritual ein und soll eine klare Abgrenzung zum Alltag schaffen. Es muss ein kultureller Bereich geschaffen werden, der den weltlichen Raum vom außeralltäglichen Raum scheidet.

z.B.: Bewusstes gestalten und überschreiten einer Schwelle, Durchtrennen von Bändern (Nabelschnur) usw.

Übergangsphase:

Die Übergangsphase ist der Hauptteil der Initiation. Hier geschieht die Konfrontation mit dem „Dämon“ – den eigenen inneren Widerständen³. Es geht darum eine Herausforderung anzunehmen und dafür belohnt zu werden. Hier ist auch der Ort in denen die Themen (wie im Zielrahmen beschrieben) behandelt werden.

z.B.: Seilaufbauten oder andere Elemente aus der Erlebnispädagogik (eventuell mit Bergführer, Sicherheit muss gewährleistet sein), Rituale zu den Elementen (Feuer, Wasser, Erde, Luft), Schwitzhütte, Gespräche am Lagerfeuer, trommeln, singen, tanzen, eine bestimmte Zeit alleine in der Natur verbringen, usw. – zur Stärkung des Selbstwertes, der Bedeutung von Gemeinschaft und der Risikokompetenzen.

Die Wiedereingliederungsphase:

Diese dient der Reflexion, beendet das Ritual und der/die Initiant/In kehrt in einem neuen Status in die Gemeinschaft zurück.

z.B.: Gespräche über das Erlebte, Austauschen von kleinen Geschenken, gemeinsames tanzen, essen, Verleihung eines zusätzlichen Namens, gemeinsames Abschlussfest in der Gemeinde, usw.

7.5. DORIS STEIN-WAGNER: WEGSUCHE IN DER WILDNIS – ÜBERGANGSRITUALE FÜR JUGENDLICHE

Ausgangslage:

Die alten Rituale, die Übergänge von Lebensphasen markierten und dem Individuum halfen, seine alte Rolle hinter sich zu lassen und seine neue Rolle und seine Aufgabe in der Gemeinschaft zu finden, sind heute bis auf rudimentäre Reste verkümmert. Dabei wären sie für die Jugendlichen nötiger denn je. Die Orientierung in einer immer unübersichtlicher werdenden Welt, in der die Grenzen von virtueller und „realer“ Realität immer mehr verschwimmen, wird zunehmend schwieriger, und dem Einzelnen wird ständig mehr an persönlicher Entscheidungskraft und Gestaltungsinitiative abverlangt.

Die Schule versucht – mehr oder weniger erfolgreich – mit der rasant wachsenden Wissensflut mitzuhalten und gibt den Jugendlichen viel an (Allgemein-)Wissen mit, aber wenig Hilfestellung für ihre Persönlichkeitsfindung und Selbst-Bewusstwerdung; die Erwachsenen generation scheint selbst unsicher, welche Norm- und Rollenvorstellungen sie weitergeben will.

Die Lehrkräfte – vor allem die der „68er - Generation“ - schauen überrascht auf die Jugendlichen, die „altmodische“ Formen wie z.B. Tanzfeste mit Abendkleidungszwang wieder für sich „ausgraben“, oder beunruhigt auf die Suche so vieler Jugendlicher nach den Extremen, dem möglichst permanenten Kick, der riskanten Grenzerfahrung und nach der Erfahrung von Gemeinschaft im Konsum von Drogen, legalen wie illegalen.

Die alten Formen von Initiationsritualen, in denen es um die Ablösung von der Lebensphase der Kindheit, eine Art Bewährungsprobe in einer Zwischenwelt und schließlich die Aufnahme in die Erwachsenenwelt geht, gibt es in unserer Kultur nicht mehr. Da sie aber offensichtlich eine „anthropologische Konstante“ darstellen und ein menschliches Grundbedürfnis abdecken, scheinen sich die Jugendlichen in einer Art verzweifelter Selbsthilfe selbst zu initiieren – mit manchmal tödlichem Ausgang nach Art des russischen Roulette. Weil der Versuch nicht gelingen kann, da nur „Älteste“ die Jugendlichen in die Gemein-

² in ÖÖ gibt es bereits in vielen Gemeinden eine/n bestellten Gemeindegliedreferenten/in, der/die die Anliegen der Jugendlichen in den Gemeindebelangen umsetzen hilft und Ansprechperson für Jugendliche ist. Diese Struktur wird vom Land ÖÖ unterstützt.

³ Rebillot P: Die Heldenreise





schaft der Erwachsenen aufnehmen können, kann die gesteigerte Wiederholung Suchtcharakter annehmen. Mit dem wachsenden Interesse der westeuropäischen Intellektuellen an Weltanschauung, Heilpraktiken und Lebensformen indigener Stammeskulturen in Australien, Afrika und Nordamerika rückten auch die Initiationsriten für die Jugendlichen ins Blickfeld – aber die bloße Nachahmung und Importierung in unsere Kultur kann natürlich nicht gelingen.

Das kalifornische Ehepaar Steven Foster und Meredith Little hat durch die strukturelle Untersuchung verschiedenster Formen ein kultur- und zeitunabhängiges Grundmuster von Visionssuche herausgefiltert, das sich auch in unserer Kulturgeschichte wiederfinden lässt (Odysseus' Heldenreise, Wüstenerfahrungen unserer Religionsstifter, Parzivals Gralssuche). Sie bilden LeiterInnen von Visionssuchen für Erwachsene in Lebensübergängen und für Jugendliche aus und ermutigen sie, in ihren Heimatländern die Formen weiter zu entwickeln, die ihren Traditionen und Gegebenheiten angemessen sind. Solch eine Visionssuche ist eine Gruppenerfahrung in möglichst unzivilisierter Natur, bei der nach intensiver Vorbereitung die einzelnen Jugendlichen für einen Zeitraum von 24 Stunden bis 4 Tagen über eine Schwelle ins Alleinsein in der Natur ohne feste Nahrung, ohne Ablenkung und ohne komfortable Behausung entlassen werden. Die Erzählung des Erlebten nach der Rückkehr über die Schwelle und ihre Spiegelung durch die „Ältesten“ im Kreis ist wichtig für die Klärung des individuellen Standpunkts, des individuellen „Archetypus“, der Stärken und Fähigkeiten, die der Einzelne dann als Erwachsener in die Gemeinschaft, in seinen Lebensweg einbringen kann. Die intensive Zeit des „Sich-Spürens“ im Physischen und Psychischen (gerade das fehlt den meisten Suchtgefährdeten!) und die Überwindung von Ängsten und Schwierigkeiten stärken Energie und Selbstbewusstsein der Jugendlichen, wie sich in ihren Berichten zeigt.

Ein neues und altes Verständnis von Natur und ihre Wahrnehmung

Zum Verständnis des Ganzen ist noch wichtig zu wissen, dass eine ganz andere Beziehung zur Natur die Grundlage bildet, als sie uns verstäderten Mitteleuropäern geläufig ist. Die „Natur“ muss nicht in Reservaten geschützt werden, damit sie nicht ausstirbt (Bambi-Effekt), sondern sie ist größer als der Mensch, der nur ein Teil von ihr ist, und ihre oft unberechenbare Macht wird in den zunehmenden Naturkatastrophen den Menschen auch in unseren Breiten wieder stärker bewusst. Die Erde, Landschaften, Elemente, Tiere, Pflanzen haben nicht nur eine materielle Seite, wie uns das in unserer Schulwissenschaft immer noch weithin gültige mechanistische Weltbild der Aufklärung glauben machen will, sie können nicht nur bestenfalls die menschliche Psyche widerspiegeln, sondern haben eigene geistig - seelische Qualitäten, mit denen der Mensch in Resonanz treten kann.

Voraussetzung für diesen Kontakt mit sich selbst und der Natur ist die Stärkung und Übung anderer Wahrnehmungskanäle wie der Intuition und den zugehörigen symbolisch - metaphorischen Verarbeitungsmustern der rechten Gehirnhälfte. Kinder haben diese Fähigkeiten noch, doch den meisten werden sie abtrainiert zugunsten Einübung in „Vernunft“, der „richtigen“ Verarbeitung der Wahrnehmungen, die durch die Apparaturen der empirischen Wissenschaft verifizierbar sind. Diese Einschränkung zu durchbrechen und „hinter die Dinge“ zu schauen ist das - manchmal unbewusste - Motiv vieler drogenkonsumierender Jugendlicher, deren spiritueller Suche und deren Sehnsucht nach einer anderen Sicht auf Realität und Natur keine Nahrung gegeben wird. Sie können sich in der Visionssuche mit ihren Ängsten konfrontieren und die stärkende und heilende Kraft der Natur um sie und in ihnen selbst erleben. Sie können durch Fasten und Schlafentzug veränderte Bewusstseinszustände oder eine Art Rausch durchleben, in denen sie Wachstumsimpulse bekommen, ohne von Substanzen möglicherweise geschädigt oder von anderen Angeboten abhängig zu werden.

Es ist zu hoffen, dass dadurch auch Respekt und Verständnis für andere Kulturen wachsen, die sich dieses Verhältnis zur Natur bewahrt haben, genauso wie das Bewusstsein für Verhalten im Alltag, das mittelbar die unberührte Natur weltweit weiter zerstört.

Einsatz von Visionssuche als therapeutische Maßnahme für drogenabhängige Jugendliche in Kanada und Südafrika

Visionssuchen in der Wildnis werden neuerdings in verschiedenen Ländern (Kanada, Südafrika) mit großem Erfolg als therapeutisches Angebot für drogenabhängige Jugendliche eingesetzt. Es liegt nahe, sie bereits als präventives Angebot zur Persönlichkeitsstärkung den Jugendlichen zur Verfügung zu stellen.

Persönliche Motivation

Ich persönlich hatte eine eintägige Visionssuche in der Tradition der Huichol-Indianer im Jahr 1995 in Alaska als sehr eindrücklich, stärkend und richtunggebend erlebt. Ich blieb von dem Thema fasziniert, wünschte mir Formen, die in unserer Kultur wurzeln und fand auch erfreut Verwandtes in der Tagung des österreichischen Bildungsforums „Rituale in der Jugendarbeit“ in Alpbach im November 2000. Als es im Rahmen der Risflecting-Ausbildung 2001/02 um eine Idee für ein Projekt der einzelnen TeilnehmerInnen ging, entschied ich mich, „privates“ Interesse und meine berufliche Welt zusammenzubringen und in einem Projekt zu erproben, ob und in welcher Form sich ein Konzept „Visionssuche für Jugendliche“ in die Realitäten des öffentlichen (in diesem Fall kommunalen) Schulsystems einbinden lässt.



Übereinstimmung des Projekts mit dem Risflecting-Konzept und den Anforderungen moderner Suchtprävention

Zum „Risflecting-Konzept“ passt die Visionssuche insofern, als sie grundsätzlich dem „empowerment“ des Individuums verpflichtet ist und der Stärkung der Eigenverantwortung, gleichzeitig aber auch der Einbindung in die Gemeinschaft. Sie bietet die Erfahrung von Risiko, das zwar durch gute Vorbereitung und ein Buddy-System objektiv minimiert, aber subjektiv durch den Entzug von Essen und gewohntem Schutzraum gesteigert wird. Sie lässt Rausch ohne Rauschmittel erleben und ermöglicht die Erfahrung von Transzendenz und Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens. Das Vertrauen, dass man auf sich selbst, aber auch auf andere zählen kann bei der Bewältigung neuer oder schwieriger Anforderungen und Aufgaben, ist nach Aussagen der allermeisten TeilnehmerInnen einer Quest erheblich gewachsen. Damit sind auch die wichtigsten Komponenten des „Kohärenzgefühls“ angesprochen, das nach Antonovsky, dem Begründer der Salutogenese, eine Schlüsselressource für Gesundheit darstellt. Selbstverständlich erfüllt die Visionssuche damit auch die Anforderungen an wirksame Methoden der modernen Suchtprävention, bei der es um Förderung der Lebenskompetenzen, Stärkung der Persönlichkeit und „Bewährungs- statt Bewahrungspädagogik“ (G. Koller) geht.

Es fragt sich nur, wie eine Aktion mit so hohen Zielen und auch so hohen Anforderungen an Vertrauen und Vertrautheit und natürlich Leitungskompetenz irgendwie mit der Realität des Alltags im öffentlichen Schulsystem, wie wir ihn alle kennen, in Einklang gebracht werden kann.

Ein Beispiel:

In einer privaten Montessorischule in der Nähe von München, dem „Erdkinderprojekt“, die mit der Mittleren Reife abschliesst, beenden die SchülerInnen und Lehrkräfte die gemeinsame Schulzeit mit dem „WalkAway“ – Ritual. Sie treffen sich an einem Wochenende in einem Tipi auf dem Schulgelände, halten Rückblick auf die vergangene Schulzeit und bereiten sich auf die Zeit „draußen“ vor. Die Jugendlichen gehen bei Sonnenaufgang für 24 Stunden in die Natur hinaus, werden bei der Rückkehr von den Eltern und den Lehrkräften, von denen zwei ausgebildete Visionsleiter sind, in Empfang genommen, alle lauschen den Geschichten und deren Spiegelung, und dann wird der Abschied von der Schulzeit und der Beginn eines neuen Lebensabschnitts gemeinsam gefeiert. Kein Schüler möchte dies Ritual verpassen.

Voraussetzung ist natürlich die langjährige Vertrautheit von SchülerInnen und Lehrkräften, die entsprechende Schulung der LehrerInnen und die geringe Schülerzahl der Klasse. Nicht zu vergessen das Selbstverständnis der Schule als Institution nicht nur der Wissensvermittlung, sondern auch der Persönlichkeitsbildung der SchülerInnen.

Erste Ideen und Zielvorstellungen: Durchführung einer Visionssuche für Jugendliche an einer öffentlichen Schule als Schul- oder Stufenabschlussveranstaltung

Im Gespräch mit Lehrkräften von Realschulen, die ebenfalls mit der Mittleren Reife abschließen, traf ich auf teilweise hohe Frustration bezüglich der Abschlussfahrt der zehnten Klassen: die SchülerInnen suchen gezielt ihren „Spaß“ in massivem Alkoholkonsum – gemeinsames exzessives Besäufnis als höchstes Ziel der letzten gemeinsamen Unternehmung der Schulzeit! Hier könnte ein zusätzliches, freiwilliges Angebot einer Form von Visionssuche eine sinnvolle Alternative bieten. Meine Hoffnung war, eine Lehrkraft zu finden, die daran Interesse hätte, dies Angebot als Experiment in ihrer Schule zum Ende des Schuljahres gemeinsam mit Visionssucheleitern durchzuführen. Auch für SchülerInnen der 10. Klasse im Gymnasium, die sich in ihrer Entscheidung, in die Oberstufe oder ins „praktische Leben hinaus“ zu gehen, nicht sicher sind, könnte eine Visionssuche hilfreich sein, oder auch für eine bestimmte Gruppe von konsumierenden Jugendlichen als Angebot „im Hintergrund“ einer Suchtberatungsstelle.

Das waren die Ideen des Anfangs – in einem Prozess der Auseinandersetzung zwischen den Beteiligten sollte sich dann herauskristalisieren, woran Interesse besteht und was auf welchem Wege realisiert werden könnte.

Eine zweite Möglichkeit: Die Medizinwanderung

Eine Medizinwanderung hat die gleiche Grundstruktur wie das mehrtägige Ritual und dient als vorbereitende Übung – oder auch als eigenständiges Ritual, wenn man das Bedürfnis nach Ausstieg aus dem Alltag und Verbindung mit der Natur zur Beantwortung einer Frage hat.

Sie beginnt bei Sonnenaufgang und endet bei Sonnenuntergang und führt den Wandernden möglichst abseits von Menschen und Siedlungen durch die Natur. Der Weg sollte nicht vorgeplant sein, sondern sich aus dem Moment ergeben, auch Aufenthalt und Ruhe an „anziehenden“ Plätzen gehören dazu. Es wird nicht gegessen, nur Wasser getrunken. Am Anfang der Medizinwanderung steht eine Zeremonie, in der eine „Schwelle“ aus natürlichen Materialien den Übergang in die „andere“ Welt markiert. In dieser Welt haben Landschaft, Ereignisse und Begegnungen symbolische Bedeutung, es gilt, sich ohne Bewertung und Kategorisierung der Schönheit, Lebendigkeit und Vielfalt der natürlichen Umgebung und ihrer Botschaften an den Wanderer bewusst zu sein. Bestimmte Wesen und Kräfte der Natur werden sich zeigen und symbolische oder allegorische Hinweise für die Fragekonstellation, die Lebenssituation des Fragenden geben. Die Überschreitung der Schwelle am Abend bedeutet die Rückkehr in die Alltagswelt und den gewohnten Rahmen von Wahrnehmung und Bedeutung. Ein Symbol, das sich hat finden lassen, und Notizen am Abend oder eine andere künstlerische Ausdrucksform können ein Anker sein und die Integration des Erlebten in den Alltag befördern.

7.6. CHRISTINE ZAUNER:
BRAUCH ODER MISSBRAUCH?
DIE NEUDEFINITION DES KRAMPUSLAUFENS DURCH DIE LANDJUGEND VORDERSTODER

Ausgangssituation

Vorderstoder ist ein kleiner Gebirgsort mit 850 Einwohnern und liegt in 800m Seehöhe. Die bäuerliche Bevölkerung ist dominierend.

Brauchtum hat in Vorderstoder einen hohen Stellenwert.

Seit ca. 40 Jahren ist es Brauch, dass die Landjugend, die einzige Jugendorganisation im Ort, zur Nikolauszeit als Nikolaus und Krampusse die Kinder besucht und sie beschenkt.

Problemstellung

In den letzten Jahren gab es nun immer mehr Probleme:

Einerseits wurde die Angst der Kinder immer größer, weil der Krampus auch als Erziehungshilfe eingesetzt wurde, andererseits waren Erwachsene nicht mehr bereit, die Gruppen in die Häuser zu lassen.

Die Wertschätzung der Arbeit und des Einsatzes der Jugendlichen war nicht mehr existent.

Der Grund dafür war:

Das Treiben der Krampusse ist durch Alkoholeinfluss vor einigen Jahren des öfteren außer Kontrolle geraten, unter den Einwohnern ist dadurch ein schlechtes Bild entstanden. Raufhändel mit Gruppen aus Nachbardörfern trugen ihren Teil zu diesem schlechten Ruf bei.

Zielformulierung

Die neue Führung der Landjugend wollte es besser machen, sah sich aber vor unlösbaren Problemen. Vor allem waren die Jugendlichen nach den Erfahrungen im Vorjahr (2001) ziemlich frustriert.

Hier setzte nun das Projekt an und hatte zum Ziel:

- × Die Jugendlichen erwerben Kompetenz und Wissen im Umgang mit dem Brauchtum und in der Gruppe.
- × Die Kinder und Erwachsenen, die von den Jugendlichen besucht werden, sind eingebunden.

Zielgruppen

Landjugend: Jugendliche und junge Erwachsene von 16 – 25 Jahre

Kinder (Fragebogenaktion): 4 – 14 Jahre

Bewohner des Ortes Vorderstoder (Umfrage)

Aktivitäten

- × Eigene Erfahrungen und Bedürfnisse der Jugendlichen wurden erhoben.
- × Bei einer Fragebogenaktion hatten die betroffenen Kinder die Möglichkeit, ihre Meinung und ihre Wünsche zu artikulieren.
- × Die Umfrage zum Brauchtum unter den Erwachsenen regte zu Gesprächen an.
- × Die Landjugend beschäftigte sich dann eingehend mit dem Hintergrund des Brauches und erkannte, dass hier noch enorme Möglichkeiten z.B. auch für die weiblichen Mitglieder und in den Raunächten vorhanden sind.
- × Am LERNFEST in Hinterstoder präsentierten die Jugendlichen das Projekt, der Maskenschnitzer Antensteiner hatte viele interessierte Zuschauer beim Schnitzen.
- × Christine Grasmuck bastelte mit den Kindern Krampusmasken.
- × Unter der Leitung von Herbert Pfister fanden Schnitzkurse statt, an denen die Perchtenmasken, die für Vorderstoder typisch sind, geschnitzt wurden.
- × Ein Vortrag „Altes Brauchtum erwacht zum neuen Leben“ am 16. November 2002 wurde als Infoveranstaltung für die Bevölkerung genützt.
- × Die „TAMBERG-PERCHT'n“ waren sodann am 5. und 6. Dezember in Form von Hausbesuchen in Vorderstoder unterwegs.
- × Am 7. Dezember nahm die Gruppe in Windischgarsten zum ersten Mal an einem großen Krampuslauf teil und erreichte auf Anhieb den 4. Rang unter 17 teilnehmenden Gruppen.
- × In der Silvesterraunacht gingen die Perchten in den Tourismusbetrieben räuchern. Diese Aktion war im Vorjahr schon sehr gut angenommen worden.

Erste Erkenntnisse

Ein wichtiger Aspekt war die Einbindung der Öffentlichkeit durch Fragebogen (Kinder) und Umfrage (Erwachsene) sowie Informationsvortrag (Bevölkerung).

Artikel in der regionalen Presse und im Mitteilungsblatt der Gemeinde, Infostände beim Lernfest in Hinterstoder und beim Kirtag in Vorderstoder machten ebenfalls auf das Projekt aufmerksam.

Das Gespräch war dabei eine der wichtigsten Methoden der Erneuerung.

Neuerungen und Rückmeldung

- x Neue Brauchtumsfiguren bzw. neuer Hintergrund:
 - Die neuen Figuren **Hexe** und **Engerl** wurden von Erwachsenen und Kindern sehr gut aufgenommen.
 - Die **Hexe** darf Unfug anstellen, z.B. Aschenlade ausleeren ...
 - Das **Engerl** beschützt die Kinder und schenkt ihnen ein Engelshaar.
 - Der **Krampus** hat die Aufgabe, böse Geister zu vertreiben, und die Rute ist ein Fruchtbarkeitssymbol.
 - Die Angst der Kinder war deutlich geringer, weil sie nicht mehr Zielscheibe von Aggressionen waren und die Hexe eine Menge Unfug anstellte. Die Rückmeldungen der Jugendlichen zu ihren Rollen sind durchwegs sehr positiv bis begeistert. Ein Teil möchte im nächsten Jahr die Gruppe noch um einige neue Figuren erweitern.
- x Die Einnahmen aus dem Nikolaus- und Krampusgehen stiegen um mehr als das Doppelte gegenüber 2001.
- x Verantwortung für jede Gruppe: Fahrer und Nikolaus
 - Dadurch konnte das Alkoholproblem in den Griff bekommen werden. Allerdings richtete jede besuchte Familie eine Jause – bald war es den Jugendlichen nicht mehr möglich, alles zu essen.
- x Krampuslauf in Windischgarsten:
 - In der Vorbereitungsphase war die Angst noch groß, es könnte zu Raufereien kommen. Die Gruppe machte aber nur positive Erfahrungen und wurde vom Publikum begeistert beklatscht.

Auf Grund dieser Rückmeldungen kann festgestellt werden, dass die Erwartungen der Landjugend an dieses Projekt erfüllt wurden. Die Erweiterung der Kompetenz der Jugendlichen im Umgang mit dem Brauchtum, in der Kommunikation untereinander und in der Öffentlichkeit wurde gesteigert und somit die Ziele erreicht.

Die Standhaftigkeit des Landjugendführers Günther Pernkopf hat einen großen Anteil an diesem Erfolg beigetragen. Trotz eines oft scharfen Gegenwindes ging er einen klaren Weg und kann so auch Vorbild für seine Nachfolger sein.

7.7. HUBERT FISCHER:

SPIELE DAS SPIEL – EINE HELDENREISE ALS RAUSCH- UND RISIKO-ABENTEUER JUNGER MÄNNER

Jede(r) will ein(e) HeldIn sein! Wir wissen, Helden sind mutig, stark, unerschrocken, geistig „normal“ ..., das ist das bekannte Bild der Helden. Manche sind zu Helden geboren, manche werden zu Helden gemacht. Es gibt aber auch die stummen und schwachen Helden, nur passt das nicht zum gängigen Heldenbild. „Richtige“ Helden dürfen auch ängstlich, schwach, kreativ, langweilig, hilflos, unordentlich, ... sein.

Gerade Jugendliche auf dem Weg zum Erwachsen werden und zu sich selbst, brauchen Unterstützung, um zu ihrem persönlichen, ganz individuellen Heldenbild zu finden.

Diese inszenierte Heldenreise soll Möglichkeiten aufzeigen, wie viele kreative Wege über die Form des Spieles sich auftun, um so vielleicht etwas ganz eigenes zu entdecken: dass eigentlich jeder für sich ein Held ist.

5 junge Männer und zwei Begleiter wollten in der Natur den Rausch erleben, um dem Frust und der Kälte zu entkommen. Und sie wollten im öffentlichen Raum, über das Spiel, das Risiko eingehen, um sich und andere zu befreien.

Die Natur ist unser „Rausch- und Risiko“-Partner, wenn es darum geht, uns zurückzuziehen, uns die Zeit zurückzuholen, die uns tagtäglich genommen wird, in der von uns verlangt wird, zu funktionieren. Wir werden eintauchen, Kinderträume wach werden lassen. Wir gönnen uns Langsamkeit. Schon das Verweilen an einer Quelle, Ursprung allen Lebens, gibt uns die Möglichkeit, Raum und Zeit in einer neuen Dimension wahrzunehmen, und vielleicht erleben wir so noch einen anderen Teil in uns. Grenzerfahrungen nach innen und nach außen ändern unsere innere und äußere Identität. Wir treten in Beziehung mit uns, schaffen so Heimat, um dann Beziehung zum „Anderen“ genießen zu können.

Der öffentliche Platz als „Rausch- und Risiko“-Partner, wenn es darum geht, das Spiel als Mittel zum Zweck einzusetzen. Das inszenierte Spiel, das wir als Kind schon erfolgreich eingesetzt haben, um miteinander in Kontakt zu treten, gilt es wieder neu zu entdecken. Es ist eine ewige Herausforderung, uns über das Spiel zu formen, zu fordern, andere damit so zu involvieren, dass es ein gemeinsames werden kann. Wir erfahren, lernen und geben weiter. Mit dem Spiel wollen wir in Kommunikation treten, mit anderen Menschen, die eigene und die andere Fremde überwinden, in Beziehung treten, das Risiko nicht scheuen, den Mut haben auch zu versagen, aber nichts unversucht zu lassen. Wir treten auf und hinein, wir sind wir, wir lassen uns ein, wir treten in Kontakt, wir überwinden die Angst, Kommunikation wird möglich durch Provokation.

„Spiele das Spiel“ – Ein Erlebnisbericht:

12.00 Uhr Bahnhofspark Bozen

Ich bin nicht der erste und nicht der letzte und doch frage ich mich: „kommen alle, oder zieht sich noch einer im letzten Moment zurück?“ Und doch, alle haben den Platz gefunden, ich freue mich und habe ein gutes Gefühl. Wir setzen uns ins Gras, die Stimmung ist gut, wir sind bereit, ein Wagnis einzugehen.

Abbruch – Aufbruch

Zwischenstopp

Wie ist das Gefühl hier an diesem Platz, wo sich mehr „Ausländer“ als „Einheimische“ treffen. An diesem Ort, wo Menschen Tag und Nacht leben, müssen, weil sie weder Bett noch Arbeit haben. Andere Menschen wiederum gehen, oder rennen hier vorbei, sie müssen zum Bahnhof. Was geht in ihnen vor, wenn sie hier vorbeiziehen, Angst, Mitleid, Ablehnung, Hass und was hat das mit uns zu tun?

Auch wir haben, teilweise ein mulmiges Gefühl, in der Nähe laufen zwei Jungs, vielleicht Albaner, einer schmeißt dem Anderen einen Pflasterstein nach, wir spüren den Schmerz, wir sind aber auch wütend und probieren zu verstehen. Wir spüren plötzlich unsere Verantwortung, die Verantwortung der Gesellschaft, die Verantwortung der Politik (in der Nähe befindet sich das Regierungsgebäude!). Der globale Zusammenhang? Bewusst oder unbewusst hat ein Platz, eine Szene uns gefordert darüber nachzudenken, darüber zu reden. Wir glauben, dass das der Ansatz einer Lösung sein könnte, nur wer sich einlässt, wer bereit ist, einen fremden Platz zu besuchen, um zu lernen, kann besser verstehen, was es heißt, fremd zu sein. Wer von den politischen Vertretern ist bereit, sich in die Mitte zu geben, wo die wirkliche Not ist?

Wir müssen weiter.

Ich lese jetzt aus dem Buch von Michael Meade: Die Männer und das Wasser des Lebens (Wege zur wahren Männlichkeit), ein Märchen aus Russland, „die brennende Feder“. Auch wir, jeder für sich, hebt eine rote Feder auf, das Symbol für die Bereitschaft ein Risiko einzugehen. Ich spüre die Lust, bei jedem einzelnen, noch mehr zu erleben. – die Kamera läuft – Spiel: 1 bis 10 zählen, ohne zu wissen wer als nächster zählt, wird die eine Zahl zweimal zugleich herausgesagt, fängt das ganze von vorne an Risiko

Und schon wieder werden wir abgelenkt. Ein Stadtpolizist hat sich unserem Kleinbus genähert. Uli springt auf und läuft auf dem Polizist zu, versucht zu erklären, dass wir gleich wegfahren. Kein Pardon, er tut wie immer nur seine Pflicht und sorgt für die Gemeindekasse.

Jetzt fahren wir weiter. Beim nächsten Supermarkt wird eingekauft, denn „shoppen“ darf auch Spaß machen. Zum Glück haben wir uns, bezüglich Speiseplan, schon im Voraus abgesprochen, so haltet sich das Chaos in Grenzen. „6 Männer im Supermarkt“ könnte auch der Titel eines Films sein.

Und schon wieder werde ich abgelenkt, bzw. lasse ich mich ablenken. Eine Frau kommt auf mich zu und meint; sie freue sich, wenn sie so fröhliche Jungs sieht. Sie redet weiter und ich merke wie ihre Augen immer wässriger werden. Sie sagt, ihr Sohn kann sich über nichts mehr freuen, Drogen haben sein Leben verändert und ich bin sprachlos, was soll ich jetzt sagen, ich gebe ihr eine Telefonnummer, bin aber traurig und enttäuscht von mir, dass ich nicht mehr tun kann.

Die Jungs spielen noch mit den Kartons und dann geht's weiter bis zum nächsten Würstelstand. Pommes, Ketchup, Würstl, et was braucht der Mensch zum überleben, Amerika macht's vor, ok. Gestärkt fahren wir unserem Ziel, der „Egghof Kaser“ Hütte auf 1.800m im Passeiertal entgegen.

Ankommen auf der Hütte

Ein anderer Ort, 2 Stunden von zu Hause entfernt und doch ein neues Gefühl von Heimat. Wir richten uns ein, der Ofen wird eingeheizt.

Abendessen: Jeder übernimmt ein Stück Verantwortung, ohne große Worte. Von der Vorbereitung bis zum Abspülen, es gibt nie große Diskussionen.

Nachtwanderung: Jeder bekommt eine Fackel, und wir ziehen los, bis zu einem Ziel, dass uns allen passt. Als Regel wird vereinbart, auf dem Weg dorthin nicht zu reden. Es gelingt uns, wir finden einen Platz, setzen uns nieder, Uli liest eine Geschichte vor, dann werden alle von mir aufgefordert, für sich seinen Platz zu suchen, (ein Trommelschlag begleitet sie) dort so lange zu verweilen, bis ein weiterer Trommelschlag alle zurückholt. Wie wird es sein, für jeden einzelnen,die Nacht,ist jeder bereit sich einzulassen?

Später sitzen wir wieder an unserem gemeinsamen Platz und reflektieren. Wie ist es uns gegangen? Rückmeldungen: „ich konnte diese relativ kurze Zeit viel über mich und mein Leben nachdenken“ „ich habe plötzlich Zeit für mich alleine gefunden“ „am Anfang war gar nichts, dann hörte ich die Stille und ich verstand, dass Stille auch rauschhaft sein kann“ „Stille, Einsamkeit, Finsternis hat auch etwas Beruhigendes“

Ich bin überrascht, aber auch erfreut, wie diese Jugendlichen sich einlassen, sich mit sich selbst bewusst auseinandersetzen. Es ist Zeit, Abschied zu nehmen von diesem Platz und es ist gut zu wissen, dass da unten eine Hütte steht mit einem geheizten Ofen. Auf der Hütte angekommen ist Kartenspielen angesagt. Irgendwann nach dem 1. 2. 3.Bier übermannt auch den letzten Helden der Schlaf.

Zum Thema Alkohol: wir haben zusammen entschieden, Bier mitzunehmen. Ich bin der Meinung, es sollten in Zukunft vermehrt Präventionsprojekte von Jugendlichen für Erwachsene angegangen werden, die sich mit dem Verantwortungsbewusstsein des Erwachsenen als Vorbild für die Jugend auseinandersetzen. Wir haben das Thema in diesen Tagen gelebt.

Neue Heimat

Mit einer Übung holen wir uns zuerst Energie und Kraft von der Sonne, dann sind wir bereit. *Das Spinnennetz*: zwischen 2 Bäumen ist das Spinnennetz (geflochten mit einem Seil). Die Gruppe hat nun die Aufgabe, von einer Seite auf die andere zu gelangen, mit der Auflage, dass jede Öffnung im Spinnennetz nur ein einziges Mal benutzt werden darf, wenn eine Person das Seil berührt, muss diese Person wieder zurück zum Ausgangspunkt. Es kann geholfen werden, aber es müssen Überlegungen gemacht werden, wie und wer der erste bzw. der letzte ist, wie kann geholfen werden, werden zuerst die größeren Löcher oder die kleineren genommen. Sind wir bereit gemeinsame Entscheidungen zu treffen und diese auch mit Verantwortung durchzuführen?



Blind am Seil: mit verbundenen Augen, mit der Hand am Seil haltend, durch die Natur streifen, von Baum zu Baum, die Unebenheit des Waldbodens spüren, Hindernisse umgehen, sie auch durchschreiten müssen, nicht wissend, wo mich das „sichere“ Seil hinführt – und trotzdem, ohne Seil, ohne diese scheinbare Sicherheit wäre ich vielleicht orientierungslos. Das Seil als Fixpunkt, als Rahmen, wie vielleicht im richtigen Leben.

Die Seilrutsche: vielleicht „die“ Mutprobe, wo auch dem „richtigen Mann“ etwas mulmig wird. Das beweisen auch die vielen Fragen: „Hält das Seil?“ „Du wirst schon wissen, was du da machst, oder?“ „Wo soll ich mich halten?“ Hier spielt schon Angst mit – aber nachdem Uli als erster auf die andere Seite rutscht, wächst das Vertrauen. Einer nach dem anderen besteht diese Mutprobe, mit unterschiedlicher „Vor- und Nachbereitung“. Durch das starke Vertrauen in der Gruppe ist es leichter, ein Risiko einzugehen, um schlussendlich den Genuss der Befreiung zu spüren. Jeder ist froh und glücklich, das Erlebnis Seilrutsche erlebt zu haben. Für Gesprächsstoff ist gesorgt.

Öffentlichkeit

Freitag Der Kaffee ist fertig! Schon beim Frühstück wird darüber geredet, wie nun unser Spiel ausschauen könnte. Es wird diskutiert, bis die Idee mit dem Spinnennetz im Raum steht. Konkret: Mit einem Seil wird ein Spinnennetz mit 5 Ecken gebaut, 5 von uns halten an diesen Ecken das Netz und einer von uns tanzt im Netz und ist die Spinne. „Genial“ alle können sich an dieser Idee begeistern.

Spinne und Spinnennetz: Wir nehmen was mit aus der Natur, das Spinnennetz als Kunstwerk, als Schutz vor dem Feind. Das Risiko, von der Spinne gefangen und verspeist zu werden ist groß, was für die Spinne überlebensnotwendig ist, bedeutet meistens für die Beute den Tod.

Wir sind fasziniert, das Spinnennetz und die Spinne für unser Spiel einzusetzen, in den öffentlichen Raum zu gehen, in Kommunikation zu treten.

Abschied nehmen – vertrauter Platz

Jeder sucht sich einen Platz, der ihm besonders gut gefällt, jeder für sich nimmt Abschied, von diesem Ort, der uns ein bisschen vertrauter geworden ist, wo wir vielleicht ein Stück Heimat gefunden haben.

Aufräumen, Heimfahrt, das Spiel beginnt. Im JUZE „Papperlapapp“ bereiten wir uns vor: auf unseren Auftritt in der Öffentlichkeit, auf das Spiel, auf unser Spiel. Wir bemalen uns gegenseitig, ein Spinnennetz auf dem Gesicht, auf dem Rücken, auf dem Bauch. Jetzt sind wir bereit, für unser letztes gemeinsames Abenteuer. Es braucht schon eine Portion Mut, jetzt so durch die Straßen von Bozen zu ziehen, aber es gibt kein Zurück mehr, es gibt auch keine Zweifel, wir ziehen das durch. Wir sind bereit uns einzulassen, mit uns selbst, mit dem Anderen, mit der Öffentlichkeit.

Am Kornplatz beginnt unser „Reigen“, Viola begleitet uns mit dem „Djembe“. Das Spinnennetz fest in der Hand, in Bewegung, nach oben, nach unten, im Kreis, immer im Rhythmus der Spinne, die im Netz ihren Tanz tanzt. Wir merken die Nervosität in uns, es gelingt uns noch nicht, Zuschauer zu involvieren. Einige schütteln den Kopf, einige geben undefinierbare Worte von sich, ein anderer sucht schnell das Weite, um ja nicht abgelenkt zu werden, andere hingegen betrachten unser Treiben mit einem Lächeln.

Die Feuertaufe ist bestanden, jetzt geht es weiter durch die „Bozner Lauben“, hier gelingt es uns, auch Menschen „gefangen“ zu nehmen, mit ihnen in Kommunikation zu treten. Ein Mann, der sich plötzlich im Spinnennetz wiederfindet, geht sogar ein Stück mit uns, er lässt sich ein. Ein Kind mit Fahrrad hat uns entdeckt, und es beginnt mit uns zu spielen. Am Obstmarkt gelingt es uns am besten, unser Spiel zu inszenieren. Es gelingt uns immer besser, Passanten einzuladen, mit der Spinne im Spinnennetz zu tanzen, zu begegnen, Blicke auszutauschen, auch einige Worte, um sich zu verabschieden, um den Beutezug wieder von vorne zu beginnen. Am Waltherplatz tanzen wir unseren letzten Tanz, versuchen nochmals, Unbeteiligte zu beteiligen, und es „gelingt“ uns tatsächlich, ein Mädchen zum Weinen zu bringen, das Gefühl sagt uns, dass es Zeit ist aufzuhören. Das Spiel ist aus!

Wir sind glücklich, wir sind alle froh und erleichtert, dass wir das so hingekriegt haben. Vor allem ich atme auf, ich spüre eine gewisse Befreiung in mir, ich bin glücklich, es ist gut zu wissen, etwas inszeniert zu haben, an dem alle Beteiligten mit Begeisterung dabei sind. Es ist passiert und es ist gut so. Die Heldenreise ist vorbei, die Helden gehen schlafen, bis zum nächsten Mal im „Papperlapapp“, bei einem Bier oder wir schauen unseren Film an oder wir starten ein neues Projekt wer weiß heute schon, was morgen kommt?

Das war's:

Wenn mir ein Jugendlicher zum Schluss sagt: „Jetzt weiß ich, was du meinst, wenn du vom Rauscherlebnis in und mit der Natur sprichst“, „es ist mir gelungen darüber nachzudenken, welchen „Scheiß“ ich tagtäglich mache und wie dieser Alltagstrott mich gefangen hält“, „es ist mir gelungen abzuschalten und Zeit für mich zu haben“, „Natur heißt nicht nur Anstrengung, sondern auch Erholung“, „es ist gut aufzubrechen und auszubrechen, ein Risiko einzugehen – und hier ist die Natur der ideale Partner“ – dann erlebe ich das Gelingen unserer Heldenreise.

Grundsätzlich wissen Jugendliche genau, was sie wollen, nur das Festlegen fällt ihnen schwer. Nur durch den persönlichen Kontakt, das Aufbauen von Vertrauen, ist es möglich, sie zu begleiten. Am Ende sind sie froh, dass es Erwachsene gibt, die mit ihnen ein Stück Erwachsen-werden mitgehen. Es ist ein langer Weg bis zu einem Stück Gemeinsamkeit, es ist eine Herausforderung für beide Seiten, „Jung und Alt“, aber: es ist möglich.

7.8. BERNHARD SANTJER:
„IN FLOW“ – ALLTÄGLICHES NICHT ALLTÄGLICH ERFAHREN

Einführung:

Rausch- und Risikoerlebnisse sind Grenzerfahrungen. Sie sind ein Stück Lebensqualität, sie verändern die Perspektive, geben neue Erkenntnisse, prägen unser Leben und stärken unser Selbstwertgefühl. Häufig gestatten wir uns diese Erfahrungen nur durch Einnahme von legalen und illegalen Drogen. Diese geben uns gewissermaßen eine Legitimation zum „Ver-rücktsein“!

„In Flow“ bietet Jugendlichen außerordentliche Erfahrungen, gibt ihnen die Erlaubnis zum „Ver-rücktsein“ - das Erlebnis Außer-sich-zu-sein und doch Bei-sich-zu-sein.

„IN FLOW“ ist ein Peer-Projekt, in dem Jugendliche sich auf die Suche nach Rausch und Grenzerfahrungen machen.

Übergeordnete Ziele sind die Betrachtung und Erweiterung der allgemeinen Lebenskompetenzen und die Reflexion der bisherigen Lebensgestaltung. Während des Projekts ist der Fokus speziell auf die Entwicklung von Rausch- und Risikokompetenzen gerichtet.

In angeleiteten und selbstorganisierten Settings tauschen Jugendliche Rausch- und Grenzerfahrungen aus, erproben Alternativen, reflektieren Wirkung und Nebenwirkung und entwickeln den Transfer in ihren Alltag. Sie erarbeiten Verbesserungen, um die Wirkung zu verstärken, aber auch Möglichkeiten, wie die Risiken kalkulierbarer werden. Sie erforschen Wege, wie sie andere Jugendliche ihres Jahrgangs für ihr Projekt begeistern können.

Die 13-15-jährigen Jugendlichen erleben:
Übungen zur Selbsterfahrung (z.B. Blindenspaziergänge) sowie Vertrauens- u. Kooperationsübungen
DJ-Workshops
Raumgestaltungsseminare
Cocktail-Mix-Seminare
Darkroom-Partys und
eine gruppendynamische Reise mit offenem Ziel.

Jede Einheit wird von den Jugendlichen gemeinsam geplant, durchgeführt und reflektiert.

Die ReferentInnen begleiten die Jugendlichen, geben Impulse und unterstützen zurückhaltend bei der Umsetzung. Hauptaufgabe der ReferentInnen ist die kreative Gestaltung der Reflexionseinheiten.

Ablauf:

Acquise:

Aufsuchen der avisierten Schulklassen (warme Acquise) durch die Referenten
Persönliche Vorstellung der Projektidee
Fragebogen für den gesamten Jahrgang: s. Anlage
Anonyme Auswertung des Fragebogens
Einladung der von den Klassen favorisierten Peerleader

Elterninformation:

Informationsbrief
Elternabend für Eltern der Peerleader
Vorstellung der Projektidee
Information über Peer to Peer – Ansatz und Projektverlauf

Umsetzung mit den Jugendlichen:

Der Peer to Peer Ansatz geht davon aus, dass jeder Mensch in Sozialgruppen gleichen Interesses und ähnlichen Alters leichter in der Lage ist, Verhaltensalternativen anzuerkennen und auszuprobieren, als in hierarchischen Systemen.

Damit die Jugendlichen sich nicht nur kognitives Wissen aneignen, sondern aus Erfahrungen lernen, wurde - soweit möglich - auf Selbsterfahrungsübungen zurückgegriffen.

Im Zentrum dieses Berichtes stehen die Übungen zu außergewöhnlichen Erfahrungen. Auf die detaillierte Betrachtung allgemeiner suchtpreventiver Übungen zur Bildung von Selbstvertrauen, Selbstbewusstsein wird verzichtet, da sie an anderer Stelle hinreichend beschrieben sind.

Das Wochenendseminar:

Schon in der Vorstellungsrunde wurde die Verrücktheit des beginnenden Projekts spürbar. Aus einem einfachen Gießkännchen wurde durch freie Assoziationen eine Glocke, ein Rasierapparat, ein Fahrtenschreiber... Jede/r gab dem Accessoire eine Bedeutung die mit ihm/ihr in Verbindung stand.

Für die Jugendlichen war es faszinierend, wie aus einem unbedeutenden Gebrauchsgegenstand durch Entfremdung, Zentrierung und Veränderung der Wahrnehmung ein Zentralgestirn wurde. Das Gießkännchen rückte ins Zentrum des Bewusstseins, es gestaltete sowohl sinnlich als auch praktisch die Mitte des gesamten Projekts. Es brannte sich dermaßen in das Gruppenbewusstsein ein, dass sich die Gruppe den internen Namen „Gießkännchen“ gab.

Der Waldspaziergang:

Die erste außergewöhnliche Erfahrung machten die Jugendlichen während eines Waldspaziergangs der besonderen Art: Anfänglich zogen die Jugendlichen paarweise (eine/r sehend, der/die andere blind - im Wechsel) in den Wald, führten sich Wege entlang, leiteten sich ins Unterholz, gaben leise Anregungen zum Riechen, Schmecken, Fühlen und Hören.

Später verschärfte wir die Situation, in dem sich alle TeilnehmerInnen die Augen verbanden. Nur wir, die Teamer, waren sehend und leiteten die Gruppe durch Klatschen, Summen, andere Laute und sanftes Berühren über Wege, aber auch unwegsames Gelände. Während der späteren Reflexion berichteten viele, dass sie sich noch nie so lustvoll einem Duft hingeeben und den Geruch von geschlagenem Holz wahrgenommen hätten.

Den ersten Höhepunkt der Aktion erreichten wir, als auch wir Teamer die Augen verschlossen (ohne Binde – Safer Use!). Ca. 5 min irrten und tasteten wir komplett blind durch den Wald (mir kam es wie eine Ewigkeit vor).

Alle hielten durch, bis wir Begleiter bekannt gaben, dass wir wieder sehend waren. In dieser Phase verständigten wir uns ohne Sprache durch unspezifische Laute, Berührungen und Geräusche. Alle erlebten diese Phase stark verunsichert, spürten Ängste und Orientierungslosigkeit. Manche hatten ein starkes Bedürfnis auszusteigen, sich die Augenbinde abzunehmen. Andere blieben einfach an einem Ort stehen und warteten bis sie wieder von Sehenden geleitet wurden. Einige sprachen aber auch von Faszination der Angst und dem anregenden Kribbeln, das sich in ihrem Körper ausbreitete. Auf die Frage weshalb sie sich nicht die Binde abgenommen hatten, antworteten die meisten, dass der Druck durchzuhalten größer war, als die Angst, sich wirklich zu verletzen. „Viel länger aber hätten sie die Situation nicht aushalten können.“

Wieder „erblindet“ führten wir die Gruppe zu einem Waldspielplatz mit Schaukeln, Wippen, Karussell, Federwippen und kleinen Hütten. Wir forderten sie auf, den Platz zu erschließen und die Geräte zu nutzen und ließen sie dort noch einige Zeit gewähren. Die Begegnung mit alltäglichen, seit der Kindheit vertrauten Gegenständen unter diesen nicht alltäglichen Umständen, löste bei allen eine große Ausgelassenheit aus. Die Gruppe war in einem Taumel – einem Rausch! Mit allen damit verbundenen Gefühlen wie Schwindel, Angst, Lust, Freude, Überschwang ...

Die Erfahrung unseres Waldspaziergangs reflektierten wir mit Zeichnungen. Alle Jugendlichen waren aufgefordert, die stärksten Eindrücke des „Blinden Weges“ zu malen. Danach machten wir eine Reflexionsrunde, in der jede/r die Gelegenheit hatte, ihre/seine Eindrücke mitzuteilen.

Darkroom-Party:

Alle TeilnehmerInnen wurden vorerst aufgefordert, das Haus zu verlassen, entweder den Abend zu genießen und/oder sich auf die Party am Abend vorzubereiten. Die Jugendlichen wurden bewusst im Unklaren gelassen, was sie nach Einbruch der Dunkelheit erwartet. In der Zwischenzeit bereiteten wir den Seminarraum für die Darkroom-Party vor.

Wir hängten die Fenster mit Tüchern ab – der Raum war danach so abgedunkelt, dass wir nur noch schemenhaft die Umrisse von Gegenständen wahrnehmen konnten. Wir verengten den Seminarraum durch Aufstellen von Tischen auf ca. 12m². In eine Ecke stellten wir Bar und Musikanlage. Auf den Tischen legten wir Igelbälle, Massageknäufel, Schellen, Rasseln und Trommeln aus.

Wir riefen die Gruppe draußen auf dem Vorplatz zusammen. Alle waren gespannt darauf, was sie nun erwartete. Wir luden sie zur Party im Dunkeln ein.

Zuerst legten wir die Regeln fest:

- x Jede/r darf tun und lassen, was sie/er will, solange nicht die Grenzen eines/r Anderen überschritten werden
- x Wir berühren uns nur so, wie und wo wir selbst auch selbst berührt werden wollen
- x Wir berühren und betasten uns, wir begrabschen uns nicht
- x Sobald wir merken, dass unsere Berührungen willkommen sind, dürfen wir uns weiter vor wagen, immer im bewussten Kontakt zu unserem Gegenüber
- x Grenzen werden deutlich aufgezeigt, durch klare Ansagen („NEIN“), oder durch Entziehen (tritt mir jemand zu nahe, gehe ich zwei Schritte zurück)
- x Grenzen werden geachtet



- x Missbraucht jemand die Situation, nehmen wir die Augenbinden ab und machen den Übergriff öffentlich!
- x Solange sich jede/r an die Spielregeln hält, verpflichten sich alle die Augenbinden im Partyraum aufzubehalten und dafür zu sorgen, wirklich nichts zu sehen
- x Der Partyraum darf zu jeder Zeit verlassen werden, draußen darf natürlich die Binde abgenommen werden.
- x Alle verpflichten sich, sich gegenseitig zu unterstützen, z.B. wenn Ängste aufkommen oder jemand den Ausgang sucht
- x Die Teamer bleiben ohne Augenbinde, um in schwierigen Situationen direkt helfen zu können (Safer use).

Dann verteilten wir Augenbinden und führten die Jugendlichen zum Eingang.

Die Party nahm ihren Lauf. 11 Jugendliche (eine Gruppengröße, die meist einen recht langweiligen Verlauf verspricht) erlebten eine Party, die sie nach ihren eigenen Aussagen nie mehr vergessen werden.

Reflexion:

Am nächsten Morgen setzten wir zur Landung an, ganz nach dem Motto „Rausch ist ein Stück Lebensqualität, wenn wir die Erfahrungen für den Alltag nutzbar machen!“

Zunächst sammelten wir die persönlichen Erfahrungen der Nacht; die Aussagen der

Jugendlichen waren:

- x Unbeschwertheit
- x Kontaktfreudigkeit
- x Leichter Körperkontakt
- x Orientierungslosigkeit
- x Veränderung von Raum- und Zeitgefühl
- x Ausgelassenheit
- x Schwindelgefühle
- x Übelkeit, bis zum Erbrechen
- x Überwindung der Schüchternheit
- x Freude und Spaß usw.

Danach stellten wir die neuen Erfahrungen, Erfahrungen aus bekannten bzw. bisher erlebten Rauscherlebnissen gegenüber. In der Gegenüberstellung wurde sehr schnell deutlich, dass die Intensität der gemachten Erfahrungen mit drogenindiziertem Rausch gleichzusetzen waren.

Auch das Thema „Safer Use“ konnte über diese Aktion verankert werden. Wir ließen die Jugendlichen sammeln, wie sie mit unangenehmen, bzw. üblen Erfahrungen umgingen, wie sie sich selbst schützten bzw. von anderen Unterstützung erfuhren. Während der Übertragung auf andere Rauscherfahrungen wurde offensichtlich, dass zum kompetenten Umgang mit Rausch bestimmte Schutzvorkehrungen notwendig sind:

- x Sich nicht alleine in derartige Situationen begeben
- x Informationen über Wirkung und Nebenwirkungen des Stoffes vor dem Konsum einholen
- x Eine Person (Vertrauensperson) bleibt nüchtern:
 - sie kann im Bedarfsfall Hilfe leisten bzw. Hilfe holen
 - sie kann bei Angstzuständen beruhigen wirken
- x Bei Erstkontakt mit unbekanntem Stoffen die Dosis niedrig halten

Besonders wichtig war uns hier die Feststellung, dass es grundsätzlich kein gutes bzw. schlechtes Rauschverhalten oder ~mittel gibt. Vielmehr kann mit allen Stoffen wie Verhaltensweisen kompetent aber auch missbräuchlich – inkompetent - umgegangen werden.

Gerade die Frage nach der notwendigen Abstinenz zwischen den Konsumphasen klärte sich von selbst. Es wurde allen klar, dass die ständige Beibehaltung des erlebten Zustandes im Darkrooms, auf Dauer immer weniger Wirkung und somit auch Gewöhnung erzielt hätte.

Die gruppenspezifische Reise – ein offener Erfahrungsweg:

Nur wenig Rahmenbedingungen werden hier durch die ReferentInnen vorgegeben. Alles was passiert, entsteht aus dem gruppenspezifischen Prozess heraus.

Besondere pädagogische Ziele der Reise:

Die TeilnehmerInnen sollen:

- x erfahren, wie sich Leiten und Leiten lassen auf persönliche Gefühle auswirkt
- x Spannung aushalten
- x erfahren, dass eine Gruppe - ähnlich wie ein Organismus – chaotische Zustände durchleben kann, und dass sich aus der Gruppe – ohne äußeres Zutun - eine eigene Ordnung entwickelt. Sie sollen die Balance zwischen Chaos und Ordnung kennen lernen.



- x ihre Verhaltensstrukturen in Gruppen reflektieren und erweitern
- x Reisen als lustvolle, außergewöhnliche Situation wahrnehmen
- x den Zusammenhang zwischen gruppendynamischen Aktionen und Suchtprävention erkennen

Die wichtigen Eckpunkte der Reise waren:

- x das Ziel wird erst am Tag der Abreise im offenen Prozess durch die Gruppe bestimmt. Vorherige Absprachen sind erlaubt, entschieden wird am Abreisetag
- x der finanzielle Aufwand der TeilnehmerInnen wird vorher durch die Gruppe im offenen Prozess festgelegt
- x Ausstattung und Proviant werden vorher im gruppendynamischen Prozess vereinbart
- x jede/r TeilnehmerIn ist aufgefordert, sich im Vorfeld Gedanken zu machen, wo er/sie am liebsten hinfahren/wandern würde
- x der Ausgangsort wird durch die Gruppe festgelegt

Die Vorgaben durch die ReferentInnen:

- x die Reise dauerte insgesamt 1 _ Tage
- x Treffen am Ausgangspunkt: 9.00 h
- x Rückkehr: 20.00 h am darauffolgenden Tag
- x der Einsatz (Teilnahmebeitrag) ist, um die Verbindlichkeit zu erhöhen, vorher zu entrichten, der Teilnahmebeitrag wird nicht zurückerstattet.
- x Ziel und Verlauf der Reise sind offen mit der Einschränkung, dass keine Großstädte und Freizeitparks anvisiert werden
- x die ReferentInnen sind beobachtende BegleiterInnen. Sie greifen nicht in den Prozess ein, nur dann, wenn gesetzliche Grenzen überschritten werden.
- x die ReferentInnen strukturieren die Organisation, indem sie die notwendigen offenen Fragen stellen, die Antworten entwickelt die Gruppe
- x die ReferentInnen führen Reflexionsrunden durch: am Abend jedes Reisetages zum Abschluss der Reise
- x die Eltern werden über das Vorhaben durch einen Elterbrief informiert

Das vorrangige Ziel des Projekts war, Jugendlichen Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie auf vielfältige Art und Weise Rauschzustände durch reale und authentische Handlungen herstellen können. Das zweite Ziel war, Bewusstsein dafür zu schaffen, dass Rauscherlebnisse dann sinnvoll sind, wenn ich die Erfahrungen für meinen Alltag nutzbar mache.

Beide Ziele haben wir in der Zusammenarbeit mit der Peerleader-Gruppe eindeutig erreicht. Aus den Rückmeldungen ist deutlich erkennbar: der Rausch wurde erlebt, und der Transfer in den Alltag ist gelungen.

7.9. MARTIN MORAWETZ: ERLEBENDES THEATER

ErLebendes Theater findet an verschiedenen Orten seine Festspielbühne. Ob in den Bergen, auf einer Alm oder auf einer Insel am Meer.

Ziel dieses Erlebens ist es, durch kreativen bzw. spielerischen Ausdruck Rauschzustände selbst zu erzeugen und gemeinsam in einer Gruppe zu genießen. Die daraus gewonnen Erkenntnisse können wir mit nach Hause nehmen und in das „tägliche Theater“ unserer Gesellschaft integrieren.

Hinter der Idee „erlebendes Theater“ steht die Möglichkeit, sich durch spielerischen und kreativen Ausdruck von erlebten Situationen neue Perspektiven schaffen zu können. Gemeint ist damit auch, verschiedene Rauscherlebnisse neu zu definieren, ihnen Alternativen entgegen zu stellen, um so nicht in einer gewohnten Rauschverflechtung hängen zu bleiben.

Dazu braucht es erst einmal die richtige Vorbereitung und den dazu passenden Raum, wo sich Rausch und Risiko vereinen lassen.

In meinem Projekt war der Raum die Natur, und die Vorbereitung fand in Form einer Überraschung statt. Denn keiner der zwanzig Teilnehmer wusste am Beginn des Morgens, wohin die Reise gehen würde. Und das wiederum war das Risiko jedes Einzelnen, sich dieser Herausforderung zu stellen. Meine Aufgabe war es, die Gruppe über den Tag hinweg zu einem Rauscherlebnis zu führen. Natürlich wusste ich über den möglichen Ausgang der Zusammenarbeit mit der Gruppe Bescheid. Aber nicht zu wissen, in welcher Form und Intensität sich der Festtag gestalten würde, war auch für mich ein Risiko und ein Wagnis. Ein Wagnis, das es sich lohnte, einzugehen.

Als wir also früh morgens bei Sonnenaufgang am Meer zusammentrafen, stellte ich den Teilnehmern die Aufgabe, sich in vier Gruppen zusammen zu finden. Vier verschiedene Elementzeichen unterstützten sie dabei, dass vier Elemente-Gruppen „zufällig“ zusammengestellt wurden. „Auf der Suche nach den vier Elementen“, so benannte ich den Projekttag. Ziel war es für mich, die Teilnehmer über eine Arbeit in den einzelnen Gruppen zu einem Gemeinschaftsziel zu führen, nämlich dem Spielen der einzelnen Elemente in Form einer Theateraufführung.



Für mich war es wichtig, die Natur als Festspielbühne so zu gestalten, dass daraus das größtmögliche Rauscherlebnis für jeden einzelnen entstehen konnte – so wurden etwa mögliche Bühnen am Meer oder in Höhlen gesucht.

Nach einem gemeinsamen rituellen Abendmahl war es die Gruppe „Luft“, die alle anderen Teilnehmer zu ihrer Aufführung einlud. Luft wählte eine Höhle mit Blick auf das Meer und verwandelte diese in ein anmutiges Amphitheater. Wir, die anderen Teilnehmer als Publikum, konnten uns davon überzeugen, dass jeder einzelne „Schauspieler“ echt in seiner Rolle war, die er oder sie sich im Laufe des Tages erarbeitet hatten. Die Emotionen gingen hoch und man konnte merken, wie nach einiger Zeit alles noch so Koordinierte und Erprobte zu freier Improvisation wurde, in der für uns als Publikum die Ordnung dennoch zu sehen war. Da wurde improvisiert, gedichtet und auf jede Sicherheit vergessen. Nicht anders bei der nächsten Darstellergruppe „Feuer“. Ihre Festspielbühne war bei Sonnenuntergang der Strand am Meer.

Danach mussten wir etwa einen halben Kilometer zum nächsten Ort des Geschehens wandern. Dort empfing uns dann das Element „Erde“. Gleich zu Beginn schien es, als würde die ganze Mühe des Tages und der Festvorbereitung zunichte gemacht sein. Grund dafür war der Wind, der zum Feind der Bühne wurde: das Element „Erde“ musste improvisieren. Und genau das war es, was dem staunenden Zuseher so imponierte: Es entstand immer wieder Chaos – und darin Ordnung zugleich.

Als dann zu Mitternacht auch das letzte Element mit seiner Darbietung fertig war, sah ich, wie sich wirklich alle Teilnehmer in einem wahren Rauschzustand befanden. Wie jeder Einzelne belohnt wurde für seine Arbeit, die er über mehr als sechzehn Stunden vollbracht hatte. Wir genossen die Stimmung nach dem Fest und bedankten uns am nächsten Abend mit einem großen Feuer am Strand.

Irgendwann endet jede Reise, jeder Rausch. Was zurück bleibt, ist die Erinnerung an den Beginn und das Ende. Das dazwischen Erlebte wird erst danach wirklich bewusst. Wie war es eigentlich wirklich, wie war ich eigentlich wirklich? Wie kann ich mir ähnliche Bedingungen auch zu Hause schaffen? Nur einige Fragen von vielen, die mich nach dem Projekttag beschäftigten. Und wahrscheinlich nicht nur mich.

Also beschloss ich, die Gelegenheit zwei Monate später bei einem gemeinsamen Wiedersehen wahr zu nehmen und verfasste einen Feedbackbogen für die Teilnehmer. Wichtig war es mir, feststellen zu können, inwieweit es ein Risiko war, sich einem Rauschzustand anzunähern. Ebenso wollte ich gerne erfahren, wem es in welcher Situation gelang, den Kopf des Alltags auszuschalten und sich auf Neuland zu begeben. Welche Erfahrungen können die Teilnehmer im alltäglichen Leben umsetzen?

Über alle individuellen Herangehensweisen an das Thema hinaus teilten einige Teilnehmer im Rahmen dieser Auswertung mit, dass dieser Festtag in Kreta eines der schönsten Erlebnisse in ihrem Leben war. Schon alleine aus diesem Grund lohnt es sich, dankbar zu sein, dass auch ich ein Teil dieses Erlebnisses war.

Links: check it, Obertrum, Risk + Fun

ANHANG

DIE AUTORINNEN

Gerald Koller (Hrsg.):

Als Trainer, Autor, Projektentwickler und european facilitator im Brückenbereich von Gesundheit und Kommunikation tätig. Entwickelte den risflecting-Ansatz nach 15-jähriger Tätigkeit in der Prävention und leitet die Lehrgänge zur Rausch- und Risikopädagogik.

Mag. Andrea Baldemair:

Mag. Andrea Baldemair, Psychologie-Studium an der Universität Salzburg, Forschungsaufenthalte in Bangor/Wales, Berlin und Magdeburg; Tätigkeiten als Psychologin, Tänzerin, Sängerin, Jugend- und Freizeitforscherin mit dem Schwerpunkt Tanz und Identität.

Michael Guzei:

Diplomsozialarbeiter; soziokulturelle Animation; Studium in Theaterwissenschaft und Publizistik; Kunstfotograf; Filmemacher. Stellvertretende Leitung der Fachstelle für Suchtvorbeugung ISP in Wien (95-98). EU Projekt Urban plus: „Suchtprävention im Gürtelbereich“ (98-2000). Projekt- und Entwicklungsarbeit für die Fachstelle für Suchtvorbeugung Niederösterreich.

Annemarie Rettenwander:

cand.psych. Annemarie Rettenwander studiert an der Universität Innsbruck Psychologie sowie Erziehungswissenschaften, nebenher arbeitet sie im klinischen und psychosozialen Bereich.

Mag. Christoph Strieder:

Mag. Christoph Strieder, Psychologe und personenzentrierter Psychotherapeut (i.A.u.S.) in freier Praxis; Stv. Leiter der sozialpädagogischen Jugendwohngruppe Mitterndorf der Pro Juventute; freiberufliche Projektarbeit in verschiedenen Bereichen der Jugendarbeit.

Dr. Joachim Willfahrt:

Freier Kultur- und Wissenschaftsjournalist; Kulturanthropologe und Medizinhistoriker. Lebt in Nauheim bei Frankfurt/M. und Steyr/OÖ.

Die Beiträge in Unterkapiteln wurden von Jürgen Einwanger, Hans A. Hüsgen, Werner Lindner und Thomas Freund, Luis Töchterle sowie Hilde Scheickl für andere Werke verfasst und hier originalzitiert.

Die Beiträge von Mag. Gerald Brandtner, Hermann Hauer, Ingrid Höchtler und Christa Preining, Berthold Santjer, Wolfgang Schöngruber, Doris Stein-Wagner und Martin Morawetz wurden im Rahmen der Abschlussarbeit zum 1. internationalen risflecting-Lehrgang verfasst.